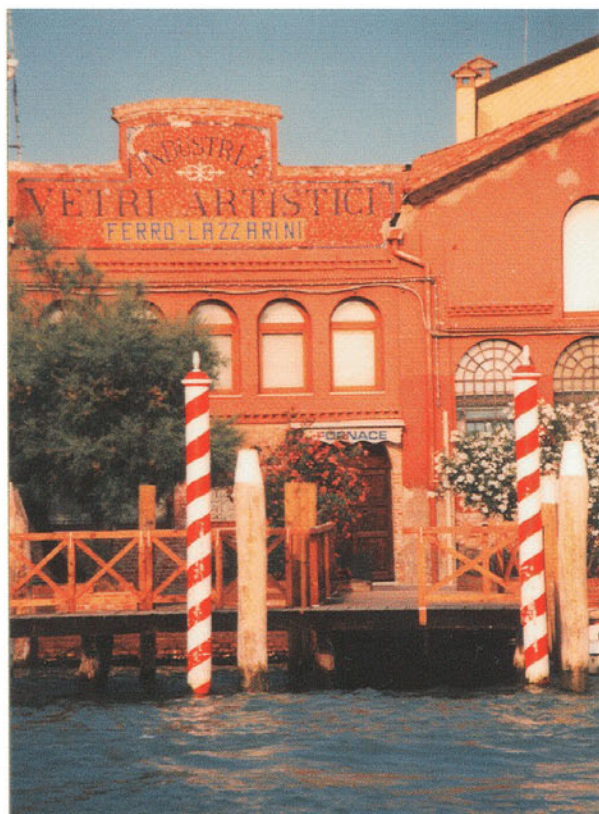




Donna Leon

Wie durch ein dunkles Glas

*Commissario Brunettis
fünfzehnter Fall*

Roman · Diogenes

In milder Frühlingsluft durch die Lagune zu fahren ist für Vianello und Brunetti wie Schuleschwänzen. Noch ist kein Mord passiert, es geht um einen Freundschaftsdienst: Sie eilen Marco Ribetti zu Hilfe, einem Umweltaktivisten und Bekannten von Vianello, der bei einer Ökodemo in Mestre in Polizeigewahrsam genommen worden ist. Doch kaum bekommen die beiden Ribetti frei, gerät dieser abermals in Gefahr: Noch auf den Stufen der Questura stößt sein eigener Schwiegervater Morddrohungen gegen ihn aus. Den Alten, einen traditionsbewußten Besitzer einer Muranoglasmanufaktur, bringen nicht allein die Umweltanliegen von Marco zur Weißglut. Schon seit längerem hat man ihn in den Bars von Murano Verwünschungen ausstoßen hören gegen den Festländer, der in seine Familie eingeheiratet hat. Neugierig, was an den Drohungen dran ist, macht Brunetti sich auf nach Murano – und findet eine Welt wieder, die er schon als kleiner Junge besuchte, als sein Vater in einer Glasbläserei assistierte. Und dann gibt es tatsächlich einen Toten. Brunetti muß annehmen, daß es ein Unfall war – bis er eine Spur findet in einem Buch, das dem Toten gehörte, in Dantes Inferno. Auch Brunetti muß in höllische Abgründe der menschlichen Seele hinabsteigen, um zu ergründen, was wirklich vorgefallen ist.



DONNA LEON verließ mit 23 Jahren New Jersey, wo sie 1942 geboren worden war, um in Perugia und Siena weiterzustudieren. Seit 1965 lebt sie ständig im Ausland, sie arbeitete als Reiseleiterin in Rom, als Werbetexterin in London sowie als Lehrerin an amerikanischen Schulen in der Schweiz, im Iran, in China und Saudi-Arabien. Seit 1981 wohnt und arbeitet Donna Leon in Venedig.

Tod vor dem Brennofen. Ist ein Familienzwist zwischen dem Fabrikbesitzer und seinem Schwiegersohn schuld? Oder mußte der Nachtwächter der Glasmanufaktur dafür büßen, daß er ein fanatischer Umweltschützer und Leser ist? In einer Ausgabe von Dantes Inferno entdeckt Brunetti die entscheidende Spur.

Donna Leon
*Wie durch
ein dunkles Glas*
*Commissario Brunettis
fünfzehnter Fall*
Roman
Aus dem Amerikanischen von
Christa E. Seibicke

Diogenes

Titel des Originals:
›Through a Glass, Darkly‹
Das Motto aus: Mozart, *Don Giovanni*,
in der Übersetzung von Hermann Levi,
Theodor Ackermann Verlag, München 1910
Die göttliche Komödie, Teil 1 *Die Hölle*
von Dante Alighieri in der Übersetzung von Philaletes,
Diogenes Verlag, Zürich 1991
Umschlagfoto von Thomas Grand
(Ausschnitt)

Für Cecilia Bartoli

All rights reserved Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2007

Diogenes Verlag AG Zürich

www.diogenes.ch

2000/07/52/1

ISBN 978 3 257 06573 2

*Da qual tremore insolito
Sento assalir gli spiriti!
Dond'escono quei vortici
Di foco pien d'error?*

*Welch' ungewohntes
Angstgefühl
Fesselt und lähmt die Sinne mir,
Gewittersturm umbrauset mich
Und wilden Feuers Glut.*

DON GIOVANNI

Brunetti stand am Fenster und flirtete mit dem Frühling. Er war da! Gleich drüben, am anderen Ufer des Kanals, zeigte er sich in den frischen, jungen Trieben, die dort aus der Erde spitzten. In all den Jahren hatte Brunetti nie jemanden in dem Garten arbeiten sehen, und doch mußte während der letzten Tage irgendwer den Boden aufgelockert haben, auch wenn ihm das erst jetzt auffiel. Zwischen den Grashalmen schimmerten zartweiße Blümchen, und die unerschrockenen kleinen, die sich so dicht an den Boden schmiegt und deren Namen er sich nie merken konnte – die mit den gelben und rosafarbenen Blüten –, brachen aus dem frisch gewendeten Erdreich hervor.

Er stieß die Fensterflügel auf und ließ frische Luft in sein überheiztes Büro strömen. Sie duftete nach neuem Wachstum oder steigenden Säften oder was immer es war, das die sprichwörtlichen Frühlingsgefühle wachrief und jenes Urverlangen nach Glück. Und weil dieses Etwas auch die Würmer hervorge lockt hatte, waren anscheinend sogar die Vögel, die so eifrig drüben im Garten pickten, in Hochstimmung. Zwei von ihnen zankten sich um einen Leckerbissen, dann flog einer davon, und Brunetti sah ihm nach, bis er links hinter der Kirche verschwand.

»Verzeihung«, hörte er jemanden hinter sich sa-

gen und setzte eine ernste Miene auf, bevor er sich umdrehte. Vor ihm stand Vianello in Uniform, er blinzelte nervös und wirkte viel zu streng für einen so schönen Tag. Angesichts seiner dienstlich-steifen Haltung war Brunetti versucht, ihn mit Rang und Namen anzusprechen, obwohl sie sich seit Vianellos Beförderung zum Inspektor doch immer häufiger duzten. Unschlüssig vermied er die Anrede fürs erste und fragte höflich: »Ja, was gibt's denn?«

»Hättest du wohl einen Moment Zeit?«

Wenn Vianello so umstandslos das vertrauliche *tu* benutzte und Brunetti auch nicht mit »Commissario« ansprach, war er wohl doch nicht dienstlich hier.

Um die Situation zu entspannen, sagte Brunetti: »Ich habe mir gerade die Blumen dort drüben angesehen« – er wies mit einer Kopfbewegung in Richtung Garten – »und mich gefragt, was wir an einem Tag wie heute im Büro verloren haben.«

Da lächelte Vianello endlich. »Der erste Tag, an dem man den Frühling spürt. Da habe ich früher immer die Schule geschwänzt.«

»Ich auch«, schwindelte Brunetti. »Und womit hast du dir die Zeit vertrieben?«

Vianello setzte sich auf den rechten der beiden Besucherstühle, seinen angestammten Platz. »Mein älterer Bruder hat damals den Rialto beliefert, und statt in die Schule bin ich zu ihm auf den Markt, und wir haben den ganzen Vormittag Obst- und Gemüseboxen geschleppt. Um die Zeit, wenn normaler-

weise Unterrichtsschluß war, bin ich dann heim zum Mittagessen.« Er schmunzelte und lachte schließlich laut heraus. »Meine Mutter ist mir immer auf die Schliche gekommen. Wie, weiß ich nicht, aber sie fragte mich jedesmal, was am Rialto los gewesen sei und warum ich ihr keine Artischocken mitgebracht hätte.« Kopfschüttelnd hing Vianello seinen Erinnerungen nach. »Und den Kindern ergeht es heute mit Nadia nicht anders: als ob sie ihre Gedanken lesen könnte und einfach weiß, wann sie den Unterricht geschwänzt oder etwas ausgefressen haben.« Er sah Brunetti an. »Kannst du dir erklären, wie sie das machen?«

»Wer? Mütter?«

»Ja.«

»Du hast es eben selbst gesagt, Lorenzo. Indem sie Gedanken lesen.« Und da die Atmosphäre nun hinreichend entspannt schien, fragte Brunetti ganz direkt: »Also, was führt dich zu mir?«

Schlagartig kehrte Vianellos anfängliche Nervosität zurück. Er stellte die übereinandergeschlagenen Beine nebeneinander, preßte die Knie zusammen und setzte sich kerzengerade hin. »Es handelt sich um einen Freund«, sagte er. »Er hat Probleme.«

»Womit?«

»Mit uns.«

»Der Polizei?«

Vianello nickte.

»Hier? In Venedig?«

Vianello schüttelte den Kopf. »Nein, in Mestre.

Das heißt, eigentlich in Mogliano, aber sie wurden nach Mestre gebracht.«

»Wer, sie?«

»Na, die Leute, die man festgenommen hat.«

»Was denn für Leute?«

»Die vor der Fabrik.«

»Meinst du das Farbenwerk?« fragte Brunetti, der sich an einen Artikel in der heutigen Morgenzeitung erinnerte.

»Ja.«

Der *Gazzettino* hatte auf der ersten Seite seines Innenteils groß über die Festnahme von sechs Personen berichtet, die am Vortag an einer Anti-Globalisierungsdemo vor einem Farbenwerk in Mogliano Veneto teilgenommen hatten. Die Fabrik war mehrmals wegen Mißachtung der Auflagen zur Giftmüllentsorgung gebührenpflichtig verwarnet worden, ohne daß dies etwas gefruchtet hätte, denn die Firma zahlte lieber die lächerlichen Bußgelder, als in neue Filtersysteme zu investieren. Die Demonstranten verlangten die Schließung des Werks und hatten versucht, die Arbeiter am Betreten des Geländes zu hindern. Dabei war es zu einem Zusammenstoß zwischen Demonstranten und Werkträgern gekommen, der die Polizei auf den Plan rief und mit sechs Festnahmen endete.

»Gehört dieser Freund zur Belegschaft oder zu den No-Global-Aktivisten?« fragte Brunetti.

»Weder noch«, entgegnete Vianello und setzte dann hinzu: »Also er ist kein organisierter No-Global. Genausowenig wie ich.« Da ihm diese Er-

klärung offenbar selbst unzulänglich schien, atmete Vianello tief durch und begann noch einmal von vorn. »Marco und ich, wir sind zusammen zur Schule gegangen, aber danach hat er studiert und wurde Ingenieur. Er hat sich schon immer für die Umwelt interessiert, und bei Öko-Versammlungen und dergleichen sind wir uns dann auch wieder über den Weg gelaufen. Manchmal gehen wir im Anschluß an ein Treffen noch zusammen in die Bar.«

Brunetti unterließ es, sich näher nach diesen Zusammenkünften zu erkundigen. Und der Inspektor fuhr fort: »Marco macht sich große Sorgen wegen der unsauberen Praktiken in diesem Werk. Und natürlich in Marghera. Ich weiß, daß er auch dort an Demos teilgenommen hat, aber mit so was wie gestern hatte er noch nie zu tun.«

»Was meinst du?«

»Na, die tätlichen Ausschreitungen.«

»Davon wußte ich gar nichts«, sagte Brunetti. Die Zeitung hatte nur über die Festnahmen berichtet, von Handgreiflichkeiten oder gar Prügeleien war nicht die Rede gewesen. »Was ist denn passiert?« erkundigte er sich. »Und wer hat angefangen?« Er wußte, was die Befragten darauf unweigerlich antworteten, egal, ob sie für sich selbst sprachen oder für ihre Freunde: Schuld war immer die gegnerische Partei.

Vianello lehnte sich zurück und schlug die Beine wieder übereinander. »Das weiß ich nicht. Ich habe nur mit seiner Frau gesprochen. Das heißt, sie hat

heute früh angerufen und gefragt, ob ich ihm nicht irgendwie helfen könne.«

»Was denn, erst heute?« fragte Brunetti.

Vianello nickte. »Marco hat gestern abend aus dem Gefängnis in Mestre mit ihr telefoniert und sie gebeten, mich zu verständigen; aber nicht vor heute morgen. Sie hat mich gerade noch erreicht, bevor ich aus dem Haus mußte.« Und auf Brunettis Frage zurückkommend, fuhr Vianello fort: »Ich weiß also nicht, wer angefangen hat. Es könnten die Arbeiter gewesen sein oder vielleicht auch ein paar von den No-Globals.«

Daß Vianello diese Möglichkeit einräumte, verblüffte Brunetti.

»Aber Marco war's bestimmt nicht«, beteuerte jener. »Der ist absolut friedlich und würde sich mit niemandem anlegen. Es gibt allerdings auch Leute, die zu solchen Demos gehen, um – na ja, die wollen da ihren Spaß haben.«

»Eine merkwürdige Auffassung von ›Spaß‹.«

Vianello hob die Hand und ließ sie wieder sinken. »Ich weiß, aber manche von denen sehen es eben so. Marco hat solche Typen erwähnt. Sagt, er mag sie nicht und hat sie auch nicht gern bei einer Demo dabei, weil mit ihnen das Risiko, daß es zu Ausschreitungen kommen könnte, natürlich steigt.«

»Kennt er diese Randalierer persönlich?« fragte Brunetti.

»Weiß ich nicht, gesagt hat er nur, daß sie ihn nervös machen.«

Brunetti beschloß, das Gespräch zum Ausgangspunkt zurückzulenken. »Aber was wolltest du jetzt eigentlich von mir?«

»Du kennst doch die Kollegen in Mestre. Besser als ich jedenfalls. Und auch die Richter, wobei ich nicht weiß, wem der Fall zugeteilt wurde. Könntest du nicht mal anrufen und sehen, was du in Erfahrung bringst?«

»Und kannst du mir erklären, warum *du* das nicht machst?« Die Frage klang so, wie sie gemeint war: eine Bitte um Information und nicht etwa als Empfehlung, Vianello möge die Sache selbst in die Hand nehmen.

»Weil ich glaube, es macht sich besser, wenn die Anfrage von einem Commissario kommt.«

Nach kurzem Überlegen stimmte Brunetti zu. »Ja, mag sein. Weißt du, wie die Anklage lautet?« fragte er.

»Nein. Ich tippe auf Ruhestörung oder Behinderung eines Beamten in Ausübung seiner Dienstpflicht. Marcos Frau hat sich nicht dazu geäußert. Und ich habe sie gebeten, nichts zu unternehmen, bis ich mit dir gesprochen habe. Ich dachte, du oder wir könnten vielleicht irgendwie vermitteln ... inoffiziell natürlich. Würde Marco eine Menge Ärger ersparen.«

»Weiß seine Frau Näheres?«

»Nur was Marco ihr erzählt hat: daß er sich mit einem Transparent dort postiert hatte, zusammen mit seiner Gruppe, etwa ein Dutzend Leute. Plötz-

lich seien drei oder vier Fremde aufgetaucht, die die Arbeiter anpöbelten und sogar bespuckten. Und dann warf jemand einen Stein.« Bevor Brunetti nachhaken konnte, sagte Vianello: »Nein, Marco weiß nicht, wer's war. Er sagt, er habe nichts gesehen. Das mit dem Stein hat ihm wer erzählt. Und dann war auf einmal die Polizei da, er wurde zu Boden geworfen, in einen Transporter verfrachtet und nach Mestre gebracht.«

Nichts davon überraschte Brunetti im mindesten. Falls kein Videofilmer vor Ort gewesen war, würden sie nie erfahren, wer als erster zugeschlagen oder wer den Stein geworfen hatte, und folglich wußten nur die Götter, wie die Anklage lauten und gegen wen sie sich richten würde.

Nach kurzem Schweigen sagte Brunetti: »Du hast recht, aber wir erledigen das lieber persönlich.« Und falls es sonst nichts bringt, dachte er bei sich, haben wir immerhin einen Grund, dem Büro zu entfliehen. »Können wir gehen?«

»Ja«, sagte Vianello und erhob sich.

Als sie aus der Questura traten, sah Brunetti eine Polizeibarkasse auf die Anlegestelle zusteuern. Foa, der neue Bootsführer, stand am Ruder. Er grüßte Brunetti mit einem Lächeln und winkte Vianello zu. »Wo wollen Sie hin?« rief er und schob ein »Commissario« nach, um klarzustellen, wem die Frage galt.

»Piazzale Roma«, sagte Brunetti, der beim dortigen Kommissariat telefonisch einen Wagen bestellt hatte. Da von seinem Bürofenster aus kein Polizeiboot in Sicht gewesen war, hatte der Commissario angenommen, er und Vianello würden das Vaporetto nehmen müssen.

Foa sah auf die Uhr. »Ich habe erst um elf die nächste Fuhre, Commissario – bis dahin bin ich leicht zurück, wenn ich Sie jetzt rüberbringe.« Und an Vianello gewandt: »Komm schon, Lorenzo: Herrliches Bootswetter heute.«

Mehr brauchte es nicht, um die beiden an Bord zu locken. Sie blieben an Deck, während Foa den Canal Grande entlangsteuerte. Beim Rialto meinte Brunetti augenzwinkernd zu Vianello: »Der erste richtige Frühlingstag, und schon schwänzen wir beide wieder.«

Vianello lachte, weniger über Brunettis Bemerkung als aus Freude über das prächtige Wetter, die

schräg einfallenden Sonnenstrahlen, die vor ihnen auf dem Wasser tanzten, und über den diebischen Spaß, am ersten Frühlingstag blauzumachen.

Als das Boot am Piazzale Roma anlegte, bedankten sich beide Männer bei Foa und gingen an Land. Hinter der ACTV-Zentrale wartete ein Streifenwagen mit laufendem Motor, dessen Fahrer sich, kaum daß sie eingestiegen waren, in den Verkehr einfädelte, der über den Damm zum Festland rollte.

Im Präsidium in Mestre brachte Brunetti rasch in Erfahrung, daß die festgenommenen Demonstranten Giuseppe Zedda zugeteilt worden waren, einem Kollegen, mit dem er vor einigen Jahren schon einmal zusammengearbeitet hatte. Zedda, ein Sizilianer, den Brunetti fast um Haupteslänge überragte, hatte den Commissario seinerzeit durch seine unbedingte Ehrlichkeit beeindruckt. Sie waren zwar nicht direkt Freunde geworden, hatten einander aber kollegialen Respekt gezollt. Weshalb Brunetti heute darauf vertraute, daß Zedda für einen gerechten Ablauf sorgen und verhindern würde, daß man die Inhaftierten zu Aussagen drängte, die sie später widerrufen mochten.

»Könnten wir einen der Männer sprechen, die ihr in Gewahrsam habt?« fragte Brunetti, nachdem er und Vianello den angebotenen Kaffee dankend abgelehnt hatten.

»Wen denn?« Erst Zeddas Gegenfrage machte Brunetti klar, daß er von dem Mann, dessentwegen sie gekommen waren, nicht mehr wußte, als daß er

mit Vornamen Marco hieß und ein Freund von Vianello war.

»Ribetti«, soufflierte Vianello.

»Na, dann kommt mal mit«, sagte Zedda. »Ich stelle euch einen Verhörraum zur Verfügung und lasse den Mann vorführen.«

Das Zimmer, in das sie gebracht wurden, unterschied sich in nichts von all den anderen Verhörräumen, die Brunetti mit den Jahren kennengelernt hatte: Der Fußboden mochte heute morgen frisch gewischt worden sein – vielleicht sogar erst vor zehn Minuten –, trotzdem knirschte körniger Staub unter ihren Sohlen, und zwei Plastikbecher lagen nicht im, sondern neben dem Papierkorb. Es roch nach abgestandenem Rauch, ungewaschenen Kleidern und Unterwerfung. Schon beim Eintreten drängte es Brunetti, etwas zu gestehen, irgendwas, nur um schnell wieder wegzukommen.

Nach ungefähr zehn Minuten erschien ein uniformierter Beamter mit einem Mann, der, obwohl größer als er, mindestens zehn Pfund leichter war. Brunetti hatte schon oft beobachtet, daß Häftlinge, selbst solche, die nur über Nacht in Polizeigewahrsam saßen, in ihren Kleidern schrumpften: so auch dieser Mann. Sein Hosenboden schleifte fast über die Dielen, und sein Hemd bauschte sich so, daß es aus der zugeknöpften Jacke herausquoll. Er hatte sich offenbar an diesem Morgen nicht rasieren können, und die dichten, schwarzen Haare standen auf einer Seite ungebündelt vom Kopf ab. Seine ab-

stehenden Ohren verliehen ihm etwas Linkisches, was durch die schlechtsitzende Kleidung noch unterstrichen wurde. Er schaute Brunetti ausdruckslos an, aber bei Vianellos Anblick lächelte er froh und erleichtert, und sobald seine Züge sich entkrampften, sah Brunetti, daß er jünger war, als es zunächst den Anschein hatte, so etwa Mitte dreißig.

»Dann hat dich Assunta also erreicht?« Mit diesen Worten umarmte der Mann Vianello und klopfte ihm auf den Rücken.

Den Inspektor schien diese herzliche Begrüßung zu überraschen, doch er erwiderte Ribettis Umarmung und sagte: »Ja, sie hat mich angerufen, kurz bevor ich zum Dienst mußte, und gefragt, ob ich irgendwie helfen kann.« Vianello trat einen Schritt zurück und wies auf Brunetti. »Das ist mein Vorgesetzter, Commissario Brunetti. Er war so freundlich, mich zu begleiten.«

Ribetti streckte Brunetti die Hand hin. »Danke, daß Sie gekommen sind, Commissario.« Sein Blick wanderte von Vianello zu Brunetti und wieder zurück. »Ich wollte keine ...« Er brachte den Satz nicht zu Ende. »Also«, setzte er noch einmal an, »ich wollte dir nicht so viele Umstände machen, Lorenzo.« Und an Brunetti gewandt: »Geschweige denn Ihnen, Commissario.«

Vianello trat an den Tisch. »Schon gut, Marco. Mit Leuten zu verhandeln ist doch unser täglich Brot.« Er zog zwei Stühle an einer Seite des Tisches

heraus und rückte dann den am Kopfende für Ribetti zurecht.

Als alle Platz genommen hatten, machte Vianello eine Geste zu Brunetti hin, als wolle er an ihn übergeben. »Erzählen Sie uns, was vorgefallen ist«, sagte der Commissario.

»Alles?« fragte Ribetti.

»Alles«, bestätigte Brunetti.

»Drei Tage lang haben wir demonstriert«, begann Ribetti. Sein Blick schien zu fragen, ob die beiden von der Protestkundgebung wußten. Als alle zwei nickten, fuhr er fort: »Gestern waren wir etwa zu zehnt. Mit Transparenten. Wir haben versucht, die Arbeiter davon zu überzeugen, daß sie mit dem, was sie dort tun, uns allen schaden.«

Brunetti machte sich kaum Illusionen über die Bereitschaft von Werktätigen, auf ihren Job zu verzichten, nur weil man ihnen vorhielt, daß zahllose Menschen, die ihnen noch dazu völlig fremd waren, durch ihre Arbeit zu Schaden kämen. Trotzdem nickte er wieder.

Ribetti faltete die Hände auf dem Tisch und betrachtete angelegentlich seine Finger.

»Wann sind Sie bei der Fabrik angekommen?« fragte Brunetti.

»Nachmittags, so gegen halb vier«, antwortete Ribetti und sah den Commissario dabei an. »Die meisten von uns sind berufstätig und können sich erst nach der Mittagspause freimachen. Die Arbeiter kommen um vier ins Werk zurück, und wir möch-

ten, daß sie uns sehen, unsere Plakate lesen, vielleicht sogar zuhören oder mit uns diskutieren.« Und mit einem ganz verlegenen Gesichtsausdruck, der Brunetti an seinen Sohn erinnerte, setzte Ribetti hinzu: »Wenn wir den Leuten begreiflich machen können, welche Gefahren von der Fabrik ausgehen, nicht nur für sie, sondern für uns alle, dann werden sie vielleicht ...«

Auch diesmal behielt Brunetti seine Gedanken für sich. Vianello war es, der das Schweigen brach: »Bringt es denn wirklich was, mit den Leuten zu reden?«

Da lächelte Ribetti. »Wer weiß? Wenn wir sie einzeln antreffen, hört manch einer zu. Doch sobald sie zu mehreren sind, gehen sie einfach weiter. Oder sie machen auch mal Bemerkungen.«

»Zum Beispiel?«

Ribetti sah erst die beiden Polizisten an, dann senkte er den Blick auf seine Hände. »Ach, daß sie nicht interessiert sind, daß sie arbeiten müssen, daß sie Familie haben. Oder sie werden sogar ausfallend.«

»Aber nicht handgreiflich?« fragte Vianello.

Ribetti schüttelte den Kopf. »Nein, das nicht. Wir sind ja auch alle darin geschult, jede Konfrontation zu meiden, nicht mit ihnen zu streiten, alles zu unterlassen, was sie provozieren könnte.« Er blickte Vianello so eindringlich an, als wolle er ihn mit seiner offenen Miene vom Wahrheitsgehalt seiner Worte überzeugen. »Wir sind dort, um den Leuten zu helfen«, schloß er, und Brunetti glaubte ihm.

»Aber diesmal ist etwas schiefgelaufen?« forschte er.

Ribetti schüttelte ratlos den Kopf. »Ich kann mir nicht erklären, wie das passieren konnte. Es stießen ein paar Leute zu uns – keine Ahnung, woher sie kamen, ob sie zu uns gehörten oder zu den Arbeitern –, jedenfalls fingen sie an zu krakeelen, und prompt brüllten die Arbeiter zurück. Dann rempelte mich jemand an, ich ließ mein Plakat fallen, und als ich es wieder aufgehoben hatte, da waren scheinbar plötzlich alle durchgedreht. Man schubste und stieß sich gegenseitig; dann hörte ich Polizeisirenen, und gleich darauf ging ich zu Boden. Zwei Männer zogen mich hoch und schafften mich zusammen mit etlichen anderen in einen Kleinbus, der uns hierherbrachte. Erst gegen Mitternacht kam eine uniformierte Polizistin in die Zelle und gestattete mir ein Telefonat.« Ribettis Stimme klang bei dieser hastig heruntergespulten Zusammenfassung nicht minder verwirrt als die Ereignisse, die er beschrieb.

Sein Blick schnellte zwischen Brunetti und Vianello hin und her, dann sagte er an letzteren gewandt: »Ich habe Assunta angerufen und ihr erklärt, wo ich bin und was passiert ist. Und als du mir eingefallen bist, habe ich sie gebeten, dir Bescheid zu geben.« Offenbar hatte er vergessen, was Vianello ihm berichtet hatte, denn plötzlich erkundigte er sich besorgt: »Sie hat dich doch nicht noch in der Nacht angerufen, oder?«

Vianello lächelte. »Nein, nein, erst heute mor-

gen.« Und Brunetti sah Ribetti seine Erleichterung an.

»Aber ihr brauchtet meinerwegen nicht den weiten Weg zu machen«, sagte Ribetti. »Wirklich, Lorenzo: Ich weiß nicht, was ich mir dabei gedacht habe, Assunta an dich zu verweisen. Ich war wohl in Panik letzte Nacht. Aber ich dachte, du könntest hier jemanden anrufen oder so, und alles wäre geregelt.« Er sah Vianello an und beteuerte mit erhobener Hand: »Ehrlich, ich wäre nie auf die Idee gekommen, daß du eigens hier rausfahren müßtest.« Und an Brunetti gewandt: »Geschweige denn, daß Sie sich herbemühen würden, Commissario.« Wieder senkte er den Blick auf seine Hände. »Ich wußte einfach nicht weiter.«

»Sind Sie früher schon mal verhaftet worden, Signor Ribetti?« fragte Brunetti.

Ribetti starrte ihn so entgeistert an, als hätte Brunetti ihn geohrfeigt. »Natürlich nicht«, versicherte er.

»Und wie steht es mit den anderen?« mischte Vianello sich ein.

»Die auch nicht, niemals!« Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, wurde Ribetti unversehens lauter. »Ich sagte doch, wir sind darauf geschult, jede Provokation zu vermeiden.«

»Aber sind solche Demos nicht an sich schon eine Provokation?« fragte Brunetti.

Ribetti schien die Frage im Geiste zurückzuspuhlen und nach einem sarkastischen Hintersinn zu suchen. Offenbar ohne Ergebnis. »Das stimmt schon«,

gab er zu. »Aber unsere Aktionen sind absolut gewaltfrei. Wir sind einzig und allein bestrebt, den Arbeitern klarzumachen, daß das, was sie tun, hochgradig gefährlich ist. Nicht nur für uns, sondern weit mehr noch für sie selbst.«

Brunetti sah, daß Vianello sich damit zufriedengab, forschte aber trotzdem weiter. »Was sind denn das für Gefahren, Signor Ribetti?«

Marco machte ein Gesicht, als hätte Brunetti ihn gefragt, wieviel zwei und zwei sei. Doch er gab sich einen Ruck und sagte: »Nun, an erster Stelle stehen die Lösungsmittel und Chemikalien, mit denen die Leute arbeiten. Zumindest in der Farbenfabrik. Die werden mal verschüttet oder einer bespritzt sich damit, ganz zu schweigen von den giftigen Dämpfen, die man den ganzen Tag einatmet. Oder denken Sie nur an all die Abfallstoffe, die ja irgendwo entsorgt werden müssen.«

Brunetti, der Ähnliches schon seit geraumer Zeit von Vianello zu hören bekam, mied den Blickkontakt mit dem Inspektor. »Und glauben Sie denn«, fragte er, »daß Ihre Proteste etwas bewirken werden, Signor Ribetti?«

»Das wissen die Götter!« Marco reckte die Handflächen zur Decke. »Aber es ist immerhin etwas, ein kleiner Aufschrei. Der anderen vielleicht zeigt, daß Widerstand möglich ist. Außerdem«, setzte er klagend, aber zugleich im Brustton der Überzeugung hinzu, »wenn wir gar nichts machen, dann bringen die uns alle irgendwann um.«

Gerade weil er solche Debatten schon oft mit Vianello geführt hatte, brauchte Brunetti nicht zu fragen, wer »die« seien. Und er erkannte plötzlich, wie sehr auch er inzwischen umgestimmt, wenn nicht gar bekehrt worden war – und das nicht nur durch Vianello und sein ökologisches Gewissen. Vielmehr achtete er von ganz allein vermehrt auf Berichte über globale Erderwärmung oder darüber, wie ungeniert die Ökomafia ihre toxischen Abfälle in der dritten Welt entsorgte. Mittlerweile hielt er es sogar für möglich, daß zwischen dem Mord an einer Fernsehjournalistin der RAI in Somalia vor ein paar Jahren und den Giftmülldeponien in diesem krisengeschüttelten Land eine Verbindung bestanden hatte. Wenn er sich noch über etwas wunderte, dann waren es jene unbeirrbaren Idealisten, die nach wie vor glaubten, mit ihren bescheidenen Protesten etwas ausrichten zu können. Auch wenn er das nicht gern zugab.

»Doch nun zum praktischen Teil«, sagte Brunetti kurz entschlossen. »Da Sie offenbar noch nie mit dem Gesetz in Konflikt geraten sind, können wir vielleicht etwas für Sie tun.« Er sah Vianello an. »Wenn du hierbleibst, gehe ich und rede mit Zedda und sehe mir mal das Protokoll an. Falls niemand verletzt und auch keine Anzeige erstattet wurde, sehe ich keinen Grund, warum Signor Ribetti weiter in Haft bleiben sollte.«

In Ribettis Augen mischten sich Furcht und Erleichterung. »Danke, Commissario«, sagte er und

setzte dann rasch hinzu: »Auch wenn Sie nichts erreichen können oder nichts dabei herauskommt – trotzdem danke.«

Brunetti erhob sich, ging zur Tür und war froh, sie unversperrt zu finden. Draußen auf dem Gang fragte er nach Zedda und wurde in ein Büro verwiesen, das, wie sich herausstellte, nur ein Viertel so groß war wie sein eigenes und bloß ein Fenster hatte, das noch dazu auf einen Parkplatz ging.

Bevor Brunetti sein Anliegen vorbringen konnte, sagte Zedda: »Nehmen Sie ihn mit, Brunetti. Es kommt ja doch nichts dabei heraus. Es gab keine Verletzten, niemand hat eine *denuncia* eingereicht, und wir wollen bestimmt keinen Ärger mit diesen Leuten. Sie gehen einem gehörig auf den Wecker, das stimmt, aber letztlich sind sie harmlos. Also nehmen Sie Ihren Freund, und bringen Sie ihn heim.«

Ein jüngerer Brunetti hätte sich vielleicht noch bemüht gefühlt klarzustellen, daß Ribetti nicht sein, sondern Vianellos Freund sei, aber nachdem er schon so viele Jahre mit dem Inspektor zusammenarbeitete, war ihm diese Unterscheidung nicht mehr wichtig. Also bedankte er sich einfach bei Zedda und fragte, ob er noch irgend etwas unterschreiben müsse. Doch Zedda wischte alle Formalitäten mit einer Handbewegung beiseite, versicherte Brunetti, er habe sich gefreut, ihn wiederzusehen, und kam hinter seinem Schreibtisch hervor, um den Commissario zu verabschieden.

Brunetti kehrte in den Verhörraum zurück, eröffnete Ribetti, er sei wieder frei, und bot ihm an, mit ihnen zurückzufahren; dann ging er voraus zum wartenden Streifenwagen.

Die drei traten aus dem Hauptportal der Questura di Mestre und schritten die Eingangsstufen hinunter. Vianello legte Ribetti den Arm um die Schultern und sagte: »Komm, Marco, bis zum Piazzale Roma fährst du mit uns. Das ist das mindeste, was wir für dich tun können.« Ribetti bedankte sich lächelnd. Er rieb sich die Augen, und als er mit einer Hand an seinem Gesicht entlangfuhr, konnte Brunetti fast hören, wie seine Finger über die unrasierte Wange schabten. Als sie sich dem wartenden Auto näherten, hielt neben ihnen ein Taxi, dem ein kleiner, untersetzter Mann mit schlohweißen Haaren entstieg. Nachdem er sich durchs offene Fenster gebeugt und den Fahrer entlohnt hatte, wandte er sich der Questura zu. Und sah die drei Männer vor dem Eingang.

Mit einem zornigen Hieb knallte er die Fondtür zu und stürmte über die Fahrbahn. »Du Arschloch!« schrie er. Das Taxi fuhr davon. Der alte Mann blieb stehen und drohte den dreien mit erhobener Faust. »Du Arschloch!« brüllte er noch einmal und setzte sich wieder in Bewegung. Brunetti und seine Begleiter blieben starr vor Staunen auf halber Treppe stehen.

Die Züge des Mannes, dessen blau angelaufenes Gesicht den Gewohnheitstrinker verriet, waren wutverzerrt. Er war so klein, daß er Brunetti nicht

einmal bis zur Schulter gereicht hätte, dafür aber doppelt so breit, mit einer Wampe, die mangels Muskelmasse schlaff herunterhing. »Du und deine Viecher und deine Bäume und deine ewige Natur! Marschierst einfach los und machst so lange Rabatz, bis sie dich einbuchten und dein Name in die Zeitung kommt. Rindvieh! Aber du hattest ja noch nie einen Funken Verstand. Und jetzt belagern diese Aasgeier vom *Gazzettino* mich am Telefon!«

Brunetti schob sich zwischen den Alten und Ribetti. »Ich fürchte, hier liegt ein Mißverständnis vor, Signore. Signor Ribetti wurde nicht verhaftet. Ganz im Gegenteil: Er ist hier, um der Polizei bei ihren Ermittlungen zu helfen.« Brunetti wußte selbst nicht, warum er log. Es würde keine Ermittlungen geben, bei denen Ribetti hätte behilflich sein können, aber dem tobenden Alten mußte Einhalt geboten werden, und vor der Autorität eines Staatsorgans kuschten Menschen seiner Generation noch am ehesten.

»Ja, was glauben Sie denn, wer Sie sind?« herrschte der Alte Brunetti an und legte den Kopf in den Nacken, um seinen Gegner ins Auge fassen zu können. Ohne eine Antwort abzuwarten, versuchte er, sich an dem Commissario vorbeizudrängen, der ihm jedoch mit einem raschen Ausfallschritt erst nach links und dann nach rechts den Weg versperrte.

Da blieb der Alte stehen, hob einen Finger in Schulterhöhe und stieß ihn Brunetti vor die Brust. »Aus dem Weg, Freundchen! Ich dulde keine Ein-

mischung von Fremden, verstanden?« Er machte einen halben Schritt nach links, aber Brunetti ließ ihn auch diesmal nicht vorbei. »Aus dem Weg, hab ich gesagt!« schrie der Alte, und diesmal langte er nach Brunettis Arm. Man konnte gewiß nicht sagen, daß er ihn gepackt oder gar an seinem Arm gezerrt hätte, aber genausowenig war es die freundliche Geste eines Mannes, der nur etwas Wichtiges mitzuteilen hat und sicherstellen will, daß sein Gegenüber ihm auch zuhört.

Vianello jedenfalls kam vorsorglich zwei Stufen hinunter und baute sich links neben dem alten Mann auf. »Anfassen sollten Sie den Commissario lieber nicht, Signore.«

Doch der Alte war in seiner Wut nicht mehr zu bremsen. Er riß die Hand von Brunettis Arm und reckte sie Vianello entgegen. »Bilden Sie sich bloß nicht ein, daß Sie mich aufhalten können, Sie Dreckskerl!« Er hatte einen knallroten Kopf, und Brunetti, der selten jemanden erlebt hatte, der sich so maßlos ereiferte, fürchtete schon, dem Alten drohe ein Schlaganfall: Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, seine Hände zitterten, an den Mundwinkeln war Speichel ausgetreten, und seine kleinen, dunklen Augen hatten sich zu zwei schmalen Schlitzten verengt.

Hinter sich hörte Brunetti auf einmal Ribettis Stimme. »Bitte, Commissario, er wird keinen Ärger machen.«

Vianello konnte sein Erstaunen nicht verbergen,

ebensowenig wie Brunetti, was dem Alten nicht entging. »Er hat recht, Signor Commissario, wer immer Sie sind: *Ich* mache keinen Ärger. Dafür ist er zuständig, das Arschloch.« Er wandte sich von Brunetti zu Marco, der jetzt zur Linken Brunettis stand. »Wir kennen uns, weil er diese dumme Gans geheiratet hat, meine Tochter. Ist einfach dem Geld nachgestiegen und hat sich die Richtige geangelt. Und sie dann mit seinen beschissenen Ideen vollgestopft.« Der Alte machte Miene, Ribetti anzuspucken, besann sich aber gerade noch. »Und jetzt landet er auch noch im Knast«, schloß er mit einem Blick zu Brunetti, der deutlich machte, daß er auf dessen Lüge nicht hereingefallen war.

Marco lenkte Brunettis Aufmerksamkeit auf sich, indem er ihn leicht am Ärmel zupfte. »Ich danke Ihnen, Commissario.« Und an Vianello gewandt: »Dir natürlich auch, Lorenzo.« Und als ob der alte Mann Luft wäre, wich er seitwärts aus und stieg unbehelligt die letzten Stufen hinunter. Auf dem Bürgersteig angekommen, sah Brunetti ihn nach dem parkenden Streifenwagen schielen; doch dann lief Ribetti zügig weiter und verschwand hinter der nächsten Ecke.

»Feigling!« rief der Alte ihm nach. »Wenn's drum geht, deine gottverdammten Viecher zu retten oder deine gottverdammten Bäume, ja, dann bist du mutig. Aber wenn du's mit einem richtigen Mann aufnehmen sollst, du ...« Hier gingen dem Alten plötzlich die Schimpfwörter aus. Nachdem er Brunetti und Vianello angestarrt hatte, als wolle er sich ihre

Gesichter für alle Zukunft einprägen, drängte er sich an den beiden vorbei und stürmte hinauf in die Questura.

»Was war denn das?« fragte Brunetti.

»Ich erzähl's dir auf dem Rückweg«, versprach Vianello.

Die Geschichte, die der Commissario auf der Rückfahrt nach Venedig zu hören bekam, hatte Vianello von einem ehemaligen Klassenkameraden, der ein halbes Jahr als *maestro* in der Glasbläserei von Giovanni De Cal, dem tobsüchtigen Alten vor der Questura, gearbeitet hatte, bevor er dort kündigte und zu einer anderen *fornace* wechselte. Am Beginn stand eine typische Liebesromanze von Herzklopfen bis Hochzeitsglocken: Sie, De Cals Tochter, ließ auf dem Rialto eine Tüte voll Orangen fallen, ein Fremder, der gerade Garnelen kaufte, jagte den Früchten nach und sammelte sie wieder ein. Sie bedankte sich lachend und lud ihn auf einen Kaffee ein, über dem sie sich dann eine Stunde lang unterhielten. Anschließend begleitete er sie zu ihrem Boot, ließ sich ihre Handynummer geben, rief wenig später an und bat sie, mit ihm ins Kino zu gehen, und vier Monate später zogen sie zusammen. Ihr Vater war strikt dagegen, weil er den jungen Mann für einen Mitgiftjäger hielt. Assunta, die nie besonders hübsch gewesen und inzwischen auch nicht mehr jung war, kannte kein anderes Leben als ihre Arbeit in der väterlichen Glasbläserei. Wer würde eine solche Frau begehren,

außer um ihres Geldes willen? Dahinter verbarg sich die weniger offen geäußerte Frage, wer sich, falls die Tochter gar eine eigene Familie gründete und ihn verließ, um ihn kümmern würde, einen Witwer, allein in einer Zehn-Zimmer-Villa und zu sehr von seinen Geschäften in Anspruch genommen, um für sich selbst sorgen zu können.

Liebe Leser, sie hat ihn geheiratet. Aber der Konflikt spitzte sich zu, als die Prinzipien und politischen Ansichten des jungen Mannes, seine Sorge um die Umwelt und das Mißtrauen gegen die augenblickliche Regierung auf die Philosophie seines Schwiegervaters prallten. In De Cals Welt regierte die Maxime »Fressen und gefressen werden«; Arbeiter waren zum Arbeiten da und hatten nicht auf der faulen Haut zu liegen, geschweige denn von ihren Brötchengebern auch noch Geld fürs Nichtstun zu kassieren; Produktionssteigerung und Umsatzwachstum waren immer willkommen – je mehr, desto besser.

Vollends ein rotes Tuch waren für den Alten Ausbildung und Beruf des jungen Mannes. Nicht genug damit, daß er einen Universitätsabschluß hatte, also zu diesen nutzlosen *dottori* gehörte, die alles studiert, aber von nichts eine Ahnung haben; nein, der Herr Ingenieur verschlimmerte das Übel noch, indem er ausgerechnet bei der Firma anheuerte, die die Ausschreibung zum Bau von Mülldeponien im Veneto gewonnen hatte und in deren Auftrag er nun Standortanalysen erstellte, den Abstand der Indu-

strianlagen zu fließenden Gewässern sowie den Grundwasserspiegel und die Bodenbeschaffenheit untersuchte. Er schrieb Gutachten, die bereits geplante Deponien verhinderten, und solche, die den Bau der Anlagen verteuerten – und finanziert wurde das Ganze mit dem Geld, das man ehrbaren Leuten wie De Cal aus der Tasche zog, fleißigen Unternehmern, die Steuern zahlten, auf daß Faulpelze und Schwächlinge weiter am Tropf des Sozialstaats hängen und windige Ingenieure den Kommunen Geld abpressen konnten, nur damit ein paar Fische und andere Viecher sich nicht dreckig machten oder einen Schnupfen kriegten.

Ribetti und seine Frau, Assunta De Cal, bewohnten ein Haus auf Murano, das Assunta von ihrer Mutter geerbt hatte. Sie, die gewissermaßen als Puffer zwischen Vater und Ehemann stand, bemühte sich, das Haus in Ordnung und die beiden Streithähne auseinanderzuhalten, was, da sie den ganzen Tag in der väterlichen Firma arbeitete, beides nicht leichtfiel. Giovanni De Cal war, wie Brunetti und Vianello bezeugen konnten, ein Choleriker; seine *fornace* auf Murano befand sich seit sechs Generationen in Familienbesitz.

An dieser Stelle unterbrach Vianello seine Erzählung und meinte: »Also, wenn ich mich hier so reden höre, wundert es mich, woher ich soviel über die beiden weiß. Bestimmt nicht alles von Pietro aus seiner Zeit bei De Cal. Und Marco und ich, wir sind zwar zusammen zur Schule gegangen, aber danach

hatten wir uns bis vor drei Jahren ganz aus den Augen verloren. Daß ich trotzdem so gut auf dem laufenden bin, ist mir ein Rätsel. Schließlich sind wir keineswegs dick befreundet, und über seinen Schwiegervater hat er sich nie geäußert.« Während Vianello so vor sich hin sinnierte, passierten sie den Ponte della Libertà, und dem Inspektor, der im Fond des Wagens saß, war es, als sähe er Brunettis Kopf von den Schornsteinen Margheras umrahmt.

Brunetti schloß aus Vianellos Verwunderung, daß der Inspektor sich seiner Gabe, Menschen ins Gespräch zu ziehen und dabei ihr Vertrauen zu gewinnen, womöglich auch nach all den Jahren noch nicht vollends bewußt war. Vielleicht war sie ja angeboren, wie das absolute Gehör oder eine tänzerische Begabung, und für diejenigen, die sie besaßen, absolut nichts Ungewöhnliches.

Vianello deutete zur Industrielandschaft Margheras hinüber und lenkte Brunettis Gedanken wieder zum Thema zurück. »Du weißt, daß ich seine Meinung teile, oder?«

»Was die Proteste angeht?«

»Ja«, bestätigte Vianello. »Als Beamter kann ich zwar nicht mitdemonstrieren, aber das hindert mich nicht daran, ihre Aktionen zu billigen. Ich hoffe bloß, sie machen weiter und lassen sich nicht unterkriegen.«

»Und was ist mit De Cal?« fragte Brunetti. In wenigen Minuten würden sie am Piazzale Roma anlangen, und er wollte verhindern, daß Vianello ihn

vorher noch in eine Debatte über den untergangsgeweihten Planeten verwickelte.

»Ach, ein elender Stänkerer, du hast ihn ja vorhin selbst erlebt. Auf Murano hat der sich schon mit jedem angelegt: wegen Immobilien, Löhnen ... einfach allem, worüber man nur streiten kann.«

»Wie schafft er es denn, seine Mitarbeiter zu halten?« fragte Brunetti.

»Na ja, beim einen klappt's, beim anderen nicht«, antwortete Vianello. »Hab ich jedenfalls gehört.«

»Von wem, von Ribetti?«

»Nein, ich hab dir doch gesagt, Marco spricht nicht über den Alten, und er hat ja auch nichts mit der *fornace* zu schaffen. Aber ich habe Verwandte auf Murano, von denen einige in den Glasbläsereien arbeiten. Und da weiß jeder über jeden Bescheid.«

»Ach ja? Was erzählt man sich denn so?«

»Also seine beiden letzten *maestri* hat De Cal jetzt seit zwei Jahren«, sagte Vianello und fügte erklärend hinzu: »Das ist fast schon ein Rekord für ihn, selbst wenn es keine erstklassigen Kräfte sind. Kommt bei ihm aber wohl nicht so drauf an.«

»Wieso das?« Hinter Vianellos Kopf schob sich der Panoramabus vorbei: Sie würden gleich da sein.

»Weil sein Betrieb bloß diesen Touristenscheiß herstellt. Du weißt schon, springende Delphine ... Toreros.«

»Die mit der roten Capa und den schwarzen Kniebundhosen?« fragte Brunetti.

»Ja! Ist das zu glauben? Als ob wir hier Toreros hätten, geschweige denn Delphine.«

»Ich dachte, dieser ganze Ramsch wird heutzutage in China gefertigt oder meinetwegen in Tschechien«, wiederholte Brunetti das, was er oft gehört hatte, und zwar von Leuten, die es eigentlich wissen sollten.

»Es wird auch sehr viel importiert, nur die großen Teile, die kriegen die dort nicht hin, jedenfalls noch nicht. Aber laß mal fünf Jahre vergehen, dann kommt bestimmt alles aus China.«

»Und was wird dann aus deinen Verwandten?«

Vianello hob resigniert die Hände. »Entweder sie lassen sich umschulen, oder es ergeht ihnen so, wie deine Frau es uns Venezianern jetzt schon prophezeit: Man steckt sie in historische Kostüme und läßt sie, einen urwüchsigen Dialekt auf den Lippen, als Touristenattraktion herumlaufen.«

»Sogar uns?« fragte Brunetti. »Die Polizei?«

»Ja«, bestätigte Vianello. »Kannst du dir Alvise mit einer Armbrust vorstellen?«

Herzhaftes Gelächter beendete das Thema, und ihr Gespräch mündete in jenen Strom aus Klatsch und Tratsch, der seit alters her durch Venedig fließt, oftmals nicht viel sauberer als das Wasser in den Kanälen.

Zurück in der Questura suchte Brunetti als erstes Signorina Elettra auf, um sich zu erkundigen, ob der Dienstplan für die Ostertage schon fertig sei. »Ah,

Commissario«, rief sie, als er ihr Büro betrat, »ich habe schon auf Sie gewartet.«

»So?« fragte er.

»Ja, wegen der Lotterie.« Sie sagte das so selbstverständlich, als müsse er wissen, worum es sich handele. »Wollen Sie nicht auch ein Los kaufen?«

Ohne nachzufragen, von was für einer Lotterie die Rede sei, ob sie mit Ostern zu tun habe oder mit einer von Vianellos grünen Kampagnen, zückte Brunetti bereitwillig seine Brieftasche. »Ja, natürlich. Wieviel?«

»Nur fünf Euro, Commissario«, erwiderte sie. »Wir rechnen mit einem so regen Absatz, daß wir es uns leisten können, den Preis niedrig zu halten.«

»Schön«, sagte Brunetti, der nur mit halbem Ohr zugehört hatte, und legte einen Geldschein auf den Tisch.

Elettra dankte ihm und zog sich einen Notizblock heran. »Und welches Datum möchten Sie, Commissario?« Auf der Suche nach einem Stift kramte sie auf ihrem Schreibtisch herum und blickte dann wieder zu ihm hoch. »Vom ersten Mai an haben Sie die freie Wahl.«

Einen Moment lang spielte Brunetti mit dem Gedanken, den zehnten Mai, Paolas Geburtstag, anzugeben und nicht weiter nachzufragen, aber dann war seine Neugier doch stärker. »Entschuldigen Sie, Signorina, aber ich fürchte, ich kann Ihnen nicht folgen.«

»Ganz einfach, Commissario, jeder muß sich ein

Datum aussuchen. Und wer auf das richtige tippt, der kassiert den gesamten Wetteinsatz.« Und lächelnd setzte sie hinzu: »Sie können übrigens ruhig mehrere nehmen, solange Sie für jedes fünf Euro einzahlen.«

»Also gut«, stöhnte Brunetti. »Ich gestehe: Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

Signorina Elettra führte die Hand an die Lippen, und wenn Brunetti sich nicht täuschte, flog eine feine Röte über ihre Wangen. Begleitet von einem langgezogenen Seufzer – als wäre sie ein Fußball, dem man die Luft herausgelassen hat. Er verfolgte ihr wechselndes Mienenspiel, sah sie den Gedanken an eine gnädige Lüge zugunsten der Wahrheit verwerfen. Das alles beobachtete Brunetti, ohne zu wissen, wie oder woran er es erkannte.

»Es geht um den Vice-Questore«, sagte sie endlich.

»So? Was ist mit ihm?« fragte Brunetti geduldig.

»Wegen der Stelle bei Interpol.«

»Sie meinen, er hat sich beworben?« Brunetti war baß erstaunt, daß Patta tatsächlich Ernst gemacht hatte. Um genau zu sein, wunderte es ihn noch mehr, daß man ihm nichts von Pattas Bewerbung um die Position gesagt hatte – auf Pattas Ebene wurden aus Stellen Positionen.

»Ja, Commissario. Vor vier Monaten schon.«

Brunetti wußte nicht mehr genau, was für eine Position das war, auf die sein Vorgesetzter es abgesehen hatte. Aber er erinnerte sich dunkel, daß es um die Zusammenarbeit – oder wie diejenigen, die

eine Position bekleideten, zu sagen pflegten: um das interaktive Agieren – mit der Polizei eines Landes ging, dessen Sprache Patta nicht beherrschte. Um welches Land es sich handelte, war ihm leider auch entfallen.

In sein Schweigen hinein soufflierte Signorina Elettra: »London, Commissario. Als Mafiaexperte bei Scotland Yard.«

Wie so oft, wenn er etwas über Pattas Karriereplanung erfuhr, war Brunetti um die passenden Worte verlegen. »Und die Lotterie?« fragte er schließlich.

»Betrifft den Tag, an dem er die Absage erhält«, versetzte sie ungerührt.

Die Einzelheiten interessierten ihn nicht, aber eins hätte er doch zu gern gewußt. Bloß, wie so eine Frage taktvoll anbringen? »Für Sie steht das Ergebnis offenbar schon fest, Signorina.« Ja, das war die richtige Formulierung.

»So gut wie«, bestätigte Elettra, ließ sich jedoch keine Erklärung entlocken. Statt dessen klopfte sie lächelnd mit ihrem Stift auf den Block. »Und Ihr Tip, Commissario?«

»Zehnter Mai, bitte.«

Sie schrieb das Datum auf einen kleinen Zettel, den sie abriß und ihm über den Tisch reichte. »Nicht verlieren, Dottore.«

»Was passiert bei Stimmengleichheit?« fragte Brunetti, während er das Los in seine Brieftasche steckte.

»Oh, das ist schon geregelt, Commissario. Ein paar Daten sind tatsächlich mehrfach angefragt worden, aber für den Fall, daß eins davon gewinnt, wurde vorgeschlagen, den ganzen Einsatz an Greenpeace zu spenden.«

»Sieht ihm ähnlich, oder?« bemerkte Brunetti trocken.

»Wem sieht was ähnlich, Commissario?« fragte sie sichtlich verwirrt.

Brunettis kleiner Schnaufer schien zu sagen, das sähe doch ein Blinder, wessen Kopf dieser Vorschlag entsprungen sei. »Na, Vianello.«

»Um ehrlich zu sein, Commissario«, versetzte sie, ohne ihr zuckersüßes Lächeln zu verlieren, »es war meine Idee.«

»Wenn das so ist«, lenkte Brunetti geistesgegenwärtig ein, »dann wünsche ich mir nichts sehnlicher als einen stimmengleichen Sieg, damit ich mein Teil dazu beitragen kann, das Geld einem so löblichen Zweck zuzuführen.«

Erst musterte sie ihn mit ausdrucksloser Miene, doch als sie sprach, kehrte ihr Lächeln zurück: »Nun hör sich einer diesen durchtriebenen Schwindler an.«

Was Brunetti zum eigenen Erstaunen ungemein schmeichelte. So sehr, daß er den Dienstplan für die Feiertage darüber völlig vergaß und sich ohne weitere Fragen hinauf in sein Büro begab.

Der Frühling war auf dem Vormarsch, was Brunetti weiterhin anhand der Flora verfolgte. In den Blumenläden erschien der erste Flieder, und er brachte Paola einen riesigen Strauß mit heim; die kleinen rosafarbenen und gelben Knospen in dem Garten am anderen Kanalufer waren schon voll erblüht; als nächstes kamen wilde Narzissen, gefolgt von Tulpen, die in Reih und Glied den Weg am Rand des Grundstücks säumten. Und dann, eines Samstags, schleppte er auf Paolas Geheiß die großen Terrakottakübel vom kühlen, dunklen Dachboden, in dem sie überwinterten, zurück auf die Terrasse, wo sie bis November bleiben würden. Von dort oben sah er, daß die Blumenkästen auf dem Balkon gegenüber sowie ein Stockwerk tiefer mit den roten Geranien bepflanzt waren, die er so häßlich fand.

Dann kam Palmsonntag, was er erst bemerkte, als Leute mit Olivenzweigen in der Hand durch die Stadt spazierten. Die Woche darauf war Ostern, und in den Schaufenstern von Biancat lockte ein Meer von Blumen in so extravaganten Arrangements, daß Brunetti jeden Abend auf dem Heimweg wie verzaubert davor haltmachte.

Am Ostersonntag hatten Paolas Eltern sie zum Mittagessen eingeladen; ihre Tante Ugolina, die dieses Jahr ebenfalls anwesend war, trug einen mit win-

zigen Papierrosen garnierten Strohhut, der höchstens einmal pro Jahr das Tageslicht erblickte. Da man den Faliere nichts schenken konnte, was sie nicht schon besaßen – und ganz gewiß in besserer Qualität –, brachten die Brunettis Blumen mit. Und obwohl der ganze Palazzo mit üppigen Arrangements geschmückt war, pries die Contessa ihre Rosen so überschwenglich, als handele es sich um die ersten Exemplare einer neuen Züchtung. Chiara hielt angesichts der Blumenorgie aus dem Stegreif einen Vortrag über den horrenden Energieverbrauch von Treibhauspflanzen, dem jedoch niemand Beachtung schenkte.

Blumenmotive hatten auch bei der an Paola adressierten Einladung zu einer Galerieeröffnung Pate gestanden, wo drei junge Glaskünstler ihre Arbeiten vorstellen wollten. Den eingescannten Fotos nach zu schließen, entwarf einer florale Ornamente aus farbigem, mit Blattgold versetztem Glas; der zweite Vasen, deren Ränder er den Kelchblättern der Schnittblumen nachempfunden hatte, für die sie bestimmt waren; und der dritte, der offenbar einen traditionelleren Stil pflegte, Zylindervasen mit gerade geschliffenem Rand.

Ein Kollege von Paola, der mit dem Galeristen befreundet war, hatte für die Vernissage Werbung gemacht. Und da die Kriminalitätsrate Venedigs gerade so niedrig war wie der Pegelstand des diesjährigen Frühjahrshochwassers, ließ sich auch Brunetti

gern überreden. Die Galerie befand sich auf Murano, und er war gespannt, ob er Ribetti und dessen Frau dort antreffen würde; ein Wiedersehen mit De Cal auf einer Kunstaussstellung schien zum Glück kaum zu befürchten.

Die Vernissage begann an einem Freitagabend um sechs, was den Gästen reichlich Gelegenheit bot, bei einem Prosecco und ein paar Kanapees die Werke der Künstler zu betrachten und trotzdem rechtzeitig zum Abendessen nach Hause oder ins Restaurant zu gelangen.

Erst als sie an den Fondamenta Nuove die Linie 41 bestiegen, kam Brunetti zu Bewußtsein, daß er seit Jahren nicht mehr auf Murano gewesen war. In seiner Kindheit, als sein Vater eine Zeitlang in einer *fornace* gearbeitet hatte, war er oft dort gewesen, seither aber nur noch selten, da von ihren Freunden keiner auf Murano wohnte und er auch beruflich noch nie dort zu tun hatte.

Außer ihnen gingen noch drei, vier Paare an der Station Faro von Bord und strebten der Via Garibaldi zu. »Die in dem roten Mantel«, flüsterte Paola, während sie sich an Brunetti schmiegte und ihn unterhakte, »das ist Professoressa Amadori.«

»Und ist er der Professore?« Brunetti zeigte mit der freien Hand auf den hochgewachsenen, graumeilierten Begleiter der älteren Dame in Rot.

Paola nickte. »Wenn du dich benimmst, einen höflichen und devoten Eindruck machst, dann stelle ich dich vielleicht vor«, versprach sie.

»Ist sie so schlimm?« fragte Brunetti und faßte die Frau ins Auge, die eigentlich ganz harmlos aussah und die man sich gut vorstellen konnte, wie sie auf dem Rialto um den Preis für die Meeräschen feilschte. Von hinten betrachtet war sie leicht o-beinig und hatte ihre Füße in offenbar sehr unbequeme Schuhe gezwängt; ein Eindruck, der aber auch von ihrem Gang herrühren konnte: winzige Trippelschritte mit einwärtsgekehrten Zehen.

»Noch schlimmer«, versicherte Paola. »Ich habe Studenten erlebt – Jungs, wohlgemerkt –, die nach dem mündlichen Examen bei ihr in Tränen aufgelöst waren. Für sie ist es fast schon eine Prestigefrage, sich nie mit den Leistungen der Kandidaten zufriedenzugeben.« Von der Auslage in einem Schaufenster abgelenkt, ließ Paola Brunettis Arm los und blieb kurz stehen. Dann wandte sie sich ihm wieder zu, und sie gingen gemeinsam weiter. »Es ist schon vorgekommen, daß Studenten, die erfuhren, sie sollten von der Amadori geprüft werden, sich eigens ein ärztliches Attest beschafften, damit ihr Examen verschoben wurde.«

»Könnte es sein, daß sie einfach nur sehr viel verlangt?« warf Brunetti ein.

Paola stand wie angewurzelt; dann trat sie einen Schritt zurück und sah ihn durchdringend an. »Signore, Sie leben doch seit gut zwanzig Jahren mit mir zusammen, nicht wahr? Und? Habe ich mich in all der Zeit gelegentlich über diese Dame beschwert?«

»Sechshundertsiebenundzwanzigmal«, antwortete Brunetti. »Falls das für gelegentliche Beschwerden reicht.«

»Gut«, sagte sie, nahm seinen Arm und zog ihn weiter. »Dann weißt du ja auch, daß es nichts mit Leistungsansprüchen zu tun hat, sondern daß sie einfach eine mißgünstige Schlange ist, die jede etwaige Konkurrenz im Keim erstickt.«

»Indem sie ihre Studenten durchs Examen rasseln läßt?« fragte Brunetti verwirrt.

»Damit die keinen akademischen Grad erlangen, ja. Ohne den ist ihnen der Eintritt in die Fakultät versperrt, und solange sie aus dem Kollegenkreis ausgeschlossen bleiben, haben sie natürlich auch nie die Chance auf eine Berufung, einen Lehrauftrag oder ein Forschungsstipendium, worauf die Amadori selber scharf sein könnte.«

»Aber das ist doch verrückt«, sagte Brunetti.

Wieder blieb Paola stehen. »Spricht so der Mann, der für Vice-Questore Giuseppe Patta arbeitet?« fragte sie.

»Das kann man doch nicht vergleichen«, wehrte er hastig ab.

»Und wieso nicht?« Paola schien entschlossen, sich nicht vom Fleck zu rühren, solange sie keine befriedigende Antwort erhalten hatte.

»Patta hat keine Gewalt über das, was ich tue. Und er kann mich bei keiner Prüfung durchfallen lassen.«

Sie starrte ihn an wie einen, der plötzlich schäumt

und heult wie ein Irrer. »Keine Gewalt über das, was du tust?« wiederholte sie.

Brunetti zuckte lächelnd die Achseln. »Schon gut, aber ein Examen kann er mir nicht vermasseln.«

Paola lächelte zurück und hakte sich wieder bei ihm unter. »Verlaß dich drauf, Guido, sie ist eine Schlange.«

»Ich bin gewarnt«, lenkte er ein. »Und er? Der Professor?«

»Die Ehe wurde im Himmel geschlossen« war alles, was Paola zu dem Thema beisteuern mochte.

Am Kanal angekommen, wandten sie sich erst nach links und dann, sobald sie den Ponte Ballarin überquert hatten, nach rechts. »Hier muß es irgendwo sein.« Paola verlangsamte ihren Schritt und spähte in die Auslagen der Läden und Galerien, an denen sie vorbeikamen.

»Die Adresse steht doch sicher auf der Einladung«, sagte Brunetti.

»Ja, schon«, versetzte Paola. »Die hab ich nur leider zu Hause vergessen.«

Also schlenderten sie weiter die *riva* entlang und achteten auf die Schaufenster zu ihrer Linken. Als nächstes kam eine *pescheria*, gefolgt von anderen Geschäften, die teils noch geöffnet, teils schon geschlossen waren. Dann traten aus einem Eingang vor ihnen drei Personen mit Gläsern in der Hand, die auf dem Gehsteig stehenblieben und sich jeder eine Zigarette ansteckten, wobei sie sich gegenseitig die Drinks hielten.

»Das muß es sein«, rief Paola. In dem Moment kam ein Paar ohne Getränke heraus und schlenderte Hand in Hand in die andere Richtung davon.

Als die Brunettis den Eingang erreichten, traten wieder zwei Raucher, diesmal mit bereits brennenden Zigaretten, ins Freie und gesellten sich zu dem Dreiergrüppchen, das jetzt an der Uferbefestigung lehnte und die Gläser auf der Mauer abgestellt hatte.

Die Tür stand offen. Paola ging voraus, blieb aber gleich an der Schwelle stehen und sah sich nach Bekannten um. Brunetti tat es ihr nach, allerdings mit weniger Aussicht auf Erfolg. Zwar entdeckte auch er einige vertraute Gesichter, aber auf die venezianische Art, wo man über Jahre, vielleicht sogar Jahrzehnte immer wieder an denselben Leuten vorbeilief, ohne je zu erfahren, wie sie hießen oder was für einen Beruf sie hatten. Weshalb er schwerlich auf jenen Mann zugehen konnte, der im Lauf der Zeit fast kahl geworden war, um sich nach seinem bedauerlichen Haarausfall zu erkundigen; ebensowenig wie er die frisch erblondete Dame fragen konnte, warum sie so stark zugenommen hatte.

Sobald er durch eine kleine Lücke in der Menschenmenge einen Blick auf die Doppelreihe der Ausstellungsvitrinen erhaschte, schlängelte Brunetti sich dorthin durch und überließ es Paola, alte Bekanntschaften aufzufrischen oder neue zu schließen.

In der ersten Vitrine, die sich auf staksigen Beinen bis in Brusthöhe erhob, war ein aufrecht stehendes Glasrechteck ausgestellt, kaum größer als ein Exem-

plar des *Espresso* und auf einer Seite golden, auf der anderen kobaltblau eingefärbt. Die Oberfläche war strukturiert, aber nicht gleichmäßig, sondern vielmehr so, als wäre jemand mit den Fingern von unten nach oben und wieder zurück durch nassen Ton gefahren und hätte flache Rillen gezogen, in denen zarte Lichtreflexe spielten. Als nächstes folgte ein etwa gleich großes Objekt, das jedoch in Design und Farbgebung, bis hin zum auch hier verwendeten Goldton, vom ersten so verschieden war, wie es ihm dem Format nach glich. Die dritte Vitrine enthielt vier rechteckige Glasblöcke, in die abwechselnd goldene und silberne Fäden eingeschmolzen waren. Lauter ätherisch anmutende Kunstwerke, und alle betörend schön.

Ausgerechnet auf der dritten Vitrine hatte jemand ein leeres Rotweinglas abgestellt, das Brunetti verärgert entfernte. Der fast körnige Bodensatz trübte wie ein häßlicher roter Fleck die schillernde Eleganz der geschliffenen Skulpturen.

Die nächste Vitrine zeigte drei der nach Blumen modellierten Vasen, von denen eine schon auf der Einladung abgebildet war; alle in den zartesten Pastelltönen. Nur fand Brunetti sie kleiner als erwartet und auch nicht so fein gearbeitet: Die nachempfundenen Blütenkelche waren im Vergleich zur Natur zu dick; dicker als ein guter *maestro* sie geblasen hätte. In einer weiteren Vitrine waren noch drei solcher Vasen ausgestellt, wenn auch diesmal in intensiveren, dunklen Farben. Aber die handwerkliche

Gestaltung gefiel Brunetti auch hier nicht, und er ging rasch weiter zum nächsten Schaukasten.

Hier traf er auf schlanke Zylindervasen, die in genau jenen filigran geschliffenen Rand mündeten, den Brunetti bei den anderen vermißt hatte. Die einzelnen Stücke variierten in Höhe und Durchmesser, waren aber alle gleichermaßen harmonisch proportioniert. Die letzte Vitrine endlich versammelte Skulpturen von unbestimmbarer Form: Sie ließen sich mit nichts vergleichen, dienten keinem erkennbaren Zweck, ja, waren offenbar kaum mehr als gläserne Schnörkel und Spiralen, deren farbige Rundungen unaufhörlich in bald helleren, bald dunkleren Tönen changierten.

»Gefallen sie Ihnen?« fragte eine junge Frau neben Brunetti.

Er schaute von den bizarren Gebilden auf und nickte lächelnd. »Ja, ich glaube schon.« Als sie sich abwandte, widmete er sich abermals den Objekten und betrachtete sie eingehend, bevor er zur anderen Seite des Plexiglaskastens wechselte, um sich einen neuen Blickwinkel zu verschaffen. Von hinten sahen die Skulpturen wieder ganz anders aus, und Brunetti war nicht sicher, ob er sie ihrer jeweiligen Vorderseite, die er doch gerade erst gründlich studiert hatte, würde zuordnen können.

Als er aufsah, stand die junge Frau wieder vor ihm, in jeder Hand ein Glas Prosecco. Sie hielt ihm eines hin, und Brunetti nahm es lächelnd entgegen. Da er nun aber zwei Gläser hatte, bückte er sich und stellte

das leere auf den Boden an der Wand. Er trank einen Schluck, und als sie sich erkundigte: »Und? Ihr Geschmack?«, da wußte er nicht recht, ob sie den Prosecco meinte oder die Ausstellung.

»Der Wein ist ausgezeichnet«, sagte er. Was auch stimmte: Für diese Art von Veranstaltung war er wirklich gut. In der Regel gab es zu solchen Anlässen irgendeinen faden Roten in Zweiliterflaschen, und statt des dünnwandigen Glases, das er in der Hand hielt, bekam man die Getränke in Plastikbechern serviert.

»Und die Skulpturen?« fragte sie.

»Ich glaube, ich finde sie sehr schön«, sagte er und trank noch einen Schluck.

»So, so: Sie glauben's nur?«

»Ja«, bekräftigte Brunetti. »Die Arbeiten hier sind so ganz anders als das, was ich an Glaskunst kenne, und darum muß ich erst ein bißchen nachdenken, bevor ich mir ein Urteil bilde.«

»Sie machen sich Gedanken über das, was Sie sehen?« fragte die Frau und klang einigermaßen erstaunt. Sie war etwa Ende zwanzig, hatte einen leichten römischen Akzent und eine Nase, die gleichen Ursprungs zu sein schien. Ihre dunklen Augen waren ungeschminkt; nur der Mund wurde von einem tiefroten Lippenstift betont.

»Das gehört zu meinem Beruf«, versetzte er. »Ich bin Polizist.« Brunetti wußte selbst nicht, welcher Teufel ihn geritten hatte, das zu sagen. Vielleicht war das Publikum schuld daran, vielleicht auch nur

Professoressa Amadori nebst Gatten, diesem Typ blasierter Akademiker, unter dem er auf der Universität jahrelang gelitten hatte.

Er nahm noch einen Schluck Prosecco und fragte: »Und was machen Sie beruflich?«

»Ich bin Dozentin an der Universität«, sagte sie.

Jemanden wie diese junge Frau hatte Paola nie erwähnt, aber das hatte nicht unbedingt etwas zu bedeuten: Wenn sie über ihre Arbeit sprach, dann redete Paola eher über Bücher als über die Kollegen. »Für welches Fach?« erkundigte sich Brunetti in einem, wie er hoffte, verbindlichen Ton.

»Angewandte Mathematik«, sagte sie und fügte lächelnd hinzu: »Sie können sich die Frage sparen. Ja, ich find's spannend, auch wenn das nur wenige nachempfinden können.«

Brunetti glaubte ihr und war froh, daß es ihm erspart blieb, höfliches Interesse zu heucheln. Er wies mit seinem Glas auf die Objekte in den beiden Vitrinenreihen. »Und die? Gefallen sie Ihnen?«

»Die rechteckigen, ja; und diese ebenfalls«, sagte sie, »besonders die letzten hier. Ich finde, sie haben so was Friedliches, auch wenn ich nicht weiß, wie ich darauf komme.«

Brunetti unterhielt sich noch ein paar Minuten mit der jungen Frau, dann entschuldigte er sich, weil sein Glas leer war, und holte sich an der Bar noch einen Wein. Als er sich nach Paola umsah, entdeckte er sie am anderen Ende des Raums im Gespräch mit einem Mann, in dem er, hätte er ihn von hinten se-

hen können, vielleicht Professore Amadori erkannt hätte. Aber ob er es nun war oder nicht, Paolas Gesichtsausdruck genügte, und Brunetti schlängelte sich zwischen den Gästen durch bis an ihre Seite.

»Ah«, rief sie, als er näher trat, »da kommt ja mein Mann! Guido, das ist Professore Amadori, der Gatte einer Kollegin von mir.«

Der Professor nickte Brunetti zu, machte aber keine Anstalten, ihm die Hand zu reichen. »Wie gesagt, Professoressa, was unsere Gesellschaft am meisten belastet, ist der ungebremste Zustrom von Immigranten aus anderen Kulturen. Diese Menschen verstehen nichts von unseren Traditionen, haben keinen Respekt vor ...« Brunetti nippte an seinem Wein, während er vor seinem inneren Auge die Glasobjekte, die er soeben gesehen hatte, Revue passieren ließ: die mit der glattpolierten Oberfläche, deren harmonische Formgebung ihn so fasziniert hatte. Als er sich wieder in das Gespräch einklinkte, war der Professor bei den christlichen Werten angelangt, und Brunetti flüchtete sich in Gedanken zurück zur zweiten Vasengarnitur. Keins der Objekte war angeschrieben gewesen, aber irgendwo lag sicher eine diskrete Mappe in dunklem Einband mit einer Preisliste. Während der Professor sich der puritanischen Arbeitsmoral und der Tugend der Pünktlichkeit zuwandte, ging Brunetti der Frage nach, wo in ihrer Wohnung so eine Glasskulptur hinpassen würde und ob sie sich, auch ohne eine eigene Vitrine dafür anzuschaffen, wirkungsvoll präsentieren ließe.

Wie ein Seehund, der zum Luftholen durch ein Loch im Eis stößt, schaltete Brunetti erneut auf den Monolog des Professors um, zog aber bei den Worten »Unterdrückung der Frau« hastig den Kopf ein und tauchte wieder ab.

Als Sänger hätte der Professor seine ganze Arie in einem Atemzug vortragen können, war sie doch von Anfang bis Ende auf einen Ton gestimmt. Während Brunetti noch rätselte, ob dieser Mann oder seine Frau Paolas Karriere in irgendeiner Weise schaden könnten, fiel ihm ein, daß die Amadoris zumindest auf die seine keinen Einfluß hatten. Also unterbrach er kurz entschlossen den Redefluß des Professors und sagte zu Paola: »Ich brauche noch was zu trinken. Du auch?«

Sie lächelte erst ihn an, dann den verblüfften Professor und antwortete: »Ja. Aber laß mich gehen, Guido.« Oh, sie war mit allen Wasser gewaschen, seine Frau: eine Schlange, eine Viper, ein listiges Wiesel.

»Nein, nein, ich geh schon«, beharrte er, ließ sich dann aber zu einem Kompromiß herbei. »Oder komm mit und laß dir diese junge Frau vorstellen, die mir vorhin ganz unglaublich spannende Sachen über Algorithmen und Theoreme erzählt hat.« Hier wandte er sich mit einer angedeuteten Verbeugung an den Professor, murmelte ein Wort, das »faszinierend«, aber vielleicht auch »halluzinierend« heißen mochte, versicherte, sie würden gleich zurück sein, nahm seine Frau bei der Hand und brachte sie beide fluchtartig in Sicherheit.

Paola wollte etwas sagen, doch er bedeutete ihr mit erhobener Hand, daß sie nichts zu erklären brauche. »Die Unterdrückung der Frauen ist ein Übel, das ich nicht dulden kann.«

Sie holten sich jeder noch einen Prosecco, und Paola war so durstig, daß sie ihr Glas gleich zur Hälfte leerte.

Er erkundigte sich, ob sie die Ausstellung überhaupt schon gesehen habe, und begleitete sie dann auf ihrem Rundgang von einer Vitrine zur nächsten. »Es wäre allerdings schwierig, einen geeigneten Platz dafür zu finden«, sagte sie abschließend, so als hätte er gefragt, ob sie eine Skulptur kaufen sollten und, wenn ja, welche.

Brunetti ließ den Blick durch die Galerie schweifen, in der jetzt drangvolle Enge herrschte. Eine bärtige Vogelscheuche von einem Mann war Professore Amadori ins Netz gegangen, der offenbar wieder seinen Monolog abspulte. Eine hochgewachsene Frau im Minirock, an dessen Saum lauter kleine Glaskugeln baumelten, stolzierte am Professor vorbei. Allein, Amadori fixierte unbeirrt sein Gegenüber, dessen Augen dafür um so sehnsüchtiger dem Mini folgten.

Ein Mann und eine Frau traten an die erste Vitrine. Sie trugen weiße Scheitelkäppchen und Ponchos aus grober Wolle im Partnerlook und sahen aus, als hätten sie auf der Heimreise vom Machu Picchu einen Abstecher nach Damaskus gemacht. Der Mann zeigte der Reihe nach auf jedes Stück, und die Frau tat mit

flatternden Handbewegungen entweder Lob oder Tadel kund – Brunetti konnte es nicht unterscheiden.

Als er sich nach Paola umdrehte, war sie verschwunden. Dafür sah er, nur wenige Meter entfernt, Ribetti im Gespräch mit einer dunkelhaarigen Frau. Er wirkte nicht nur gelöster als bei ihrer ersten Begegnung, er sah auch besser aus. Und das nicht bloß, weil er statt der schlabberigen Hosen und der zerknitterten Jacke vom letzten Mal, den Kleidern, in denen man ihn zu Boden geworfen und in Gewahrsam gehalten hatte, heute einen Anzug mit Krawatte trug. Der Anzug paßte gut, was aber vor allem zu ihm zu passen schien, war die Frau an seiner Seite.

Brunetti, der nicht recht wußte, wie jemandem, den man vor dem Gefängnis bewahrt hat, auf gesellschaftlichem Parkett zu begegnen sei, neigte sich tief über sein Glas. Doch Ribetti befreite ihn aus seiner Verlegenheit: Kaum daß er ihn erkannt hatte, sagte er etwas zu der Frau und trat, offenbar ehrlich erfreut, auf ihn zu. »Commissario, wie schön, Sie wiederzusehen! Ich hätte nicht erwartet, Sie hier zu treffen.« Und um nicht in den Verdacht zu geraten, er traue einem Polizisten keinen Kunstsinn zu, ergänzte er: »Damit meine ich natürlich nicht die Galerie, sondern Murano.« Ribetti stockte, aus Furcht, sich mit jedem weiteren Wort nur noch tiefer hineinzureiten. Dann sah er sich nach seiner Begleiterin um und nahm einen neuen Anlauf: »Kommen Sie, ich möchte Ihnen meine Frau vorstellen.«

Brunetti folgte ihm und sah, wie die Frau ihrem

Mann entgegenlächelte. Aus der Nähe betrachtet, war ihr kurzgeschnittenes Haar schon stark von grauen Fäden durchzogen. Sie war offensichtlich älter als Ribetti, vielleicht an die zehn Jahre. »Das ist der Mann, der mich nicht eingesperrt hat, Assunta.« Mit diesen Worten trat Ribetti neben sie und legte ihr den Arm um die Schultern.

Die Frau prostete Brunetti lächelnd mit ihrem Prosecco zu. »Keine Ahnung, was die Etikette in so einer Situation vorschreibt«, sagte sie und brachte damit Brunettis Skrupel von vornhin auf den Punkt.

Ribetti hob sein Glas und sagte: »Ich glaube, im Protokoll steht, wir sollen darauf anstoßen, daß ich nicht im Knast sitze.« Worauf er seinen Prosecco austrank und das Glas anschließend noch einmal hochhielt.

»Ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie Marco geholfen haben, Commissario«, sagte Ribettis Frau. »Ich wußte nicht ein noch aus, also habe ich Lorenzo angerufen, aber ich hätte nie gedacht, daß er noch jemanden bemüht.« Das Glas in ihrer Hand schien vollkommen vergessen. »Ehrlich gesagt, weiß ich nicht einmal, was ich von ihm erwartet habe. Außer daß er irgendwas unternehmen würde.« Die dichten, ungezupften Brauen über ihren dunklen Augen entsprachen nicht der gängigen Mode, und die Himelfahrtsnase, die sich zur Spitze hin verbreiterte, wirkte eine Spur zu burschikos, aber ihr Mund, der zum Lächeln wie geschaffen schien, verlieh ihrem Gesicht einen weichen, anmutigen Zug.

»Ich versichere Ihnen, Signora, ich habe rein gar nichts gemacht. Als wir in Mestre ankamen, hatte der Polizeirichter bereits die Freilassung aller Festgenommenen verfügt, weil es zu einer Anklage ohnehin nicht gereicht hätte.«

»Aber wie ist das möglich?« fragte sie verständnislos. »Wenn es gar keinen Haftbefehl gab, warum hat man sie dann überhaupt nach Mestre gebracht?«

Brunetti hatte wenig Lust, sich zu den Fehlleistungen des Polizeibetriebs zu äußern, jedenfalls nicht jetzt, wo der Prosecco in seinem Glas langsam warm wurde und seine Frau sich durch die Menge zu ihm vorarbeitete. Darum sagte er nur: »Offenbar war nicht zu klären, was genau sich abgespielt hatte, und damit war die Anzeige hinfällig.« Zum Glück spürte er, bevor einer der beiden darauf eingehen konnte, auch schon Paola an seiner Seite. »Das ist meine Frau«, erklärte er. Und an Paola gewandt: »Darf ich vorstellen: Assunta De Cal und Marco Ribetti.«

Paola lächelte, fand genau die richtigen Worte zum Lob der Ausstellung und war entzückt, als sie auf die Frage, was die beiden zu der Vernissage geführt habe, erfuhr, daß Assuntas Vater die Glasbläserei gehöre, in der einer der ausstellenden Künstler seine Arbeiten hatte fertigen lassen.

»Von ihm sind die flachen Ornamente da vorn«, erklärte Assunta. »Lino, so heißt der junge Mann, stammt von hier. Er ist der Neffe einer Schulfreundin von mir, dadurch kam er auf unsere *fornace*. Sie rief an und hat bei mir vorgefühlt. Dann habe ich

mit dem *maestro* gesprochen und ihn mit Lino zusammengebracht. Beiden gefiel, was der andere machte, und so beauftragte Lino den *maestro*, seine Kreationen zu brennen.«

Eine echt venezianische Lösung, dachte Brunetti: Einer kannte jemanden, der mit einem Dritten die Schulbank geteilt hatte, und schon war man im Geschäft.

»Konnte er das denn nicht selber?« fragte Paola. Als Assunta und Ribetti sie verständnislos anblickten, wies sie auf die Stücke in der Vitrine und sagte: »Der Künstler. Könnte er seine Sachen nicht selber brennen?«

Assunta hob die Hand, wie um ein Unglück abzuwehren. »Nein, auf keinen Fall! Dazu bedarf es jahre-, wenn nicht jahrzehntelanger Übung. Man muß die Rohstoffe des Glases kennen und das richtige Gemenge, muß wissen, welche *miscela* die gewünschten Farben ergibt, wie der Schmelzofen beschaffen und wie flink und verlässlich der *servente* ist, der einem bei dem jeweiligen Werkstück assistiert.« Als habe die lange Aufzählung sie erschöpft, hielt Assunta unvermittelt inne. »Und das ist erst der Anfang«, setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu, und ihre Zuhörer lachten.

»Sie aber können es offenbar schon«, sagte Paola mit allen Anzeichen der Hochachtung.

»O nein!« wehrte Assunta ab. »Ich bin zu klein. Glasbläser ist ein Männerberuf, oder zumindest müßte man die Statur und die Kraft eines Mannes

haben.« Hier streckte sie ihre Hand aus, die kaum größer war als die eines Kindes. »Was, wie Sie sehen, auf mich nicht zutrifft.« Sie ließ die Hand wieder sinken. »Aber ich bin schon als kleines Mädchen in der *fornace* ein und aus gegangen und so damit vertraut, daß ich inzwischen wahrscheinlich Glas oder zumindest Sand im Blut habe.«

»Sie arbeiten bei Ihrem Vater?« erkundigte sich Paola.

Eine Frage, die Assunta so zu verwirren schien, als sei ihr noch nie der Gedanke gekommen, daß es für sie auch eine andere Beschäftigung geben könne. »Ja, ich helfe ihm, die *fornace* zu leiten. Ich bin ja praktisch dort aufgewachsen.«

»Sie ist eine bezahlte Sklavin.« Scherzhaft fuhr Ribetti seiner Frau durchs Haar und verstrubbelte ihre Frisur.

Assunta zog den Kopf ein, wie um seiner Hand zu entschlüpfen, aber man sah deutlich, daß sie seine Berührung ebenso genoß wie die darin enthaltene spielerische Galanterie. »Ach, laß das, Marco. Du weißt doch, wie ich an der Firma hänge.« Und an Paola gewandt, fuhr sie fort: »Darf ich fragen, was Sie beruflich machen, Signora?«

Paola bot ihr an, sie beim Vornamen zu nennen, und verfiel dabei unwillkürlich gleich ins vertrauliche *tu*. »Ich unterrichte an der Universität, englische Literatur.«

»Und macht dir das Spaß?« fragte Assunta erstaunlich direkt.

»O ja.«

»Dann wirst du mich ja verstehen«, entgegnete Assunta eifrig. Brunetti war froh, daß sie ihm nicht die gleiche Frage stellte, denn er wußte nicht, wie seine Antwort ausgefallen wäre. Unterdessen legte Assunta vertraulich die Hand auf Paolas Arm und fuhr fort: »Mir macht es einfach Freude zuzuschauen, wie die Dinge entstehen, ihre Form verändern und dabei immer schöner werden. Sogar wenn das Glas über Nacht im Ofen härtet, schaue ich gerne zu.« Sie wies mit der Hand auf eine der Vitrinen. »Und diese Skulpturen gefallen mir besonders, weil sie so lebendig wirken. Also jedenfalls für mich.«

»Dann haben Sie offenbar genau den richtigen Beruf gewählt«, sagte Brunetti.

Assunta lächelte und schmiegte sich, wenn möglich, noch enger an ihren Mann. Brunetti hörte sie schon sagen, daß sie auch genau den richtigen Mann gefunden habe, doch statt dessen versetzte sie nachdenklich: »Hoffentlich kann ich ihn auch behalten.«

»Wieso?« Paola klang unverhohlen besorgt. »Hast du etwa Angst um deinen Arbeitsplatz?«

Da Paola sich ganz auf Assunta konzentrierte, entgingen ihr der warnende Blick aus schmalen Augen und das unmerkliche Kopfschütteln, womit Ribetti sie von weiteren Fragen abhalten wollte. Seine Frau aber hatte alles gesehen und reagierte sofort. »Nein, nein, natürlich nicht!« Brunetti sah, wie Assunta nach Worten rang; wie sie das, was sie ursprünglich hatte sagen wollen, zurückdrängte. Nach

einer langen Pause bekannte sie: »Man wünscht sich halt nur, es könnte immer so weitergehen wie bisher.«

»Ja, das ist wahr.« Lächelnd tat Brunetti so, als habe er weder Ribettis Blick aufgefangen noch bemerkt, wie die zuvor so herzliche Atmosphäre kippte und die Gesprächstemperatur gleichsam abfiel. Statt dessen faßte er Paola um die Schulter und sagte: »So leid es mir tut, aber wir müssen uns verabschieden.« Und mit einem Blick auf seine Uhr: »Wir sind nämlich zum Essen verabredet und jetzt schon spät dran.«

Paola, die beneidenswert gut flunkern konnte, konsultierte ebenfalls ihre Armbanduhr und rief erschrocken: »O Gott, Guido, jetzt wird's aber wirklich höchste Zeit, wo wir doch noch bis nach Saraceno müssen!« Sie kramte fieberhaft in ihrer Handtasche, gab die Suche schließlich auf und bat Brunetti: »Kannst du Silvio und Veronica anrufen und Bescheid sagen, daß wir später kommen? Ich habe mein *telefonino* nicht dabei.«

»Ja, ja, ich mach das schon«, sagte Brunetti scheinheilig, denn Paola hatte nie ein *telefonino* besessen, und von ihren Freunden hörte keiner auf den Namen Silvio. »Aber nicht hier drin. Draußen ist der Empfang besser.«

Es folgte der übliche Austausch von Komplimenten; die beiden Frauen verabschiedeten sich mit Wangenkuß, während die Männer sich unbeholfen um die Wahl zwischen *Lei* und *tu* herumogelten.

Erst als sie draußen auf der Uferpromenade standen, konnte Brunetti seiner Frau in die Augen sehen. »Silvio und Veronica?« fragte er spöttisch.

»Jede Frau braucht einen Traum«, deklamierte sie andächtig und wandte sich dann in Richtung des Vaporettos, das sie heimbringen würde nach Venedig.

Mit dem Frühling waren auch die Touristen nach Venedig zurückgekehrt und zogen ihrerseits das übliche Gelichter nach; so unweigerlich wie der Wildwechsel der Gnus Schakale und Hyänen anlockt. Auf dem Scheitelpunkt der Brücken, wo ihre Späher sie vor nahenden Polizeistreifen warnen konnten, schlugen die Hütchenspieler aus Rumänien ihre fliegenden Spielcasinos auf. Die *vu cumprà* fischten aus den Tiefen ihrer geräumigen Plastiksäcke die neuesten Handtaschenmodelle namhafter Designer. Und sowohl Carabinieri wie Polizia Municipale hatten alle Hände voll zu tun, um die Opfer von Taschendieben und Trickbetrügern mit den richtigen Formularen zu versorgen. Frühling in Venedig!

An einem Spätnachmittag schaute Brunetti in Signorina Elettras Büro vorbei, fand jedoch ihren Schreibtisch verwaist. Eigentlich hatte er auch kurz mit dem Vice-Questore sprechen wollen, doch da die Tür zu Pattas Zimmer offenstand, nahm er an, beide, der Chef und seine Sekretärin, hätten früher Schluß gemacht. In Pattas Fall ohnehin die Regel; aber für Signorina Elettra war dies der Wochentag, an dem sie immer erst nach Mittag erschien und dafür abends mindestens bis sieben blieb.

Brunetti wollte sich schon zurückziehen und die Papiere, die er dabei hatte, wieder mit nach oben

nehmen, doch der Wunsch, sich Gewißheit zu verschaffen, war stärker und zog ihn wie ein Magnet immer näher an Pattas Tür. Bis er zu seinem Erstauen von drinnen Signorina Elettras Stimme hörte. Seltsamerweise sprach sie englisch, und zwar sehr langsam und jedes Wort so überdeutlich betonend, als wolle sie sich einem Schwerhörigen verständlich machen. »*May I have some strawberry jam with my scones, please?*«

Nach längerer Pause ließ sich Pattas Stimme mit einer holprig entstellten Wiederholung vernehmen: »May E ev som strubbry cham per mio sgonzes, pliz?«

»*Does this bus go to Hammersmith?*«

Es folgten vier weitere Sätze von ebenso fragwürdigem Nutzen, bis Brunetti abermals die flehende Bitte um Erdbeermarmelade hörte. Da kein Ende abzusehen schien, ging er wieder hinaus auf den Flur, klopfte laut an die Tür des Sekretariats und rief: »Signorina Elettra, hallo? Sind Sie da?«

In Sekundenschnelle erschien sie in Pattas Tür, strahlend vor Erleichterung, so als hätte Brunettis Ruf sie in letzter Minute aus tückischem Treibsand gezogen. »Ah, Commissario«, flötete sie, »ich wollte Sie gerade anrufen.« Wobei ihre Stimme jede Silbe des Italienischen so innig lieb kostete, als wäre sie Francesca, die Sprache ihr Paolo und dies die letzte Chance, einander ihre Liebe zu gestehen.

»Ich hätte gern den Vice-Questore gesprochen, wenn das möglich ist«, sagte Brunetti.

»Aber ja!« Elettra trat beflissen zur Seite. »Er ist gerade frei.«

Mit einer gemurmelten Entschuldigung schob Brunetti sich an ihr vorbei und trat über die Schwelle. Patta saß, die Ellbogen aufgestützt und die Hände unterm Kinn gefaltet, am Schreibtisch und starrte in ein Buch, das aufgeschlagen vor ihm lag. Brunetti, der im Näherkommen einen Blick riskierte, erkannte die Abbildung der Tower-Brücke auf der linken und auf der rechten Seite den Beefeater mit dem markanten schwarzen Hut. »*Mi scusi, Dottore*«, sagte er halblaut und mit deutlicher Betonung.

Pattas Blick streifte ihn nur flüchtig. »*Sì?*«

»Ob Sie wohl einen Moment Zeit für mich hätten, Vice-Questore?«

Betont langsam und resigniert klappte Patta das Buch zu und schob es beiseite. »Also dann setzen Sie sich, Brunetti. Was gibt's denn?«

Brunetti nahm gehorsam Platz. Aber sosehr er sich auch bemühte, nicht nach dem Buch zu schießen: Der flatternde Union Jack auf dem Einband war einfach nicht zu übersehen. »Es geht um die Jugendlichen, Vice-Questore.«

Patta brauchte noch eine Weile, um den Kanal zu überqueren und an seinen Schreibtisch zurückzufinden, aber endlich schien er angekommen. »Was denn für Jugendliche?«

»Die, die wir immer wieder verhaften müssen, Vice-Questore.«

»Ah«, brummte der Vice-Questore, »die meinen

Sie.« Brunetti beobachtete, wie Patta sich an die Festnahmeprotokolle zu erinnern versuchte, die in jüngster Zeit über seinen Schreibtisch gewandert waren; doch sein Gedächtnis ließ ihn offenkundig im Stich.

Jetzt richtete Patta sich in seinem Stuhl auf und fragte: »Dazu hat das Ministerium doch eine Direktive erlassen, nicht wahr?«

Brunetti verkniff sich die Antwort, daß es solche Direktiven sogar für die Anzahl der Knöpfe an den Uniformjacken gab. »Ja, ganz recht«, sagte er nur.

»Na also, dann werden wir die auch befolgen, Brunetti.« In Anbetracht der fortgeschrittenen Stunde glaubte der Commissario schon, Patta würde es dabei bewenden lassen, damit er pünktlich nach Hause kam. Aber irgend etwas veranlaßte den Vice-Questore fortzufahren. »Mir scheint, wir erörtern dieses Problem hier nicht zum erstenmal, Brunetti. Ihre Aufgabe ist es, über die Einhaltung der Gesetze zu wachen; nicht, sie in Frage zu stellen.«

Brunetti hatte nichts dergleichen getan, weder direkt noch indirekt. Aber die Macht der Gewohnheit und ein Argwohn, der sich durch jahrelange Reibung an seinem Untergebenen tief eingegraben hatte, ließen Patta, kaum daß Brunetti eine Vorschrift auch nur erwähnte, hinter seiner Rede immer gleich eine kritische oder zweifelnde Phantomstimme vernehmen.

Doch so leicht wollte Brunetti sich nicht in die

Rolle des Querulanten drängen lassen. »Mein Problem ist eher logistischer Natur, Dottore.«

»So? Inwiefern?« fragte Patta einigermaßen erstaunt.

»Also es geht, wie schon gesagt, um diese Jugendlichen, Vice-Questore. Jedesmal, wenn wir einen von ihnen festnehmen, wird ein Foto gemacht und ...«

»Ich weiß«, unterbrach ihn Patta. »So verlangt es die Direktive.«

»Genau.« Brunettis Lächeln hätte einem Haifisch besser gestanden als einem pflichtbewußten Beamten.

»Wo ist dann das Problem?« fragte Patta mit einem weder flüchtigen noch diskreten Blick auf seine Uhr.

»Wir sind im Zweifel, wie wir sie archivieren sollen, Vice-Questore.«

»Ich kann Ihnen nicht folgen, Brunetti.«

»In der Anweisung steht, wir sollen uns nach dem Alter richten.«

»Ich weiß, ich weiß«, sagte Patta, obwohl er es wahrscheinlich nicht wußte.

»Ja, aber jedesmal, wenn einer von denen aufs neue verhaftet wird, gibt er einen anderen Namen an und ein anderes Geburtsdatum, und die Leute, die sie dann abholen und sich als ihre Eltern ausgeben, haben wir nie zuvor gesehen, genausowenig wie die Papiere, die sie uns vorlegen.« Patta wollte etwas sagen, doch Brunetti ließ ihn nicht zu Wort kommen. »Die Frage ist nun, Vice-Questore, wo wir die De-

linquenten einordnen sollen: unter der Altersangabe, dem Namen oder vielleicht doch nach den Fotos.« Nach einer Pause sagte er in Pattas verwirrtes Gesicht hinein: »Vielleicht könnten wir in dem Fall ja so eine Art Fotokartei einrichten, Dottore.«

Brunetti sah, wie Patta sich straffte, doch bevor er antworten konnte, fiel dem Commissario ein Fall ein, über den seine Beamten sich erst an diesem Morgen beschwert hatten. »Einer der Jungs wurde in den letzten zehn Tagen sechsmal festgenommen, und die Fotos sind alle identisch, aber wir haben ...« – er sah hinunter auf die Papiere, die er Signorina Elettra hatte geben wollen und die rein gar nichts mit dem jugendlichen Straftäter zu tun hatten, von dem die Rede war – »... wir haben sechs verschiedene Namen und vier verschiedene Altersangaben protokolliert.« Er setzte sein unterwürfigstes Lächeln auf. »Also hofften wir, Sie könnten uns sagen, wo wir ihn einordnen sollen.«

Falls der Commissario es darauf angelegt hatte, Patta auf die Palme zu bringen, so sah er sich enttäuscht. Das Äußerste, was er erreichte, war, daß der Vice-Questore, das Kinn in die Hand gestützt, Brunetti fast eine Minute lang fixierte. »Es gibt Situationen, Commissario«, sagte er dann, »in denen Sie meine Geduld auf eine sehr harte Probe stellen.« Hier stand er auf. »Im übrigen muß ich jetzt in eine Sitzung.«

Mit seiner otterngleichen Geschmeidigkeit sowie dem zur Schau getragenen Kompetenz- und Autori-

tätsgehabte beeindruckte Patta den Commissario immer wieder; so auch jetzt. Der Vice-Questore fuhr sich durch das nach wie vor dichte silbergraue Haar, ging zu dem *armadio* an der Wand und holte einen leichten Überzieher heraus. Nachdem er sich den weißen Seidenschal, den er aus einem Ärmel zog, um den Hals geschlungen hatte, schlüpfte er in den Mantel. An der Tür drehte er sich noch einmal nach Brunetti um, der vor dem Schreibtisch seines Vorgesetzten sitzen geblieben war. »Wie ich schon sagte, Commissario, alle erforderlichen Instruktionen sind in der Weisung des Ministeriums unmißverständlich festgelegt.« Und weg war er.

Aus reiner Neugier beugte Brunetti sich über den Tisch und griff nach Pattas Englischbuch. Er fand die üblichen betexteten Fotostrecken zum Thema »Boy Meets Girl« oder umgekehrt, wobei ihm auffiel, wie gewissenhaft sich einer beim anderen erkundigte, wo man herstammte und wer alles zur Familie gehörte, bevor der Junge das Mädchen fragte, ob er sie auf eine Tasse Tee einladen dürfe. Brunetti legte das Buch zurück.

Draußen im Vorzimmer saß Signorina Elettra an ihrem Schreibtisch. Inzwischen hatte sie Zeit gehabt, wieder halbwegs ins Gleichgewicht zu kommen. »*Does this bus go to Hammersmith?*« fragte Brunetti, ohne eine Miene zu verziehen.

Signorina Elettra wechselte aus Dantes Welt in die des Alten Testaments: Ihr Gesicht, das eben noch Francescas Verzückung widergespiegelt hatte, glich

jetzt aufs Haar dem der fliehenden Eva auf einem der zahlreichen mittelalterlichen Fresken. Seinen englischen Satz parierte sie im venezianischen Dialekt, den sie ihm gegenüber höchst selten benutzte. »Wenn Sie sich nicht in acht nehmen, Dottore, bringt dieser Bus Sie direkt nach *remengo*.«

Wo lag eigentlich dieses *remengo*?, überlegte Brunetti. Gleich den meisten Venezianern war er schon unzählige Male hingeschickt worden und hatte seinerseits genug Leute dorthin entsandt, ohne je darüber nachzudenken, wie dieser Verbannungsort zu erreichen sei: ob zu Fuß, per Boot oder, in diesem Fall, mit dem Bus. Und handelte es sich dabei um etwas so Konkretes wie eine Stadt, die großgeschrieben gehörte, oder eher um ein abstraktes Ziel wie die Hölle oder das Verderben, wohin man nur durch Fluch oder Verwünschung gelangte?

»... bringe ich's nicht übers Herz, ihm zu sagen, daß es hoffnungslos ist.« Mit diesen Worten holte Signorina Elettra ihn in die Gegenwart zurück.

»Aber Sie geben ihm trotzdem Englischunterricht?«

»Ich konnte mich eigentlich immer recht gut gegen ihn behaupten«, sagte sie. »Aber als er dann so blind auf seine Chance vertraute, während ich längst wußte, daß man ihn ablehnen würde, da machte ihn das irgendwie wehrlos. Und jetzt kann ich nicht anders, ich muß einfach versuchen, ihm zu helfen«, schloß sie und schüttelte den Kopf über die verfahren Situation.

»Obwohl Sie wissen, daß er die Stelle nicht bekommt?«

»Obwohl ich weiß, daß er die Stelle nicht bekommt«, wiederholte sie achselzuckend. »Alles war gut, bis ich seinen wunden Punkt entdeckte – wie sehr er sich nach diesem Posten sehnt –, das machte ihn direkt menschlich. Oder doch beinahe. Ich habe einen Moment lang die Augen geschlossen, und schon war er unter meinem Radar durchgeschlüpft.« Sie bemühte sich sichtlich, diesen trüben Gedanken zu verscheuchen, doch vergebens.

Brunetti widerstand der Versuchung zu fragen, wie sie denn so sicher sein könne, daß der Vice-Questore keine Chance habe mit seiner Bewerbung. Statt dessen wünschte er ihr einen schönen Abend und wandte sich, als er die Questura verließ, nicht nach rechts, sondern nach links, denn er wollte heute zu Fuß nach Hause gehen.

Die Feenhand, die seit einer Woche über der Stadt schwebte, wehrte auch weiterhin verlässlich Regen und Kälte ab, ja, zauberte immer noch mildere Temperaturen herbei. Wie von einem geheimen Drang beseelt, schossen allenthalben Pflanzen und Gewächse auf. Im Vorbeigehen sah Brunetti ein paar Weinreben, die sich über einen schmiedeeisernen Zaun rankten, um aus dem Garten, in dem sie gefangen gehalten wurden, auf die *calle* zu entkommen. Ein Hund lief vorüber, ihm auf den Fersen ein zweiter, hündischen Trieben folgend. Auf einer Brüstung

saßen, trotz der merklich frischen Abendluft, zwei junge Männer in T-Shirts und Jeans; ein Anblick, der Brunetti wieder zur Vernunft brachte und ihn nötigte, sein Jackett zuzuknöpfen.

Paola hatte am Morgen etwas von Lamm gesagt, und Brunetti begann nun die vielfältigen Rezepte durchzugehen, nach denen man Lamm zubereiten konnte. Mit Rosmarin und schwarzen Oliven oder mit Rosmarin und feurigem Chilipfeffer. Und wie ging noch mal dieses raffinierte, von dem Erizzo so schwärmte: das für Ragout mit Balsamico und grünen Bohnen? Nicht zu verachten war auch ein schlichter Braten mit Weißwein und Rosmarin – wie kam es eigentlich, daß Lamm so entschieden nach Rosmarin verlangte, mehr als nach jedem anderen Gewürz? Im Geiste immer noch auf den Spuren des Lamms, fand Brunetti sich unversehens auf dem Scheitel der Rialto-Brücke wieder. Nach Süden zu fiel sein Blick auf die Ca' Farsetti und die nach wie vor eingerüstete Universitätsfassade unten an der Biegung des Canal Grande. Das Mauerwerk erstrahlte im milden Abendlicht. Seht euch diese Palazzi an, beschwor Brunetti ein unsichtbares, nicht-venezianisches Publikum. Schaut sie euch an und sagt mir, wer so etwas heute noch bauen könnte. Wer wäre imstande, diese mächtigen Marmorblöcke so aufeinanderzutürmen, daß sie sich zum Schluß zu einem Bild von solch spielerischer Anmut fügen?

Seht sie nur an, fuhr er fort, seht die Residenzen der Manins, der Bembos, der Dandolos oder weiter

unten die Familiensitze der Grimanis, der Contarinis und der Trons. Wer wollte angesichts dieser erhabenen Bauten bestreiten, daß wir einmal Großes geschaffen haben.

Ein Mann, der über die Brücke eilte, stieß mit Brunetti zusammen, entschuldigte sich und hastete weiter. Als Brunetti sich wieder dem Kanalufer zuwandte, sahen die Palazzi fast so aus wie immer, prunkvoll und stattlich, aber der Zauber war verflogen, und jetzt wirkten sie auch ein bißchen renovierungsbedürftig. Brunetti stieg die Stufen auf seiner Seite der Brücke hinunter, und da er sich weder dem abendlichen Gedränge auf dem Markt aussetzen noch zwischen billigen Masken und Plastikgondeln Spießruten laufen mochte, strebte er auf dem kürzesten Weg der *riva* zu.

Es gab tatsächlich Lamm, Lammbraten mit Balsamico und grünen Bohnen. Keine Vorspeise und danach nur einen Salat. Das konnte vielerlei bedeuten, und während des Essens nutzte Brunetti sein kriminalistisches Gespür, um die Ursache zu ergründen. Entweder war seine Frau wieder einmal ganz in ihrer Lektüre aufgegangen – namentlich Henry James konnte sie jede Mahlzeit vergessen machen –, oder sie war verstimmt, wofür es jedoch keine Indizien gab. Auf dem Bett im Schlafzimmer stand kein aufgeklappter Koffer, also war nicht zu befürchten, daß sie mit dem Metzger durchbrennen wollte, auch wenn das Lammkarree für die meisten Frauen An-

reiz genug gewesen wäre. Hoffnungsvoll und mit wachsender Spannung sah Brunetti dem nächsten Gang entgegen: Vielleicht gab es ja zum Abschluß ein sensationelles Dessert, etwas, das sie lange nicht mehr gehabt hatten.

Der Kriminalist nahm sich den Rest Bohnen und behielt die Verdächtigen am Tisch im Auge. Was immer hier im Gange war, Frau und Tochter waren beide daran beteiligt. Ständig blinzelten sie einander verstohlen zu, und das Mädchen konnte seine Erregung kaum verbergen. Der Sohn dagegen war offenbar nicht Teil des Komplotts. Mit gesundem Appetit verdrückte er seine Portion Lammbraten, schielte, während er noch eine Scheibe Brot aß, nach der Bohnenschüssel und war sichtlich enttäuscht, daß sein Vater ihm zuvorgekommen war. Die Frau spähte nach dem Teller des Jungen – und huschte da nicht ein Lächeln über ihr Gesicht, als sie ihn leer fand? Der Fahnder senkte den Blick, damit die Observierten keinen Verdacht schöpften. Und um sie vollends zu täuschen, goß er sich ein halbes Glas Tignanello ein und sagte: »Hat köstlich geschmeckt«, als ob die Mahlzeit damit beendet wäre.

Daraufhin warf die Tochter der Frau einen besorgten Blick zu, doch die lächelte ganz entspannt zurück. Nun stand das Mädchen auf, sammelte die Teller ein, trug sie zum Spülbecken und fragte mit dem Rücken zu den anderen: »Hat noch jemand Lust auf Nachtsch?«

Ein Mann, der im eigenen Haus kurzgehalten

wurde, hatte selbstverständlich Appetit auf Nachtisch! Doch der gewiefte Kriminalist begnügte sich mit noch einem Schluck Wein und überließ die Antwort dem Jungen.

Nun stand die Frau auf und wandte sich zur Tür der rückwärtigen Terrasse, die nach Norden ging, weshalb sie dort verderbliche Speisen abstellte, die nicht in den Kühlschrank paßten. Aber als sie das Mädchen an der Spüle mit dem Geschirr klappern hörte, rief sie es zu sich, und beide fingen eifrig an zu tuscheln. Dann beobachtete der Kriminalist, wie die Frau zum Geschirrschrank ging und vier flache Schüsselchen herausnahm. Um Himmels willen, bloß keinen Fruchtsalat! Oder gar einen von diesen blöden Brotpuddings.

Der Kriminalist griff nach der Flasche und sah nach, wieviel noch drin war. Am besten, er machte sie ganz leer: Dieser Wein war zu schade, um ihn über Nacht offen stehenzulassen.

Die Frau kam mit vier kleinen Gläschen zurück. Endlich ein Lichtblick! Zu welcher Nachspeise wohl Dessertwein serviert wurde? Aber kaum daß neue Hoffnung aufkeimte, meldete sich gleich wieder die Skepsis zu Wort: Am Ende war das nur ein Täuschungsmanöver, und es gab nichts weiter als Mandelplätzchen? Doch dann kam das Mädchen von der Terrasse herein und trug auf einer Servierplatte ein tief braunes ovales Gebilde vor sich her. Dem Kriminalisten blieb gerade noch Zeit, an Judith und Salome zu denken, bevor ein dreistimmiger Chor seine

Befürchtungen zerstreute: »Mousse au chocolat, Mousse au chocolat!« Und aus dem Augenwinkel sah er, wie die Frau eine große Schüssel Schlagsahne aus dem Kühlschrank nahm.

Es war um einiges später, als Brunetti wohligh satt neben der sichtlich zufriedenen Paola auf dem Sofa saß und immer noch stolz war auf die Standhaftigkeit, mit der er erst den Dessertwein und dann den an seiner Statt angebotenen Grappa abgelehnt hatte.

»Heute hat mich Assunta angerufen«, sagte sie und brachte ihn damit in Verlegenheit.

»Welche Assunta?« Brunetti legte die Füße auf den niedrigen Tisch vor dem Sofa.

»Assunta De Cal«, erklärte sie.

»Wieso ruft die dich an?« fragte er. Dann fiel ihm ein, daß die Glasskulpturen, die ihnen so gut gefallen hatten, in der *fornace* von Assuntas Vater gebrannt worden waren. Ob Paola sich nach weiteren Arbeiten des jungen Künstlers erkundigt hatte?

»Sie sorgt sich um ihren Vater.«

Brunetti war versucht zu fragen, was ihn das anginge, aber er sagte nur: »Inwiefern?«

»Sie meint, er wird immer aggressiver gegen ihren Mann.«

»Tätlich oder verbal?«

»Bislang nur verbal, aber Assunta befürchtet ... Guido, ich glaube, sie hat wirklich Angst, daß ihr Vater Marco etwas antun könnte.«

»Ribetti ist doch mindestens dreißig Jahre jünger

als De Cal, nicht wahr?« Als Paola nickte, fuhr Brunetti fort: »Dann kann er sich ja wohl gegen den Alten wehren oder ihm einfach davonlaufen. Das heißt, so wie ich De Cal in Erinnerung habe, bräuchte er nicht einmal zu laufen.«

»Aber darum geht es gar nicht«, widersprach Paola.

»Also um was dann?« fragte er geduldig.

»Assunta hat Angst, daß ihr Vater die Beherrschung verlieren und sich ins Unglück stürzen könnte. Daß er womöglich die Hand gegen Marco erhebt oder ... ach, ich weiß auch nicht. Jedenfalls hat sie ihn angeblich noch nie so wütend gesehen, in ihrem ganzen Leben nicht, und sie kennt nicht einmal den Grund.«

»Was wirft er ihm denn vor?« Brunetti wußte aus Erfahrung, daß gewaltbereite Personen ihre Absicht oft vorab kundtun; mitunter auch weil sie hoffen, an der Ausführung gehindert zu werden.

»Daß Ribetti ein Querulant sei, der Assunta nur wegen ihres Geldes geheiratet habe und um sich die *fornace* unter den Nagel zu reißen. Das mit der *fornace* behauptet er allerdings nur, wenn er betrunken ist.«

»Kein Wunder! Welcher normale Mensch würde heutzutage schon eine Glasbläserei auf Murano übernehmen wollen?« gab Brunetti irritiert zurück.

»Noch dazu, wenn er kein gelernter Glasbläser ist?«

»Ich weiß es nicht.«

»Und Assunta? Was wollte sie nun von dir?«

»Fragen, ob sie zu dir kommen und sich Rat ho-

len darf.« Paola klang ein bißchen nervös, als sie diese Bitte weiterleitete.

Brunetti tätschelte ihre Hüfte. »Selbstverständlich kann sie kommen«, sagte er.

»Und du wirst nett zu ihr sein?«

»Ja, Paola«, versprach er und küßte sie auf die Wange. »Ich werde nett sein zu ihr.«

Am nächsten Morgen erschien Assunta De Cal kurz nach zehn in der Questura. Der diensthabende Beamte am Eingang meldete den Besuch telefonisch an und führte die Signora dann hinauf in Brunettis Büro. Da sie an der Schwelle stehenblieb, ging der Commissario ihr entgegen und gab ihr die Hand. »Wie schön, daß wir uns so bald wiedersehen«, sagte er und umschiffte mit dieser Formulierung elegant das Problem der Anrede. Assunta, der man schon auf der Vernissage angesehen hatte, daß sie älter war als ihr Mann, wirkte heute regelrecht verhärrt. Ihr Teint war fahl, und die Längsfalten zwischen Nase und Mund traten schärfer hervor als neulich. Zwar hatte sie sich zurechtgemacht – die Haare frisch gewaschen und sich geschminkt –, doch ihre Nervosität und den Druck, der auf ihr zu lasten schien, konnte sie nicht verbergen.

Sie war offenbar der Ansicht, daß ihm die gleiche vertrauliche Anrede gebühre wie Paola; jedenfalls duzte sie ihn umstandslos, als sie ihm dafür dankte, daß er sich die Zeit nahm, sie anzuhören.

Brunetti führte sie zu den Besucherstühlen vor seinem Schreibtisch, rückte ihr einen zurecht und nahm, sobald sie sich hingesetzt hatte, auf dem anderen Platz.

»Paola sagte, du möchtest mit mir über deinen Vater sprechen«, begann er.

Assunta hielt sich so gerade wie ein Schulmädchen, das zum Direktor zitiert wird, um sich einen Verweis abzuholen. Sie nickte mehrmals und flüsterte endlich: »Es ist furchtbar.«

»Warum sagst du das, Assunta?«

»Ich habe es Paola erzählt«, erwiderte sie ausweichend, so als schäme sie sich oder sei zu schüchtern, um mit der Sprache herauszurücken. Oder vielleicht hoffte sie auch, er habe bereits alles von Paola erfahren.

»Ja, schon, aber ich möchte es noch mal von dir hören«, ermunterte Brunetti sie.

Assunta holte tief Luft. Dann, obwohl sie die Lippen fest zusammenpreßte, entwich ihr ein kummervoller Seufzer. »Mein Vater behauptet, daß Marco mich nicht liebt, sondern mich nur wegen meines Geldes geheiratet hat.« Sie sagte das, ohne ihn anzusehen.

Brunetti verstand nur zu gut, daß es ihr peinlich war, die abfälligen Bemerkungen ihres Vaters zu wiederholen, der sie als reizlos und nicht begehrenswert geschmäht hatte. Allein, das hatte nichts mit den Drohungen zu tun, die sie hergeführt hatten. »*Hast* du denn eigenes Geld, Assunta?«

»Das ist ja das Verrückte.« Assunta beugte sich mit ausgestreckter Hand zu ihm hinüber, zog sie jedoch, knapp bevor sie seinen Arm berührte, wieder zurück. »Nein, ich habe eben keins! Mir gehört das

Haus, das meine Mutter mir vermacht hat, aber auch Marco hat in Venedig ein Haus von seiner Mutter geerbt, und seines ist viel größer.«

»Wer wohnt denn dort?« fragte Brunetti.

»Wir vermieten es«, antwortete sie.

»Und machen die Mieteinnahmen euch reich?«

Die Vorstellung brachte Assunta zum Lachen.

»Nein, Marcos Cousine und ihr Mann haben das Haus gemietet.

Sie zahlen vierhundert Euro im Monat. Davon könnte niemand reich werden.«

»Aber hast du vielleicht Ersparnisse?« fragte Brunetti, eingedenk der vielen abenteuerlichen Geschichten, die er im Lauf der Jahre gehört hatte; Geschichten von Leuten, die heimlich all ihre Einkünfte gehortet und es angeblich bis zum Millionär gebracht hatten.

»Nein, auch nicht. Was ich zurückgelegt hatte, ist fast alles für die Instandsetzung des Hauses draufgegangen, das meine Mutter mir hinterlassen hat. Ich hatte ursprünglich vor, es zu vermieten und weiter bei meinem Vater zu wohnen. Aber dann lernte ich Marco kennen, und als wir geheiratet haben, wollten wir etwas Eigenes.«

»Und warum habt ihr euch auf Murano niedergelassen, statt hierher nach Venedig zu ziehen?« Nach dem, was Vianello über Ribetti und seine Arbeit erzählt hatte, mußte der Ingenieur sehr oft aufs Festland hinüber, und das war von Venedig aus weniger umständlich als von Murano.

»Nun, wenn es in der Glasbläserei Probleme gibt, muß ich manchmal auch spätabends zur Stelle sein. Marco hat zwar ein paarmal die Woche auf dem Festland zu tun, aber den Piazzale Roma erreicht man auch von uns aus ohne Schwierigkeiten; also haben wir uns entschlossen, auf Murano zu bleiben. Hinzu kommt«, ergänzte sie zögernd, »daß seine Cousine schon sehr lange in dem Haus wohnt.«

Was sie damit eigentlich sagen wollte, war, daß die Cousine das Haus ohne amtliche Räumungsklage nicht freigeben würde; entweder das, oder Ribetti mochte sie nicht bitten auszuziehen. Was davon zutraf, war für Brunetti unerheblich, und darum verfolgte er das Thema auch nicht weiter, sondern suchte nach einer taktvollen Formulierung, um künftige Erbschaften anzusprechen. »Und habt ihr was in Aussicht?« fragte er.

»Du meinst die *fornace*?« entgegnete Assunta. »Wenn mein Vater stirbt?« Soviel zu Brunettis Zartgefühl.

»Ja.«

»Ich glaube schon, daß ich sie bekommen werde. Mein Vater hat zwar nie was gesagt, und ich habe keine Fragen gestellt. Aber wem sollte er sie sonst hinterlassen?«

»Und hast du eine Ahnung, was eine *fornace* wie die deines Vaters heutzutage wert ist?«

Assunta rechnete eine Weile still für sich. »Über den Daumen gepeilt«, sagte sie dann, »rund eine Million Euro.«

»Bist du dir da sicher?«

»Ich kann's natürlich nicht mit Bestimmtheit sagen, aber es dürfte eine ziemlich gute Schätzung sein. Weißt du, ich mache ja schon seit Jahren die Buchführung bei uns; außerdem höre ich gut zu, wenn die anderen Unternehmer diskutieren. Daher kenne ich den Marktwert ihrer Firmen, zumindest aus der Sicht der Eigentümer.« Assunta schaute ihn an, sah kurz weg, dann wieder zu ihm hin, und Brunetti spürte, daß sie sich endlich dem wahren Grund ihres Besuches näherten. »Aber da ist noch etwas, das mir zu schaffen macht.«

»Nämlich?«

»Ich habe das Gefühl, mein Vater spielt mit dem Gedanken, die *fornace* zu verkaufen.«

»Wie kommst du denn darauf?«

Assunta starrte ins Leere, während sie sich möglicherweise ihre Antwort zurechtlegte, aber bevor sie sprach, suchte sie wieder Blickkontakt zu Brunetti. »Aus keinem bestimmten Grund. Jedenfalls keinem, den ich benennen oder mit Sicherheit anführen könnte. Es ist nur die Art, wie er sich benimmt, und dann macht er manchmal so Andeutungen.«

»Zum Beispiel?«

»Einmal, als ich einem der Arbeiter eine Anweisung gab, hat er – also mein Vater – mich gefragt, wie es denn wäre, wenn ich einmal keine Männer mehr herumkommandieren könnte.« Assunta hielt inne, um Brunettis Reaktion zu prüfen, und fuhr dann fort: »Und ein anderes Mal, als wir die Sandbe-

stellung fertig machten, schlug ich ihm vor, gleich die doppelte Menge zu ordern, um Transportkosten zu sparen, worauf er meinte, wir sollten lieber nur so viel bestellen, wie wir für die nächsten sechs Monate benötigten. Aber wie er das sagte, klang es so eigenartig, als dächte er ... ach, ich weiß nicht, als ob wir in sechs Monaten nicht mehr da wären. So irgendwie.«

»Und wie lange ist das her?«

»Ungefähr sechs Wochen, vielleicht nicht ganz.«

Brunetti erwog, ihr etwas zu trinken anzubieten, mochte aber ihren Redefluß gerade jetzt, wo sie den roten Faden gefunden hatte, nicht unterbrechen. »Ich möchte noch einmal auf das zurückkommen, was dein Vater über Marco gesagt hat. Hat er je davon gesprochen, daß er ihm etwas antun wolle?« Zwar mußte Assunta davon ausgehen, daß Brunetti über alles, was sie Paola anvertraut hatte, unterrichtet war, aber vielleicht half es ihr ja, so zu tun, als hätte sie keine Familiengeheimnisse preisgegeben, und es ihm zu überlassen, ihr die Geschichte noch einmal ganz von vorn zu entlocken.

»Du meinst, ob er ihn bedroht hat?«

»Ja.«

Assunta überlegte eine Weile, erwog vielleicht, ob sie einen Rückzieher machen sollte. Endlich sagte sie: »Ich war dabei, als er gesagt hat, was Marco passieren würde, wenn es nach seinen Wünschen ginge.« Eine ausweichende Antwort, doch immerhin ein Anfang.

»Aber das ist nicht direkt eine Drohung, oder?« fragte er.

»Nein, eigentlich nicht«, bestätigte sie zu seiner Überraschung. »Ich weiß, was Männer für Sprüche klopfen, und die Arbeiter in den *fornaci* geben sich besonders hart. Die prahlen ständig damit, daß sie irgendwem das Genick oder die Beine brechen. Aber das ist nur Gerede.«

»Meinst du, das trifft auch auf deinen Vater zu?« fragte Brunetti.

»Wenn ich das glaubte, wäre ich nicht hier.« Ihre Stimme klang plötzlich richtig streng, ja fast vorwurfsvoll, als verüble sie es ihm, daß er ihr eine solche Frage stellte oder ihren Besuch womöglich nicht ernst genug nahm.

»Nein, sicher nicht«, bekräftigte Brunetti. »Demnach hat dein Vater konkrete Drohungen ausgesprochen?« Und als Assunta keine Anstalten machte, darauf zu antworten, forschte er weiter: »Hat Marco dir davon erzählt?« Daß er so ungezwungen Ribettis Vornamen benutzte, geschah in der Hoffnung, die Atmosphäre aufzulockern und Assunta das Gefühl zu geben, sie könne frei von der Leber weg reden.

»Aber nein! So was würde er nie weitersagen.«

»Woher weißt du es dann?«

»Aus unserer Werkstatt«, erklärte sie. »Dort hat man mit angehört, wie er – mein Vater – über Marco herzog.«

»Wer hat das gehört?«

»Die Arbeiter.«

»Und sie haben es dir erzählt?«

»Ja. Sie und noch ein Bekannter von mir.«

»Würdest du mir ihre Namen nennen?«

Diesmal legte sie ihm die Hand auf den Arm und fragte hörbar besorgt: »Bekommen sie dann etwa Unannehmlichkeiten?«

»Wenn du mir ihre Namen sagst oder wenn ich mit ihnen rede?«

»Beides.«

»Das kann ich mir nicht denken. Du hast ja selbst gesagt, was die Männer untereinander für Sprücheklopfer sind und daß meistens nichts dahintersteckt. Aber bevor ich weiß, ob das auch hier zutrifft, muß ich mit den Männern reden, vor denen dein Vater diese Äußerungen getan hat. Das heißt«, fügte er hinzu, »falls sie bereit sind, mit mir zu sprechen.«

»Das kann ich nicht garantieren.«

»Ich auch nicht«, versetzte Brunetti mit leise resigniertem Lächeln. »Nicht, bevor ich sie gefragt habe.« Er wartete darauf, daß sie ihm die Namen gab; als das nicht geschah, half er nach: »Was haben dir die Männer denn erzählt?«

»Zu einem von ihnen hat mein Vater gesagt, daß er Marco umbringen könnte«, gestand Assunta mit bebender Stimme.

Brunetti verschwendete keine Zeit auf die Belehrung, man dürfe einen solchen Satz nicht aus dem Zusammenhang reißen und bekanntlich mache der Ton die Musik. Zwar lag ihm nichts ferner, als sich

zum Verteidiger De Cals aufzuschwingen, aber bei dem kurzen Zusammenstoß mit ihm hatte er doch den Eindruck gewonnen, der Alte neige zu cholerischen Zornesausbrüchen ohne ernstlichen Tatvor-satz.

»Was noch?«

»Daß er ihn lieber tot sähe, als ihm die *fornace* zu überlassen. Der Mann, von dem ich das weiß, sagte aber auch, mein Vater sei zu dem Zeitpunkt betrunken gewesen und habe eigentlich mehr über die Familientradition gesprochen und daß die von keinem Außenseiter zerstört werden dürfe.« Sie sah Brunetti an und versuchte zu lächeln, was jedoch kläglich mißlang. »Für meinen Vater sind alle, die nicht auf Murano geboren wurden, Außenseiter.«

Um sie aufzuheitern, warf Brunetti ein: »Das kenne ich. Für meinen Vater war jeder, der nicht aus Castello stammte, ein Fremder.«

Tatsächlich entlockte er ihr damit ein Lächeln, doch sie kam gleich wieder auf ihr Problem zurück. »Aber es ist ganz unsinnig, daß mein Vater sich so aufregt. Marco denkt nicht im Traum daran, den Betrieb zu übernehmen. Sicher, wenn ich von meiner Arbeit rede, hört er zu, aber mir zuliebe. Ihn selbst interessiert die *fornace* überhaupt nicht.«

»Und wie kommt dein Vater dann auf seinen Verdacht?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Glaub mir, ich weiß es wirklich nicht.«

Er wartete ein Weilchen und sagte dann: »Assun-

ta, ich würde dir gern versichern, daß Menschen, die von Gewalt reden, keine anwenden, doch leider stimmt das nicht. Meistens ist es zwar so. Aber eben nicht immer. Oftmals wollen sie sich nur Gehör verschaffen und etwas loswerden, das sie quält. Aber ich kenne deinen Vater nicht gut genug, um sagen zu können, ob das auch für ihn gilt.«

Brunetti wählte seine Worte mit Bedacht; hütete sich vor Wertung oder Kritik. »Ich würde wirklich sehr gern mit diesen Männern reden, um Näheres darüber zu erfahren, was dein Vater wie gesagt hat.« Assunta wollte etwas einwerfen, doch er ließ sich nicht unterbrechen. »Ich spreche jetzt nicht als Polizist zu dir, denn es liegt ja keinerlei Anzeichen für eine Straftat vor, nicht das geringste. Wenn ich dich um die Namen dieser Männer bitte, dann nur, weil ich mich mit ihnen unterhalten und – wenn ich irgend kann – für Klärung sorgen möchte.«

»Wirst du dann auch mit meinem Vater reden?« fragte sie ängstlich.

»Vorerst sehe ich dafür keinen Grund«, antwortete Brunetti wahrheitsgemäß. Ihm lag nichts an einer neuerlichen Konfrontation mit De Cal; außerdem hielt er Assuntas Vater für einen Mann, bei dem die Stimme der Vernunft auf eher taube Ohren stieß.

»Du willst also, daß ich dir die Namen nenne?« Assunta sprach auf einmal ganz leise, so als könnte sie sich mit einer kleinen Stimme leichter unter seiner Antwort wegducken.

»Ja.«

Sie sah ihn lange an. Endlich sagte sie: »Giorgio Tassini, *l'uomo di notte*. Bei meinem Vater und in der benachbarten *fornace*. Und Paolo Bovo. Der arbeitet allerdings nicht mehr für uns.«

Brunetti bat um die Adressen, und Assunta schrieb sie auf einen Zettel, den er ihr gab. Ob er wohl mit Tassini außerhalb der *fornace* sprechen könne? Das versprach Brunetti ihr nur zu gern, konnte er sich so doch fürs erste von De Cal fernhalten.

Einen Menschen mit falschen Beteuerungen in Sicherheit zu wiegen war noch nie Brunettis Stärke gewesen, aber in diesem Fall wollte er seiner Besucherin zumindest ein wenig Trost mit auf den Weg geben. »Warten wir ab, was die beiden mir erzählen«, sagte er. »Im Zorn oder auch unter Alkoholeinfluß entschlüpfen einem leicht Dinge, die gar nicht so gemeint sind.« Und De Cals hochroten Kopf vor Augen, fragte er: »Trinkst dein Vater mehr, als er sollte?«

Assunta seufzte. »Ein Glas Wein wäre eigentlich schon zuviel für ihn. Mein Vater ist Diabetiker und sollte überhaupt nicht trinken, geschweige denn die Mengen, die er konsumiert.«

»Kommt das denn oft vor?«

»Ach, du weißt ja, wie das geht, besonders in so einem Betrieb«, sagte sie, wie von langer, leidvoller Erfahrung zermürbt. »*Un'ombra* morgens um elf, danach einen Wein zum Mittagessen und später ein, zwei Bier, um, besonders im Sommer, wenn es heiß

ist, über den Nachmittag zu kommen; vor der Abendmahlzeit noch mal ein paar *ombre*, zum Essen wieder Wein und dann vielleicht noch einen Grappa vor dem Schlafengehen. Und am nächsten Tag das Ganze von vorn.«

Brunetti erinnerte ihre Aufzählung an die Trinkgewohnheiten aus der Generation seines Vaters: Die Männer damals hatten fast ihr ganzes Erwachsenenleben lang kräftig gezecht, und doch hatte er keinen von ihnen je erkennbar betrunken erlebt. Warum um alles in der Welt sollten sie sich auch mäßigen, nur weil die gehobenen Stände auf Prosecco und Schorle umgestiegen waren?

»War dein Vater immer schon so?« fragte Brunetti und setzte erklärend hinzu: »Ich meine jetzt nicht das Trinken, sondern seinen Jähzorn und die heftigen Ausfälle.«

Assunta nickte. »Vor ein paar Jahren mußte sogar die Polizei kommen und eine Schlägerei beenden.«

»An der er beteiligt war?«

»Ja.«

»Was ist denn da passiert?«

»Also, Vater war in einer Bar, und jemand sagte etwas, das ihm mißfiel – er hat nie mit mir darüber gesprochen, daher weiß ich auch nicht, um was es ging. Ich kann nur wiedergeben, was andere mir erzählt haben – jedenfalls hat Vater dem Mann Kontra gegeben, und dann hat einer dem anderen eine gelangt – ich habe nie erfahren, wer. Man alarmierte die Polizei, aber als die kam, hatten die anderen Gä-

ste die beiden Streithähne schon getrennt, und es passierte nichts weiter. Das heißt, es gab keine Festnahmen, und niemand hat Anzeige erstattet.«

»Ist sonst noch was vorgefallen?« forschte Brunetti.

»Nicht, daß ich wüßte. Nein.« Assunta schien erleichtert, dieses peinliche Thema beenden zu können.

»Und ist er gegen dich jemals tätlich geworden?«

Sie starrte ihn mit offenem Mund an. »Wie bitte?«

»Hat er dich je geschlagen?«

»Nein!« entgegnete sie so vehement, daß Brunetti ihr einfach glauben mußte. »Mein Vater liebt mich. Er würde sich eher die Hand abhacken, als sie gegen mich zu erheben.« Seltsamerweise glaubte Brunetti auch das.

»Verstehe«, meinte er und fügte dann hinzu: »Bestimmt macht das die Sache mit Marco um so schmerzlicher für dich.«

Assunta lächelte, als sie ihn das sagen hörte. »Ich bin froh, daß du mich verstehst.«

Da er keine weiteren Fragen hatte, dankte Brunetti für ihren Besuch und erkundigte sich, ob sie noch etwas auf dem Herzen habe.

»Wenn du das nur ins reine bringst«, bat sie und wirkte plötzlich um Jahre jünger.

»Ich will es versuchen.« Nachdem er sich noch die Nummer ihres *telefonino* notiert hatte, stand Brunetti auf.

Er brachte Assunta hinunter und begleitete sie bis

hinaus auf die Uferstraße. Die Luft hatte sich deutlich erwärmt in den paar Stunden, seit er ins Büro gekommen war. Nachdem sie sich verabschiedet hatten, wandte Assunta sich Richtung Santi Giovanni e Paolo, von wo aus die Boote nach Murano verkehrten. Brunetti blieb noch ein paar Minuten auf der *riva*, und während sein Blick über den Garten am jenseitigen Ufer schweifte, durchforschte er sein Gedächtnis nach geeigneten Kontaktpersonen. Dann kehrte er in die Questura zurück und ging in den Bereitschaftsraum, wo er, wie erhofft, auf Pucetti traf.

Der junge Polizist schnellte hoch, als sein Vorgesetzter hereinkam. »Guten Morgen, Commissario«, grüßte er. War das Sonnenbräune in seinem Gesicht? Brunetti hatte die Urlaubsgesuche der Mitarbeiter für die Osterferien abgezeichnet, konnte sich aber nicht mehr erinnern, ob Pucettis Name dabei gewesen war.

»Hören Sie, Pucetti«, sagte er und trat näher an dessen Schreibtisch. »Sie haben doch Familie auf Murano, nicht wahr?« Er wußte nicht, wieso sein Gedächtnis gerade diese Information gespeichert hatte, war sich seiner Sache aber trotzdem ziemlich sicher.

»Ganz recht, Commissario. Tanten und Onkel und drei Cousins.«

»Arbeitet von denen jemand in den *fornaci*?«

Er sah, wie Pucetti im Geiste die Liste seiner Verwandten durchging. »Zwei davon«, sagte er schließlich.

»Und taugen die als Informanten?« Brunetti

brauchte nicht zu erläutern, daß es ihm mehr auf die Diskretion der Betreffenden ankam als auf die Kenntnisse, über die sie eventuell verfügten.

»Der eine schon«, sagte Pucetti.

»Gut. Dann möchte ich, daß Sie ihn nach Giovanni De Cal fragen. Ihm gehört dort eine *fornace*.«

»Ja, auf Sacca Serenella. Die kenne ich, Commissario.«

»Und den Besitzer auch?« fragte Brunetti.

»Nein, Commissario, bedaure. Aber ich habe von ihm gehört. Möchten Sie irgendwas Bestimmtes wissen?«

»Also dieser De Cal hat einen Schwiegersohn, den er nicht leiden kann und den er womöglich bedroht hat. Mich interessiert, ob man ihm zutraut, daß er tötlich wird, oder ob er bloß Wind macht. Und was von dem Gerücht zu halten ist, De Cal wolle vielleicht seine *fornace* verkaufen.«

»Verstanden, Commissario«, antwortete Pucetti, und Brunetti sah ihm an, daß er sich zusammennehmen mußte, um nicht zu salutieren. »Ist es eilig?« fragte der junge Polizist. »Soll ich meinen Cousin gleich anrufen?«

»Nein, wir wollen die Sache so unauffällig wie möglich angehen. Ich schlage vor, Sie gehen nach Hause, tauschen Ihre Uniform gegen Zivilkleidung, fahren raus auf die Insel und statten Ihrem Cousin einen Besuch ab. Ganz zwanglos – ich möchte nicht, daß es so aussieht, als ob ...« Brunetti ließ den Satz in der Schwebe.

»Als ob es ist, wonach es aussieht?« fragte Pucetti verschmitzt.

»Genau«, entgegnete Brunetti. »Zumal ich selber noch im dunkeln tappe.«

L'uomo di notte arbeitete, wie der Name schon sagte, bei Nacht, weshalb Brunetti damit rechnen konnte, ihn untertags zu Hause anzutreffen. Da es erst kurz nach elf war und die späten Vormittagsstunden zu den schönsten eines Frühlingstages gehörten, beschloß Brunetti, sich zu Fuß auf den Weg nach Castello zu machen. Wo er in Erfahrung bringen wollte, ob Giorgio Tassini bereit war, De Cals Äußerungen zu wiederholen. Zwar kam ihm der Gedanke, daß er womöglich im Begriff sei, sich jenes sträflichen Vergehens, genannt *abuso d'ufficio*, schuldig zu machen, denn er nutzte ja zweifellos seine Amtsgewalt, um in einer Sache zu ermitteln, die nur ihn persönlich, Polizei und Justiz dagegen noch gar nicht interessierte. Da jedoch als einzige Alternative zu einem sonnigen Spaziergang hinunter zur Via Garibaldi die Rückkehr ins Büro drohte, wo ihn die Personalakten der zur Beförderung anstehenden Beamten erwarteten, schlug Brunetti alle Bedenken in den Wind und eilte der Riva degli Schiavoni zu.

Auf der Uferpromenade wandte er sich nach links in Richtung Sant'Elena. Bald spürte er, wie die Sonne ihm die Wintersteife aus den Gliedern schmelzen ließ und sein Gang beschwingter wurde. Tage wie dieser machten ihm aber auch bewußt, was für ein ungutes Klima die Stadt eigentlich hatte: kalt und

feucht im Winter; heiß und feucht im Sommer. Eine unliebsame Erkenntnis, die er entschlossen als Überbleibsel der Winterdepression abtat; und als er dann um sich blickte, war sein Lächeln so strahlend wie der junge Tag.

Binnen kurzem tauchte er in die Häuserschatten der Via Garibaldi ein und ließ die Sonnenwärme hinter sich. Nach Assuntas Beschreibung wohnte Tassini gegenüber von San Francesco di Paola, und als Brunetti links vor sich die Kirche sah, verlangsamte er seine Schritte. Er fand die gesuchte Hausnummer, las die Namen neben den drei Klingeln und drückte auf die oberste, zu der ein Schild mit der Aufschrift »Tassini« gehörte. Da keine Antwort kam, läutete er wieder und ließ diesmal den Finger so lange auf der Klingel, bis sie auch einen schlafenden Nachtwächter wecken mußte. Plötzlich hörte er aus dem Lautsprecher ein grelles Fauchen, in das sich die gedämpften Pfeifgeräusche eines Wackelkontakts mischten. Dann wieder Stille. Erst als er zum drittenmal läutete, fragte eine tiefe Stimme, was er wolle.

»Ich hätte gern Signor Tassini gesprochen«, rief Brunetti besonders laut, um das unaufhörliche statische Knistern und Knattern zu übertönen.

»Was?« meldete sich die Stimme durch einen Schwall neuerlichen Störfeuers.

»Signor Tassini!« brüllte er.

»... Tasten? ... Wer? ... genug davon ...«, raunzte die Stimme.

Brunetti sah ein, daß man sich so nie verständigen würde. Also preßte er den Finger auf den Klingelknopf und ließ nicht eher los, als bis die Tür aufsprang.

Er stieg in den dritten Stock hinauf, wo eine weißhaarige Frau auf dem Treppenabsatz vor der Wohnungstür stand. Ihre schrumpelige, verfärbte Haut verriet die starke Raucherin; aus der Kurzhaarfrisur mit der schlechtsitzenden Dauerwelle hingen ihr fransige weiße Strähnen in die Stirn, und die tiefgrünen Augen darunter blinzelten zwanghaft, wie im Kampf gegen den ewig aufsteigenden Rauch. Sie war klein von Statur, und ihre gedrungene Rundlichkeit zeugte von Ausdauer und Zähigkeit. Sie lächelte nicht, als Brunetti auf sie zutrat, aber ihr Gesicht entspannte sich und mit ihm das feine Netzwerk von Falten um Augen und Mund. »Was kann ich für Sie tun?« fragte sie in reinstem *Castello*. Ihre Stimme war fast so tief wie die seine.

Für Brunetti war es ein Gebot der Höflichkeit, ihr im Dialekt zu antworten. »Ich möchte mit Signor Tassini sprechen, falls er da ist«, sagte er.

»Ach, jetzt sind wir also bei *Signor* Tassini?« fragte sie und reckte angriffslustig das Kinn. »Und was könnte mein Schwiegersohn angestellt haben, daß sich auf einmal die Bullen für ihn interessieren?« Sie wirkte eher neugierig als besorgt.

»Ist es so offensichtlich, Signora?« Brunetti wies mit der Rechten auf sich. »Könnte ich nicht auch der Gasmann sein?«

»Genausogut wie ich die Königin von Saba«, konterte sie und lachte tief aus dem Bauch heraus. Als sie verstummte, hörten beide aus der Wohnung eine Art Jaulen wie von einem jungen Hund. Die Frau drehte lauschend den Kopf in die Richtung, während sie weiter zu Brunetti sprach. »Na, dann kommen Sie mal mit rein. Drinnen können wir uns besser unterhalten, außerdem muß ich doch ein Auge auf die Kleinen haben, solange Sonia beim Einkaufen ist, nicht wahr?«

Während er sich vorstellte und ihr die Hand gab, überlegte Brunetti, wieviel von dem, was sie sagte, beispielsweise ein Bologneser verstanden hätte. Im linken Oberkiefer fehlten ihr etliche Zähne, was ihre undeutliche Aussprache erklärte, aber es war das *Veneziano stretto*, vor dem jedes Ohr, das nicht aus dem Umkreis der Lagune stammte, hätte kapitulieren müssen. Wie lieblich empfand dagegen er diesen Dialekt, so nahe verwandt dem, den seine Großmutter gesprochen hatte, die Hochitalienisch zeitlebens als Fremdsprache verschmähte, nicht wert, daß sie sich damit abgeben hätte.

Die Frau, die um die fünfzig, aber ebensogut auch sechzig sein mochte, führte ihn in ein penibel aufgeräumtes Wohnzimmer, dessen Ordnung nur ein Bücherregal am anderen Ende des Raums störte, in dem sich die Bücher ganz nach Lust und Laune zusammendrängten – über den Rand hängend, aneinandergelehnt, halb verrutscht oder seitwärts geneigt. Dem Sofa gegenüber, auf dem die Frau vermutlich

gesessen hatte, stand ein kleiner Fernseher mit einem Alpenveilchen im Plastiktopf darauf. Über den Bildschirm tanzten pastellfarbene Comicfiguren zu einer stummen Melodie, denn der Ton war ganz leise gestellt, wenn nicht gar abgedreht.

Auf dem Sofa, das vielleicht einmal weiß gewesen war, inzwischen aber eine hellbeige Färbung angenommen hatte, lag eine karierte Decke. In der Mitte saß ein kleiner Junge von vielleicht zwei Jahren. Das Geräusch, welches sie von draußen gehört hatten, kam von ihm: Da er seine Freude an den Pastellpüppchen auf dem Bildschirm offenbar noch nicht mit Worten ausdrücken konnte, jauchzte und quietschte er im Takt zu ihren Sprüngen und Pirouetten. Als die Erwachsenen eintraten, lächelte der Kleine seine Großmutter an und klopfte auf den Sitz neben sich.

Sie ließ sich in die Kissen fallen, hob den Jungen hoch und nahm ihn auf den Schoß. Als sie sich hinunterbeugte und ihn auf den Scheitel küßte, strampelte er verzückt. Er drehte sich vom Fernseher weg, zog sich an seiner Großmutter hoch und drückte ihr einen feuchten Schmatz auf die Nase. Die Frau sah lächelnd zu Brunetti auf, bevor sie ihre Wange an die des Kindes schmiegte. Dann barg sie ihr Gesicht in seinem Nacken und murmelte: »*More, xe beo, xe propio beo.*« Und wieder an Brunetti gewandt, fragte sie strahlend: »*E xe beo, me puteo?*«

Brunetti grinste zustimmend, pries das sonnige Gemüt des Knaben, der entschieden aufgeweckter sei als alle Kinder seines Alters, die er je gesehen ha-

be, und vergaß auch nicht, seine auffallende Ähnlichkeit mit der Großmutter zu rühmen. Hier kniff die Frau ihre Lider für einen Moment noch fester zusammen und beäugte Brunetti mit einem langen, forschenden Blick.

»Meine sind nun schon groß«, fuhr er fort, »aber ich erinnere mich noch gut an die Zeit, als sie so klein waren. Damals habe ich mich manchmal unter einem Vorwand von der Arbeit weggestohlen, nur um bei ihnen zu sein. Ich schützte etwa eine auswärtige Zeugenbefragung vor, während ich in Wahrheit nach Hause ging und mit meinen Babies spielte.«

Das schien der Frau zu gefallen, und sie lächelte wohlwollend. Plötzlich aber hörte man aus dem Hintergrund der Wohnung gedämpft und doch unverkennbar das Weinen eines Kindes. Auf Brunettis verdutzten Blick hin sagte die Frau: »Das ist Emma.« Und während sie den Kleinen auf ihren Knien reiten ließ, ergänzte sie: »Seine Zwillingsschwester.« Dann taxierte sie Brunetti mit scharfem Blick und fragte: »Könnten Sie sie vielleicht holen gehen? Er fängt nämlich an zu schreien, wenn ich ihn jetzt allein lasse, und sei's auch nur für eine Minute.«

Brunetti blickte unschlüssig in Richtung Flur.

»Gehen Sie einfach dem Weinen nach«, erklärte die Frau und widmete sich wieder dem Hoppe-Reiter-Spiel mit ihrem Enkel.

Brunetti tat wie geheißen und landete in einem Zimmer auf der rechten Flurseite, wo Kopf an Kopf zwei Kinderbettchen standen. An der Decke

schwebten leuchtendbunte Mobiles, und ein kleiner Stofftierzoo war hinter den Gitterstäben der Bettchen aufgebaut. In einem davon lag ein kleines Mädchen, neben sich einen flauschigen Elefanten, genauso groß wie sie. Brunetti trat näher und sagte leise: »Ja, Emma, wie geht's dir denn? Was bist du doch für ein hübsches Mädchen. Aber nun komm, komm, wir wollen zu deiner *nonna*, hm?«

Er bückte sich, und als er sie aus dem Bett hob, stellte er überrascht fest, daß sie so matt wie ein verängstigtes Tier in seinen Armen hing. Einer noch nicht ganz vergessenen Gewohnheit folgend, legte er sich das Kind über die Schulter, spürte, während er mit der Rechten den warmen Rücken tätschelte, wie zerbrechlich es war, und beruhigte es den ganzen Weg zurück ins Wohnzimmer mit nichtssagenden Worten.

»Bringen Sie unsere Emma nur her zu mir«, sagte die Frau, als er hereinkam. Doch sowie Brunetti das Kind neben seiner Großmutter absetzte, kippte es nach rechts und fiel vornüber. Es wimmerte leise, rührte sich aber nicht.

Als Brunetti sich hinunterbeugen und die Kleine wieder aufrichten wollte, wehrte die Frau ab. »Nein, lassen Sie nur. Sie kann noch nicht alleine sitzen.«

Mit zwei Jahren konnten Brunettis Kinder beide schon laufen, ja sogar rennen, und Raffi machte Jagd auf alles in seiner Reichweite. Trotzdem tat Brunetti so, als fände er die Erklärung der Frau durchaus nicht befremdlich.

»Waren Sie mit ihr beim Arzt?«

»Ach, die Ärzte«, sagte sie in dem Ton, in dem alle Venezianer über Mediziner zu reden pflegen.

Dann erhob sie sich, setzte den kleinen Jungen aufrecht neben seine Schwester, stützte ihn auf der anderen Seite mit einem Kissen ab und zog eine Packung Nazionale aus der Schürzentasche. »Würden Sie für eine Zigarettenlänge auf die beiden aufpassen?« fragte sie. »Sonia und Giorgio wollen nicht, daß ich in der Wohnung rauche, also muß ich raus auf den Gang und ans offene Fenster«, gestand sie feixend. »Aber das ist wohl nur fair. Schließlich habe ich Sonia weiß Gott jahrelang damit geplagt.« Ihr verschmitztes Grinsen wandelte sich zu einem weichen Lächeln, als sie fortfuhr: »Bei ihr hat es zumindest gewirkt, denn meine Tochter raucht nicht. Wofür ich vermutlich dankbar sein sollte.«

Noch bevor Brunetti ihr beipflichten konnte, war sie schon an der Wohnungstür und trat, die Tür einen Spaltbreit offenlassend, auf den Gang hinaus. Er setzte sich auf einen Stuhl links vom Sofa und versuchte sich den Kindern gegenüber so unaufdringlich wie möglich zu verhalten. Der kleine Junge schien seine Großmutter zu vergessen, sobald sie außer Sicht war, und wandte sich wieder den drallen Figuren auf dem Bildschirm zu, die gerade in einen Fluß aus lauter blauen Blüten sprangen. Das Mädchen blieb reglos liegen, wo es hingesunken war. Brunetti, der die beiden nicht aus den Augen ließ, wurde plötzlich von einer wilden Unruhe gepackt:

Was, wenn einem der Kinder etwas zustieß, solange die Großmutter draußen war, und er nicht wußte, was zu tun sei? Während er über den unterschiedlichen Entwicklungsstand der Zwillinge nachsann, irrte sein Blick zwischen der angelehnten Tür und dem Fernseher hin und her.

Nach ein paar Minuten kam die Frau, umhüllt von einer Nikotinfahne, in die Wohnung zurück. »Giorgio predigt mir andauernd, wie schädlich das Rauchen für mich ist«, sagte sie und klopfte auf ihre Schürzentasche, in der sie die Zigarettenpackung offenbar wieder verstaute hatte. »Und er hat sicher recht. Andererseits habe ich schon geraucht, bevor er auf die Welt kam, also schadet es mir so sehr, wie er meint, wohl doch nicht.« Und auf Brunettis widerstrebendes Lächeln hin fuhr sie fort: »Wenn er mir die Leviten liest, halte ich immer dagegen, daß sein Salat wahrscheinlich genauso gefährlich ist wie meine Zigaretten.« Sie zog die Schultern hoch, ließ sie wieder fallen und seufzte tief. »Vermutlich haben wir beide recht, aber man sollte doch meinen, daß er mich inzwischen gut genug kennt, um zu wissen, daß ich mich nicht mehr ändern werde.« Noch ein Seufzer, noch ein Schulterzucken. »Aber er hält nun mal an seinen Überzeugungen fest. Wie wir alle. *Pazienza.*«

Sie setzte sich wieder aufs Sofa, nahm jedoch diesmal das kleine Mädchen auf den Schoß, das sie mit einer Hand in der Taille stützte, damit es nicht nach hinten kippte. Als der Junge sah, daß die

Großmutter seine Schwester hochgenommen hatte, richtete er sich auf, umschlang den Hals seiner *nonna* mit beiden Armen und flüsterte ihr kichernd irgendwelche Geheimnisse ins Ohr.

»Oh, sieh dir das an!« Die Frau deutete mit dem Finger auf den Bildschirm und legte jene gespielte Begeisterung in ihre Stimme, von der sich Kinder offenbar jederzeit täuschen lassen. »Guck mal, was sie jetzt machen.«

Der Kleine fiel darauf herein, ließ ab vom Ohr der Großmutter und blickte wieder gebannt auf den Fernseher. Zwar ruhte sein einer Arm noch auf ihrer Schulter, ansonsten aber schien er in eine andere Welt entrückt. »Worüber wollten Sie denn nun mit Giorgio reden, Commissario?« erkundigte sich die Frau. Das kleine Mädchen lag wie leblos in ihrem Schoß.

»Ihr Schwiegersohn arbeitet, wenn ich nicht irre, für Signor De Cal?« begann Brunetti.

»In der Glasbläserei?«

»Ja.«

»Und was wollen Sie von ihm?« entgegnete sie unwirsch. »Giorgio ist dort nur der Wachmann.«

Brunetti wunderte sich, daß sie auf eine eigentlich doch ganz harmlose Frage so heftig reagierte.

»Es sind Gerüchte im Umlauf über angebliche Drohungen, die in der *fornace* geäußert worden seien. Darüber wollte ich mit Ihrem Schwiegersohn sprechen.« Brunetti hielt es nicht für nötig, ihr mehr zu verraten.

»Was er auch gesagt hat, es war bestimmt nur Gerede und nicht so gemeint«, erwiderte sie.

»Kennen Sie Signor De Cal?« fragte Brunetti.

Ihre freie Hand tastete unwillkürlich nach den Zigaretten und beklopfte das Päckchen, als sei schon die Berührung tröstlich für sie. »Nur vom Sehen, ich habe nie mit ihm gesprochen«, antwortete sie. »Man sagt, es sei schwer, mit ihm auszukommen, und dann gab's ja vor ein paar Jahren auch diesen Streit in der Bar. Davon wissen alle auf Murano.«

»Dann hat Ihr Schwiegersohn Ihnen also auch von den Drohungen erzählt?« fragte Brunetti.

Die Frau tätschelte ihrem Enkel den Po und zog ihn näher zu sich hin, aber der Kleine hatte nur Augen für die Figuren auf dem Bildschirm und ließ sich nicht ablenken. Nach einer langen Pause sagte sie: »Ja, er hat davon gesprochen. Aber es war, wie gesagt, bloß Gerede und hatte sicher nichts zu bedeuten.«

Wenn das so ist, dachte Brunetti, warum dann den Streit in der Bar erwähnen? »Hat Ihr Schwiegersohn Ihnen genau wiederholt, was gesprochen wurde?«

Die Frau machte ein Gesicht, als habe Brunetti sie dazu verleitet, etwas zu sagen, was sie nicht hätte sagen sollen, und sie bedauere es nun, sich überhaupt auf dieses Gespräch eingelassen zu haben. »Für Giorgio ist De Cal an allem schuld«, begann sie leise. »Und daran hält er fest, auch wenn es keinerlei Beweise gibt. Es ist wie mit den Zigaretten: Giorgio hält sie für pures Gift und damit basta. Da läßt er nicht mit sich reden.«

Sie sah das kleine Mädchen an, dessen Rücken ihr Handteller mühelos bedeckte. »Dabei habe ich es versucht. Genau wie Sonia. Wie die Ärzte. Aber nein, er glaubt, was er glauben will – basta.«

Brunetti kam es vor, als hätte mitten in einem Fernsehprogramm, während er einen Moment nicht aufpaßte, jemand per Fernbedienung auf eine andere Sendung umgeschaltet, von der ihm nun der Anfang fehlte.

»Und die Drohungen?« war alles, was ihm zu fragen einfiel.

»Ich weiß nicht, was ihn dazu gebracht hat. Früher war er immer vorsichtig mit dem, was er sagte, hat nie jemanden direkt beschuldigt. Trotzdem wissen die Leute sicher, wie er denkt: Auf der Insel läßt sich nichts geheimhalten, und seinen Arbeitskollegen gegenüber hat er ja auch kein Blatt vor den Mund genommen.« Sie hob die Hände empor, als wolle sie himmlischen Beistand erflehen. »Vor zwei Wochen hat er Sonia versichert, er sei kurz davor, den endgültigen Beweis zu erbringen. Aber das«, schränkte sie ein, »hat er schon oft gesagt.« Der traurige Tonfall war wie ein Echo auf ihre kummervolle Miene. »Außerdem wissen wir ja, daß es gar keine Beweise gibt.«

Sie schlang den rechten Arm um ihren Enkel und zog ihn an sich, während sie sich mit der Linken über die Augen fuhr. Dann, plötzlich, nahm sie die Hand vom Gesicht und wies damit auf das Bücherregal an der Wand gegenüber. In fast zornigem Ton fuhr sie fort: »Ich hätte wissen müssen, was uns

blüht, als er anfang, dieses ganze Zeug zu lesen. Wie lange ist das her? Zwei Jahre? Oder drei? Inzwischen interessiert er sich nur noch für seine Bücher. Darum hat er auch diesen Job angenommen, der fast nichts einbringt; nur damit er die ganze Nacht lesen kann. Aber die Kinder müssen essen, wir müssen essen, und wenn die Wohnung nicht mein Eigentum und ich nicht für die Kinder da wäre, wer weiß, was dann aus ihnen würde: Sonia könnte nicht mehr arbeiten gehen, und das bißchen, was Giorgio nach Hause bringt, reicht vorne und hinten nicht.« Ihre Stimme bebte jetzt vor unterdrückter Wut, und sie stülpte die Lippen vor, wie um auszuspucken. »Und versuchen Sie einmal, irgendeine staatliche Unterstützung zu bekommen; probieren Sie's nur! All die Atteste, die sie eingereicht haben, die ärztlichen Gutachten, Diagnosen und Klinikbefunde – was kriegen sie dafür? Lumpige zweihundert Euro im Monat. Und für mich keinen Cent, obwohl ich mich doch den ganzen Tag um die beiden hier kümmern muß. Versuchen Sie mal, zwei Kinder mit zweihundert Euro monatlich zu versorgen, und dann sagen Sie mir, wie leicht das ist.«

Die Comicfiguren verschwanden vom Bildschirm, und aus ihrem Bann entlassen, schien der kleine Junge plötzlich zu spüren, wie aufgebracht seine Großmutter war. Jedenfalls reckte er sich und legte ihr die Arme um den Hals. »Liebe *nonna*, liebe *nonna*«, murmelte er, drückte sein Gesicht an das ihre und streichelte ihr die Wangen.

»Sehen Sie?« klagte die Frau, an Brunetti gewandt.
»Sehen Sie, was Sie angerichtet haben?«

Brunetti sah ein, daß die Frau für eine weitere Befragung jetzt viel zu aufgewühlt war, und darum sagte er nur: »Ich möchte trotzdem mit Ihrem Schwiegersohn persönlich sprechen, Signora.« Er zückte seine Brieftasche, reichte der Frau eine seiner Visitenkarten und holte dann einen Stift heraus. »Würden Sie mir seine Nummer geben, damit ich mich mit ihm in Verbindung setzen kann?«

»Sie meinen die Nummer von seinem *telefonino*?« fragte sie und lachte kurz auf.

Brunetti nickte.

»Er hat keins«, antwortete sie, diesmal in beherrschtem Ton. »Er weigert sich, so ein Ding zu benutzen, weil er glaubt, die Wellen, die es aussendet, würden sein Gehirn schädigen.« Ihr Ton verriet, wie wenig sie von dieser Auffassung hielt. »Das ist auch so eine fixe Idee, die er aus seinen Büchern hat«, fuhr sie fort. »Nicht genug damit, daß er sich einbildet, er sei mit irgendwas verseucht; nein, für ihn müssen auch noch *telefonini* gefährlich sein. Können Sie sich das vorstellen?« fragte sie ehrlich neugierig. »Glauben Sie, die da oben würden zulassen, daß so was passiert? Daß aus den Dingen irgendwelche Strahlen entweichen, die einen krank machen?« Wieder stülpte sie die Lippen wie zum Spucken vor, aber was herauskam, war kaum mehr als ein ungläubiges Schnauben. Schließlich gab sie ihm die Festnetznummer ihrer Wohnung, die Brunetti sich notierte.

Die Erregung der Frau übertrug sich endlich auch auf die kleine Emma, die auf dem Sofa herumzuzappeln begann. Die spitzen, kleinen Laute, die sie dabei ausstieß, waren jedoch nicht im mindesten den Jauchzern vergleichbar, mit denen ihr Bruder das Gehopse der Comicfiguren begleitet hatte. Ihre auffallend hohen Töne klangen vielmehr wie ein angst-erfülltes Blöken oder Jammern, das unversehens losbrach, aber hartnäckig anhielt. »Sie gehen jetzt besser«, sagte die Frau. »Wenn sie einmal anfängt, kann es stundenlang so weitergehen, und ich glaube nicht, daß Sie sich das anhören möchten.«

Brunetti bedankte sich, aber er bot der Frau nicht die Hand und tätschelte dem kleinen Jungen auch nicht den Kopf, wie er es getan hätte, hätte das Mädchen nicht zu wimmern begonnen. Er verließ die Wohnung, ging die Treppe hinunter und trat hinaus ins Freie.

Auf dem Weg zurück zur Questura beschäftigten Brunetti ein Geräusch und ein Mißverständnis. Das Geräusch waren die Klagelaute des kleinen Mädchens: Irgend etwas hinderte ihn daran, das, was sie hervorbrachte, als ihre Stimme zu bezeichnen. Das andere war die seltsam zweigleisige Unterredung, die er mit der Großmutter geführt hatte: Er sprach von Drohungen, die sie bedeutungslos nannte – obwohl sie gleichzeitig immer wieder auf De Cals gewalttätige Neigungen anspielte. Brunetti versuchte sich alles, was zur Sprache gekommen war, ins Gedächtnis zu rufen, und stieß dabei nur auf eine mögliche Erklärung: Tassini war es, der die Drohungen ausgestoßen hatte, vielleicht provoziert durch De Cals cholerische Ausbrüche. Oder aber die alte Frau redete Unsinn, was Brunetti sich jedoch nicht vorstellen konnte. Lügen mochte sie, vielleicht; Ausflüchte machen, gewiß; aber ansonsten hatte, was sie sagte, garantiert immer Hand und Fuß.

Sein Handy klingelte, und als er stehenblieb, um das Gespräch anzunehmen, hörte er am anderen Ende Pucettis Stimme: »Commissario?«

»Ja, Pucetti, was gibt's?«

»Haben Sie schon zu Mittag gegessen, Commissario?«

»Nein«, antwortete Brunetti, der plötzlich merkte, wie hungrig er war.

»Könnten Sie rausfahren nach Murano, um jemanden zu treffen?«

»Einen von Ihren Verwandten?« fragte Brunetti, erfreut, daß der junge Beamte so rasch gehandelt hatte.

»Ja, meinen Onkel.«

»Mit Vergnügen«, sagte Brunetti und machte kehrt, um zurückzugehen zum Anleger Celestia, wo die Vaporetti nach Murano hielten.

»Und was meinen Sie, wann Sie dort sein können, Commissario?«

»So in einer guten halben Stunde, schätze ich.«

»In Ordnung, Commissario. Dann sage ich ihm, er soll Sie um halb zwei treffen.«

»Wo denn?«

»In Nannis Trattoria auf Sacca Serenella«, antwortete Pucetti. »Die Glasarbeiter gehen alle dort essen. Den Weg dorthin kann Ihnen jeder zeigen.«

»Und wie heißt Ihr Onkel?«

»Navarro. Giulio. Er wird dasein.«

»Gut, aber wie erkenne ich ihn?«

»Ach, keine Sorge, Commissario. Er wird Sie erkennen.«

»Wie denn?« fragte Brunetti verständnislos.

»Tragen Sie einen Anzug?«

»Ja.«

Hörte er Pucetti etwa lachen? »Er erkennt Sie bestimmt, Commissario«, versicherte der junge Beamte und legte auf.

Brunetti brauchte mehr als eine halbe Stunde, weil er ein Vaporetto knapp verpaßte, am Anleger Celestia auf das nächste warten mußte und dann an den Fondamenta Nuove noch einmal Aufenthalt hatte. In Sacca Serenella angekommen, wandte er sich beim Aussteigen an den Mann hinter ihm und fragte nach der Trattoria.

»Sie meinen Da Nanni?«

»Ja«, bestätigte Brunetti. »Ich bin dort verabredet, doch ich weiß nur, daß es das Stammlokal der Glasarbeiter sein soll.«

»Und man dort gut ißt?« fragte der Mann lächelnd.

»Das hat man mir zwar nicht gesagt«, antwortete Brunetti, »wäre aber nicht verkehrt.«

»Dann kommen Sie mal mit«, sagte der Mann, bog rechts ab und führte Brunetti über ein zementiertes Sträßchen, das parallel zum Kanal verlief, auf eine Schiffswerft zu. »Heute ist Mittwoch«, sagte der Mann. »Da gibt's Leber. Sehr zu empfehlen.«

»Mit Polenta?« fragte Brunetti.

»Natürlich«, versetzte der Mann mit einem Seitenblick auf diesen seltsamen Vogel, der sich, obwohl er Veneziano sprach, vergewissern mußte, ob zur Leber Polenta serviert wurde.

Sie wandten sich jetzt nach links und gingen landeinwärts über einen unbefestigten Weg, der durch ein aufgelassenes Gelände zu einem niedrigen Betonbau führte. Dessen Wände waren von dunklen Rostschlieren überzogen, die von der offenbar lek-

ken Dachrinne herrührten. Vor dem Gebäude standen ein paar windschiefe, verrostete Metalltische, deren Beine entweder im Schutt feststeckten oder von Betonkeilen gestützt wurden. Der Mann führte Brunetti an den Tischen vorbei zum Eingang, stieß die Tür auf und trat höflich beiseite, um Brunetti den Vortritt zu lassen.

Drinne fand der Commissario sich in die typische Trattoria seiner Jugend versetzt: Auf den Tischen mit den weißen Wachspapierdecken standen mehrheitlich vier schlichte Gedecke: je ein Teller mit Messer und Gabel sowie vier Gläser. Letztere, eine klobige Becherform, die kaum mehr als zwei Schluck Wein faßte, waren einmal sauber gewesen oder waren es vielleicht noch immer – so genau ließ sich das nicht erkennen, da sie durch jahrelangen Gebrauch zerkratzt und mit einem trüben, weißlichen Schleier überzogen waren. Neben den Gedecken lagen Papierservietten, und in der Mitte jedes Tisches stand ein vernickeltes Gestell mit verdächtig fahlem Olivenöl, weißem Essig, Salz, Pfeffer und einzeln abgepackten Zahnstochern. Brunetti staunte nicht schlecht, als er an einem dieser Tische Vianello entdeckte. Der Ispettore, in Jeans und Freizeitjacke, saß dort mit einem älteren Mann, der nicht die geringste Ähnlichkeit mit Pucetti aufwies. Brunetti wollte dem Herrn, der ihn hergeführt hatte, zum Dank *un'ombra* ausgeben, doch der Fremde lehnte die Einladung ab und empfahl sich. Als Brunetti an Vianellos Tisch trat, stand sein Begleiter auf und streckte

ihm die Hand hin. »Navarro«, sagte er und ergriff Brunettis Rechte. »Giulio.« Der Mann, ein Schwergewicht mit Stiernacken und mächtigem Brustkasten, sah aus wie ein Boxer, auch wenn Brunetti annahm, daß er in seinem Leben eher Lasten statt Hanteln gestemmt hatte. Dafür sprachen auch seine leichten O-Beine, die unter jahrzehntelanger Schlepperei offenbar mehr und mehr eingeknickt waren. Seine Nase war mehrmals gebrochen und schlecht – wenn überhaupt – gerichtet worden, und von seinem rechten Vorderzahn war eine Ecke abgesplittert. Obwohl Navarro die sechzig gewiß schon überschritten hatte, zweifelte Brunetti nicht daran, daß er ihn oder Vianello mühelos hätte hochheben und durchs halbe Lokal schleudern können.

Der Commissario stellte sich ebenfalls vor. »Und danke, daß Sie sich extra herbemüht haben, um mit uns zu sprechen«, sagte er, Vianello mit einbeziehend, auch wenn er keine Ahnung hatte, wie der Inspektor hierherkam.

Solch leicht verdiente Dankbarkeit machte Navarro sichtlich verlegen. »Nicht der Rede wert. Ich wohne gleich um die Ecke.«

»Ihr Neffe ist ein guter Junge«, fuhr Brunetti fort. »Ein Glückstreffer für uns.«

Auch dieses Lob schien Navarro in Verlegenheit zu bringen. Er senkte den Blick, doch als er wieder aufschaute, wirkten seine Züge weicher, ja fast strahlend. »Er ist der Sohn meiner Schwester«, erklärte er. »Wirklich ein braver Junge.«

»Ich nehme an, er hat Ihnen gesagt«, forschte Brunetti, sobald alle drei Platz genommen hatten, »daß wir Sie nach ein paar Leuten hier auf der Insel befragen möchten?«

»Ja, ich weiß Bescheid. Es geht Ihnen vor allem um De Cal?«

Bevor Brunetti antworten konnte, kam ein Kellner an ihren Tisch. Er hatte weder Block noch Stift dabei, ratterte die Speisekarte in Windeseile herunter und forderte ihre Bestellungen ein.

Doch als Navarro erklärte, die Herren seien Freunde von ihm, sagte der Kellner die Speisekarte noch einmal langsam auf, diesmal ergänzt durch kleine Kommentare, ja sogar Empfehlungen.

Man einigte sich auf *Spaghetti vongole* als ersten Gang. Der Kellner gab augenzwinkernd zu verstehen, daß die Muscheln garantiert, wenn auch vielleicht illegal, fangfrisch aus der Lagune kämen. Brunetti, der Leber noch nie besonders gemocht hatte, bestellte als Hauptgericht gegrillten *rombo*, während Vianello und Navarro sich beide für *coda di rospo* entschieden.

»*Patate bollite?*« fragte der Kellner abschließend.

Alle drei bejahten.

Unaufgefordert brachte ihnen der Ober je einen Liter Mineralwasser und Weißwein, bevor er in der Küche verschwand, wo sie ihn ihre Bestellungen ausrufen hörten.

So ungezwungen, als sei ihr Gespräch gar nicht unterbrochen worden, knüpfte Brunetti mit der

nächsten Frage an. »Was wissen Sie über De Cal? Sind Sie womöglich bei ihm angestellt?«

»Nein«, entgegnete Navarro, den die Frage sichtlich überraschte. »Aber ich kenne ihn. Wie jeder hier. Er ist ein Scheißkerl.« Navarro riß ein Päckchen *grissini* auf, schob sich eine Stange in den Mund und knabberte sie so zügig weg wie ein Kaninchen im Zeichentrickfilm seine Mohrrübe.

»Heißt das, es ist schwer, mit ihm zu arbeiten?« fragte Brunetti.

»Sie haben's erfaßt. Zur Zeit hat er zwei *maestri*, die an die zwei Jahre bei ihm sind: Meines Wissens der absolute Rekord in seiner *fornace*.«

»Und woran liegt das?« fragte Vianello, der gerade allen dreien Wein einschenkte.

»Na, weil er ein Scheißkerl ist!« Aber Navarro merkte offenbar selbst, daß er sich mit seinem Argument im Kreis drehte, denn er fügte hinzu: »Der nutzt jeden faulen Trick, um die Leute übers Ohr zu hauen.«

»Könnten Sie uns ein Beispiel geben?« bat Brunetti.

Hierauf schien Navarro zunächst einmal ratlos, so als sei die Aufforderung, ein Urteil zu belegen, etwas ganz Neues für ihn. Er trank sein Glas aus, goß sich nach, leerte auch das zweite Glas und verdrückte noch zwei *grissini*, bevor er endlich zu einer Antwort bereit war. »Er stellt vorsätzlich nur *garzoni* ein und entläßt sie wieder, bevor sie zu *serventi* aufsteigen, damit er ihnen keine höheren Löhne zahlen

muß. Er behält die Jungs etwa ein Jahr, in dem sie entweder schwarzarbeiten oder mit immer wieder erneuerten Zwei-Monats-Verträgen, aber sobald ihre Beförderung ansteht und sie mehr verlangen könnten, kündigt er ihnen. Erfindet irgendeinen Vorwand, um sie loszuwerden, und stellt wieder billigen Nachwuchs ein.«

»Aber wie lange kann er das durchhalten?« fragte Vianello.

Navarro zuckte die Achseln. »Solange unsere jungen Männer händeringend Arbeit suchen, kann er's vermutlich ewig so weitertreiben.«

»Und abgesehen davon?«

»Er streitet und zankt in einem fort.«

»Mit wem?« fragte Vianello.

»Lieferanten, Arbeitern, den Bootsleuten, die den Sand bringen, oder denen, die seine Glaswaren abholen. Sowie es um Geld geht – und darum geht es in all diesen Fällen –, legt er sich mit Gott und der Welt an.«

»Vor ein paar Jahren soll es in einer Bar ja sogar zu Handgreiflichkeiten gekommen sein«, warf Brunetti wie beiläufig ein.

»Ach, diese Geschichte!« entgegnete Navarro. »Das war vermutlich der einzige Streit, den nicht der Alte vom Zaun gebrochen hat. Irgendein Typ machte eine Bemerkung, die De Cal gegen den Strich ging, er konterte, und der Typ hat ihm eine geschmiert. Ich war nicht dabei, aber mein Bruder war Zeuge, und der haßt De Cal noch mehr als ich, das

können Sie mir glauben. Wenn er also sagt, der Alte hat nicht angefangen, dann stimmt das auch.«

»Was ist mit seiner Tochter?« fragte Brunetti.

Bevor Navarro darauf antworten konnte, wurde die Pasta aufgetragen, und während sich alle drei über die Spaghetti hermachten, stockte die Unterhaltung fürs erste. Der Kellner kam noch einmal an ihren Tisch und brachte drei leere Teller für die Muschelschalen.

»Peperoncini«, sagte Brunetti mit vollem Mund.

»Gut, was?« meinte Navarro.

Brunetti nickte, trank einen Schluck Wein und widmete sich wieder seinen Spaghetti, die besser waren als gut. Er nahm sich vor, Paola von den Peperoncini zu erzählen, die der Koch hier reichlicher verwendete als sie, gleichwohl aber mit schmackhaftem Resultat.

Als ihre Teller leer, die für die Schalen dagegen voll waren, eilte der Kellner herbei und räumte den Tisch ab. Auf seine Frage, ob sie gut gegessen hätten, antworteten Brunetti und Vianello mit wahren Lobeshymnen; Navarro als Stammgast sah sich zu keiner Äußerung genötigt.

Gleich darauf kam der Fisch: Brunettis Scholle war bereits filetiert. Als der Kellner eine Schüssel Kartoffeln auf den Tisch stellte, bat Navarro um Olivenöl, und der Ober brachte eine Flasche von sichtlich bester Qualität. Alle drei träufelten sich Öl auf den Fisch, aber nicht über die Kartoffeln, die ohnehin schon in einer kleinen Lache schwam-

men. Wieder ruhte das Gespräch für ein Weilchen.

Erst als Vianello die letzten Kartoffeln aus der Schüssel löffelte, kam Brunetti auf seine Frage zurück: »Also was De Cals Tochter angeht – wissen Sie über die auch so gut Bescheid?«

Navarro schenkte sich den letzten Rest Wein ein und gab dem Kellner mit der leeren Karaffe ein Zeichen. »Assunta ist ein braves Mädchen, aber sie hat nun mal diesen Ingenieur geheiratet.«

Brunetti nickte. »Kennen Sie den Mann, oder wissen Sie etwas über ihn?«

»Er ist Ökologe«, sagte Navarro in einem Ton, in dem andere einen Päderasten oder Kleptomanen enttarnen mochten. Für ihn erübrigte sich damit offenkundig jede weitere Diskussion. Brunetti ließ es hingehen und beschloß, sich ahnungslos zu stellen. »Arbeitet er hier auf Murano?« fragte er.

»Gottlob nicht!« entfuhr es Navarro, während er dem Kellner den zweiten Liter Weißwein abnahm und reihum die Gläser füllte. »Er ist irgendwo auf dem Festland beschäftigt und bestimmt dort die raren Plätze, an denen es uns noch gestattet ist, unseren Müll loszuwerden.« Er trank ein halbes Glas Wein, dann, vielleicht um den Gedanken an Ribettis lästige Berufspflichten herunterzuspülen, leerte er es ganz.

»Dabei haben wir hier zwei tadellose Verbrennungsöfen, warum nutzen wir die nicht? Oder wenn es sich um giftige Stoffe handelt, wieso vergräbt man

die nicht irgendwo im Gelände oder verschifft sie nach Afrika oder China? Für die da unten ist das ein rentables Geschäft. Was spricht also dagegen? Die haben schließlich dort diese riesigen Wüsten, soll man das Zeug doch da verbuddeln.«

Brunetti sah verstohlen zu Vianello hinüber, der gerade seine letzte Kartoffel verdrückte. Jetzt legte der Inspektor das Besteck auf den Teller und nahm, wie Brunetti befürchtet hatte, Navarro aufs Korn. »Wenn wir selber Atomkraftwerke bauen, könnten wir den toxischen Müll der anderen gleich mit entsorgen. Und dann bräuchten wir auch nicht mehr für teures Geld den ganzen Strom aus der Schweiz und von den Franzosen zu importieren«, schloß er und bedachte erst Navarro, dann Brunetti mit einem markigen Grinsen.

»Stimmt«, meinte Navarro, »darauf bin ich noch gar nicht gekommen. Ist aber eine gute Idee.« Er lächelte bewundernd, ehe er sich wieder Brunetti zuwandte. »Was interessiert Sie sonst noch an De Cal?«

»Ich habe läuten hören, daß er die *fornace* verkaufen will«, ging Vianello nun, da er sich bei Navarro Respekt verschafft hatte, ungeniert dazwischen.

»Ja, das habe ich auch gehört«, bestätigte Navarro, doch es klang nicht sonderlich interessiert. »Aber solche Gerüchte gibt's immer wieder.« Er ging mit einem Achselzucken darüber hinweg. »Und wenn ihm einer seine Firma abkauft, dann nur Fasano. Ihm gehört die Glasbläserei gleich neben der von De

Cal, also bräuchte er, wenn er den Betrieb des Alten übernimmt, nur die beiden Hütten zusammenzulegen, und schon würde sich seine Produktion verdoppeln.« Navarro dachte eine Weile über diese Möglichkeit nach und nickte vor sich hin.

»Fasano ist doch der Präsident des Glasbläserverbandes, nicht wahr?« fragte Vianello, als eben der Kellner eine zweite Schüssel Kartoffeln brachte. Der Inspektor ließ sich ein paar auf tun, aber Navarro und Brunetti lehnten dankend ab.

Auf Vianellos Frage hin grinste Navarro dem Kellner zu und sagte: »Das ist er heute, aber wer weiß, wie hoch der hinauswill?« Der Kellner nickte dazu und ging.

Brunetti, der fürchtete, sie könnten vom Thema abkommen, schaltete sich ein und sagte: »Es soll wohl auch Gerüchte geben, wonach De Cal seinen Schwiegersohn bedroht hat.«

»Sie meinen, daß der Alte behauptet, er würde ihn umbringen?«

»Ja«, bestätigte Brunetti.

»In den Bars hat er tatsächlich so was gesagt, aber dann war er in der Regel besoffen. Trinkt zuviel, der alte Scheißkerl«, befand Navarro und füllte aufs neue sein Glas. »Er hat Diabetes und sollte die Finger vom Alkohol lassen, aber ...« Navarro brach ab und überlegte einen Moment. Dann fuhr er fort: »Das ist komisch, wissen Sie, aber die letzten zwei Monate hat er mächtig abgebaut, als ob die Krankheit endgültig auf dem Vormarsch sei.«

Brunetti, der De Cal vor einigen Wochen zum ersten und bisher einzigen Mal gesehen hatte, fehlte jede Vergleichsmöglichkeit: Sein Bild war das eines alten Mannes, geschwächt durch jahrelangen übermäßigen Alkoholgenuß und womöglich auch schon leicht senil.

»Ich bin nicht sicher, ob die Frage zulässig ist, Signor Navarro.« Brunetti nahm einen Schluck Wein, ohne daß er Appetit darauf hatte. »Aber glauben Sie, man muß diese Drohungen ernst nehmen?«

»Sie meinen, ob er ihn tatsächlich umbringen würde?«

»Ja.«

Navarro trank seinen Wein aus und stellte das Glas auf den Tisch. Er machte keine Anstalten, sich noch einmal nachzuschenken, sondern winkte die Bedienung heran und bestellte dreimal Kaffee. Erst als das erledigt war, wandte er sich Brunettis Frage zu. »Ich glaube, darauf möchte ich lieber nicht antworten, Commissario.«

Der Kellner räumte ab, und sowohl Brunetti als auch Vianello beteuerten abermals, es habe ausgezeichnet geschmeckt, was Navarro mehr zu freuen schien als den Ober. Als der Kaffee kam, gab Navarro zwei Päckchen Zucker in seine Tasse, rührte um und sagte mit einem Blick auf seine Uhr: »Tja, ich muß wieder an die Arbeit, Signori.« Damit erhob er sich, schüttelte beiden die Hand und rief dem Kellner zu, die Rechnung gehe auf ihn; er werde morgen bezahlen. Brunetti wollte Einspruch erheben, aber

da war Vianello schon aufgestanden, streckte abermals die Hand aus und bedankte sich bei dem Älteren. Brunetti blieb nichts weiter übrig, als es ihm gleichzutun.

Zum Abschied bat Navarro schmunzelnd: »Und geben Sie gut acht auf meinen Neffen, ja?« Dann schritt er zur Tür, öffnete sie und war auch schon verschwunden.

Brunetti und Vianello setzten sich wieder hin. Der Commissario trank seinen Kaffee aus und fragte: »Hat Pucetti dich angerufen?«

»Ja.«

»Und was hat er gesagt?«

»Daß du dich hier mit Navarro treffen würdest und ich vielleicht dabeisein sollte.«

Unschlüssig, ob ihm das gefiel oder nicht, sagte Brunetti schließlich: »Das mit dem Atomstrom, das hat mir gefallen.«

»Wobei du die Mehrheit unserer Regierung auf deiner Seite haben durftest.«

Oje, oje, oje«, stieß Vianello hervor, der den Eingang zur Trattoria im Blickfeld hatte. Brunetti wollte sich schon neugierig umdrehen, aber Vianello legte ihm die Hand auf den Arm und sagte: »Nein, nicht hinschauen.« Als Brunetti ihn fragend ansah, erklärte der Inspektor, hörbar erstaunt: »Was Navarro über De Cal gesagt hat, stimmt: Er sieht viel schlechter aus als neulich in Mestre.«

»Wo ist er denn?«

»Gerade reingekommen. Jetzt steht er an der Bar und trinkt was.«

»Allein oder in Gesellschaft?«

»Er hat jemanden bei sich«, antwortete Vianello, »und der macht die Sache interessant.«

»Wieso?«

»Weil es Gianluca Fasano ist.«

Ein unwillkürliches »Ah!« entfuhr Brunetti, und dann sagte er: »Der Mann ist nicht nur Präsident des Glasbläserverbandes von Murano, sondern, wie ich mir habe sagen lassen, könnte auch bei der nächsten Wahl für das Amt des Bürgermeisters kandidieren.«

»Zweimal ins Schwarze getroffen.« Vianello hob sein Glas, als wolle er einen Trinkspruch ausbringen, trank aber nicht. »*Complimenti*.« Er hielt den Blick auf Brunetti gerichtet, drehte jedoch hin und wieder den Kopf und schielte zu den beiden Männern an

der Bar hinüber. Sollte einer von denen in ihre Richtung schauen, dann, so kalkulierte Brunetti, sähe er zwei Männer an einem Tisch, einen davon mit dem Rücken zu ihm. Bisher waren sie De Cal nur ein einziges Mal begegnet, und da hatte Vianello Uniform getragen; in Zivil würde der Alte ihn kaum wiedererkennen. Vianello wies mit einer Kopfbewegung Richtung Bar und meinte: »Wäre interessant zu wissen, worüber sie reden, nicht wahr?«

»De Cal ist Glasbläser und Fasano sein Innungsvorstand«, entgegnete Brunetti. »Was soll daran geheimnisvoll sein, wenn die sich unterhalten?«

»Murano hat an die hundert Glasbläsereien«, sagte Vianello. »Die von De Cal gehört zu den kleinsten.«

»Aber seine steht vielleicht zum Verkauf«, wandte Brunetti ein.

»Er hat eine erbberechtigte Tochter«, konterte Vianello. Dann langte der Inspektor in seine Tasche und zog eine Fünf-Euro-Note heraus. »Wenigstens das Trinkgeld können wir beisteuern«, sagte er und legte den Schein auf den Tisch.

»Soviel? Na, hoffentlich trifft den Kellner da nicht der Schlag«, meinte Brunetti. Er sah Vianello unruhig auf seinem Platz hin und her rutschen und fragte: »Sind sie noch da?«

»De Cal zahlt gerade.« Kurz danach sprang Vianello auf und flüsterte hastig: »Ich möchte wissen, wo sie hingehen.«

Vorsichtshalber blieb Brunetti am Tisch sitzen

und ließ Vianello allein gehen, auch wenn De Cal ihn von Mestre her wohl kaum wiedererkennen würde – so außer sich, wie der Alte damals gewesen war.

Es dauerte nur ein paar Minuten, bis der Inspektor zurückkam; Brunetti ging ihm zur Tür entgegen, und gemeinsam traten sie ins Freie. »Nun?« fragte er.

»Sie sind runter zum Kanal, von dort nach links auf eine unbefestigte Straße, dann noch mal links und wieder landeinwärts zu ein paar Werksbauten hinter einem Stück Brachland.«

»Hast du dein *telefonino* dabei?« fragte Brunetti.

Vianello holte sein Handy aus der Jackentasche.

»Warum rufst du nicht diesen Klassenkameraden an, der dir Assuntas Liebesgeschichte erzählt hat, und fragt ihn, wo die Fornace De Cal liegt?«

Vianello klappte das Handy auf, rief die gespeicherte Nummer ab und drückte die Ruftaste. Brunetti hörte ihn nach der Adresse fragen, dann ihren Standort durchgeben und sah zu, wie Vianello sich durch die Wegbeschreibung seines Bekannten nickte, ihm schließlich für die Auskunft dankte und auflegte. »Also De Cals Betrieb ist gleich da unten, am Ende dieses Sträßchens, auf der rechten Seite. Und der von Fasano direkt nebenan.«

»Glaubst du, das ist wichtig für uns?« fragte Brunetti.

Vianello zuckte die Achseln. »Wohl eher nicht. Mich interessiert's eigentlich nur, weil in den Zeitun-

gen stand, daß Fasano plötzlich die Ökologie entdeckt habe, oder vielmehr sein Engagement dafür.«

Brunetti erinnerte sich dunkel, daß er vor ein paar Monaten ebenfalls davon gelesen und ähnlich zynisch reagiert hatte. Aber er fragte nur: »Kommt so ein Gesinnungswandel nicht immer ein bißchen überraschend?« Und überließ es Vianello einzusehen – oder auch nicht –, daß es bei ihm ganz genauso abgelaufen war.

»Doch, schon«, räumte Vianello, wenn auch widerstrebend, ein. »Vielleicht liegt's ja an seinen politischen Ambitionen. Sowie jemand rausläßt, daß er ein öffentliches Amt anstrebt, traue ich ihm nicht mehr über den Weg.«

Brunetti, der zwar auch schon ein paar Schritte in diese Richtung getan, sich dem totalen Zynismus aber noch nicht so weit angenähert hatte, gab zu bedenken: »Wenn ich mich recht erinnere, hat Fasano sich aber nicht selber als Kandidaten ins Spiel gebracht, sondern andere haben für ihn getrommelt.«

»Ja, das mögen Politiker besonders gern: den Beifall des Volkes!«

»Nun mal halblang, Lorenzo«, mahnte Brunetti, der dieses Thema nicht weiter vertiefen mochte. Statt dessen wechselte er zu dem zweiten Anliegen über, dem sein Besuch auf Murano galt. Er berichtete kurz von der Unterredung mit Assunta und sagte, er wolle noch einen der Männer befragen, die De Cals Drohungen gegen Ribetti mit angehört hatten. Man würde sich später in der Questura wieder tref-

fen. Bis zur *riva* hatten sie denselben Weg, dann ging Vianello zum Anleger von Sacca Serenella, um dort auf die Linie 41 zu warten.

Nach Assuntas Angaben wohnte Paolo Bovo gleich jenseits der Brücke, in der Calle drio i Orti, die Brunetti auch ohne viel Mühe ausfindig machte. Nur das Haus konnte er zunächst nicht entdecken, und als er bis hinunter zur Calle Leonarducci gekommen war, kehrte er um und suchte gründlicher. Diesmal fand er sowohl die Hausnummer als auch Bovos Namen am Klingelbrett. Er läutete, wartete einen Moment und schellte noch einmal. Als über ihm ein Fenster geöffnet wurde, trat er zurück und spähte nach oben. Ein Kind, dessen Alter und Geschlecht aus Brunettis Blickwinkel nicht auszumachen waren, streckte den Kopf aus einem Fenster im zweiten Stock und rief: »Sì?«

»Ich suche deinen Vater«, rief Brunetti zurück.

»Der ist unten in der Bar«, antwortete das Kind mit so heller Stimme, daß sie sowohl einem Mädchen wie einem Jungen vor dem Stimmbruch gehören konnte.

»Und wo?«

Eine kleine Hand reckte sich über den Fensterahmen und deutete nach links. »Da drüben«, krächte die Stimme. Und das Kind verschwand.

Da jedoch das Fenster offenblieb, rief Brunetti seinen Dank hinauf, bevor er sich wieder auf den Weg zur Calle Leonarducci machte. An der Ecke stieß er auf die Kneipe, deren Fenster bis auf Brust-

höhe mit Gardinen verhängt waren, die einst rot-weiß kariert das Licht der Welt erblickt hatten, aber, angenagt vom Zahn der Zeit, zu leberbraunen, krumpeligen Fetzen verkommen waren. Brunetti öffnete die Tür und blickte in einen Raum, der so verqualmt war, wie er schon seit Jahren keinen mehr betreten hatte. Er ging an die Theke, bestellte einen Kaffee und heuchelte Desinteresse für die Tätowierungen des Barmanns, ein Knäuel von ineinandergewundenen Schlangen, die mit ihren Schwänzen beide Handgelenke umklammerten und sich an den Armen emporringelten, bis sie unter den Ärmeln des T-Shirts verschwanden. Als der Kaffee kam, erklärte Brunetti: »Ich bin auf der Suche nach Paolo Bovo. Man sagte mir, daß ich ihn hier fände.«

»Paolo!« rief der Barmann zu einem Tisch im Hintergrund des Lokals, wo drei Männer um eine Flasche Rotwein versammelt saßen. »Der Bulle hier will dich sprechen.«

Brunetti fragte mit einem schiefen Lächeln: »Wieso sieht mir das eigentlich jeder an?«

Der Barmann lächelte nicht minder herzlich zurück, nur daß er dabei weniger Zähne zeigte. »Einer, der 'ne Sprache drauf hat wie Sie, kann nur Bulle sein.«

»Viele Leute beherrschen unsere Sprache mindestens so gut wie ich«, wandte Brunetti ein.

»Aber von denen würde keiner nach Paolo fragen.« Der Barmann wischte mit einem erstaunlich sauberen Lappen über die Theke.

Der Commissario spürte eine Bewegung hinter

sich und stand, als er sich umwandte, einem Mann gegenüber, der ziemlich genau seine Größe besaß, aber nicht nur sämtliche Haare verloren hatte, sondern zudem mindestens zwanzig Kilo von dem Gewicht, das Brunetti mit sich herumschleppte. Aus nächster Nähe sah man, daß sein Gesicht wohl deshalb so bleich und teigig wirkte, weil ihm auch Augenbrauen und Wimpern ausgefallen waren.

Brunetti streckte ihm die Hand hin. »Signor Bovo?« Als der Mann nickte, fragte Brunetti: »Darf ich Sie zu irgend etwas einladen?«

Bovo schüttelte den Kopf. Mit einer Baßstimme, die mit seiner früheren Statur sicher wesentlich besser harmoniert hatte, sagte er: »Ich hab drüben bei meinen Freunden einen Wein stehen.« Er schüttelte Brunetti die Hand, und der las in seinen Zügen, welche Anstrengung Bovo für einen so festen Händedruck aufbringen mußte. Er sprach Veneziano mit jenem Muraneser Akzent, den nachzuahmen Brunetti und seine Freunde als Kinder ungeheuer komisch gefunden hatten.

»Was wollen Sie von mir?« Betont lässig, um seine Hinfälligkeit zu überspielen, stützte Bovo einen Ellbogen auf die Theke. Vor seiner Erkrankung wäre die Atmosphäre dieses Treffens womöglich aggressiv, vielleicht sogar gefährlich aufgeladen gewesen: Jetzt war das Äußerste, was der Mann hinbekam, eine markige Pose.

»Sie kennen doch Giovanni De Cal«, begann Brunetti und hielt inne.

Bovo sagte eine Weile gar nichts. Er schielte nach dem Barmann, der so tat, als sei ihm ihr Gespräch gleichgültig; dann drehte er sich nach dem Tisch um, an dem seine Kumpels saßen. Brunetti erriet, daß er darauf spekulierte, den Freunden auch jetzt, wo ihm nur mehr die Kraft des Wortes geblieben war, noch mit seinem Mumm zu imponieren. »Das Dreckschwein wollte mir keine Arbeit geben.«

»Wann war das?«

»Nachdem das Dreckschwein von der anderen *fornace* mich gefeuert hatte«, sagte Bovo, machte aber keine näheren Angaben.

»Und warum wurden Sie entlassen?« fragte Brunetti.

Die Frage schien Bovo aus dem Konzept zu bringen. Brunetti las die Verwirrung in seinen Augen; offenbar hatte er sich darüber noch nie Gedanken gemacht.

Endlich sagte er: »Weil ich das Zeugs nicht mehr heben konnte.«

»Was denn zum Beispiel?«

»Sandsäcke, Chemikalien, die Fässer, die wir umsetzen müssen. Wie hätte ich die stemmen sollen, wenn ich mich nicht mal mehr bücken konnte, um mir die Schuhe zuzubinden?«

»Ich weiß nicht.« Brunetti ließ eine Weile verstreichen, bevor er fragte: »Und was geschah dann?«

»Dann bin ich gegangen. Was blieb mir anderes übrig?« Bovo rückte dichter an die Theke, stützte

den anderen Ellbogen auf und verlagerte sein Gewicht auf diesen Arm.

Da die bisherigen Fragen ihn offenbar nicht weiterbrachten, kam Brunetti jetzt auf sein eigentliches Anliegen zu sprechen. »Ich wüßte gern, was Sie De Cal über Ribetti sagen hörten. Und es wäre gut, wenn Sie mir die Begleitumstände schildern könnten.«

Bovo winkte dem Barmann und bestellte ein Mineralwasser. Als es kam, prostete er Brunetti zu und trank ein paar Schlucke. Dann stellte er das Glas wieder ab und sagte: »Also vor ungefähr sechs Monaten, da war De Cal einmal nach Feierabend hier in der Bar. Normalerweise verirrt der sich nicht in unser Viertel; hat sein Stammlokal in der Calle Colonna, aber das war wohl grade geschlossen, und so landeten sie bei uns, er und seine Begleiter.« Bovo schaute den Commissario an, um sich zu vergewissern, daß der ihm zuhörte, und Brunetti nickte.

»Er saß also da hinten, als ich reinkam. Spielte sich vor seinen Freunden auf, zechte ordentlich und prahlte damit, wie viele Aufträge er habe und wie gefragt sein Glas sei und daß sogar ein Museum angefragt hätte, ob sie ein Stück für eine Ausstellung haben könnten!« Bovo verzog den Mund, und sein Blick schien zu fragen, ob Brunetti je etwas so Albernese gehört habe.

»Hat er Sie gesehen?«

»Na klar hat er mich gesehen! Das war schließlich

vor einem halben Jahr«, erklärte Bovo so stolz, als brüste er sich mit einem anderen Ich, dessen Erscheinung garantiert jedermann aufgefallen wäre.

»Und weiter?«

»Nebendran hockten ein paar Kumpels von mir, also habe ich mich dazugesetzt und ein Glas mit ihnen getrunken. Oder halt, nein, wir saßen nicht direkt neben ihm: Es war noch ein Tisch dazwischen. De Cal hat mich nicht weiter beachtet, für den war ich Luft, und es dauerte nicht lange, da fing er an, über seinen Schwiegersohn herzuziehen. Der übliche Scheiß, den er dauernd verzapft: daß Ribetti ein Spinner ist, der Assunta nur wegen ihres Geldes geheiratet hat, daß er zu nichts zu gebrauchen ist und sich nur um Tierschutz und so Zeug kümmert. Seit Assuntas Hochzeit haben wir das alle schon tausendmal gehört.«

»Kennen Sie Ribetti denn auch?« fragte Brunetti.

»Na ja, so von weitem«, antwortete Bovo. Es schien, als wolle er es dabei bewenden lassen, aber bevor Brunetti nachhaken konnte, ließ er sich doch noch zu einer Erklärung herbei. »Sie, die Assunta, also das ist ein braves Mädchen, und er, der Ribetti, liebt sie wohl wirklich. Ist allerdings ein ganzes Stück jünger als sie und dazu noch Ingenieur, aber sonst ganz in Ordnung.«

»Und was hat De Cal nun über ihn gesagt?« fragte Brunetti.

»Daß er liebend gern eines Morgens, wenn er den *Gazzettino* aufschlägt, lesen würde, der Ribetti sei

bei einem Unfall draufgegangen. Auf der Straße, bei der Arbeit, zu Hause: Wo, war dem alten Scheißkerl egal, wenn der Junge nur hin wäre.«

Brunetti wartete kurz, doch da das alles zu sein schien, sagte er: »Ich bin nicht sicher, ob man so was als Drohung bezeichnen kann, Signor Bovo.« Und um seinen Einwand abzumildern, schickte er ein Lächeln hinterher.

»Lassen Sie mich gefälligst ausreden?« brummte Bovo.

»Entschuldigung.«

»Dann hat der Alte noch gesagt, wenn's Ribetti nicht bei einem Unfall erwischt, müßte er ihn vielleicht selber um die Ecke bringen.«

»Glauben Sie, das war ernst gemeint?« fragte Brunetti, als Bovo nun offenbar wirklich zum Schluß gekommen war.

»Ich weiß nicht. So was sagt man schon mal, oder?« meinte Bovo, und Brunetti nickte. Was sagte man nicht alles.

»Aber ich hatte schon das Gefühl, der alte Scheißkerl würd's womöglich tun.« Bovo trank in kleinen Schlucken von seinem Wasser. »Er kann's nicht ertragen, daß Assunta glücklich ist.«

»Haßt er Ribetti deshalb so sehr?«

»Nehm ich an. Und weil der Junge in *dei fornace* mitbestimmen wird, wenn er, der Alte, mal nicht mehr ist. Ich glaube, das bringt ihn um den Verstand. Er schwört Stein und Bein, daß Ribetti die Firma zugrunde richten würde.«

»Sie meinen, falls De Cal sie seiner Tochter vererbt?«

»Wem sollte er sie denn sonst vermachen?« fragte Bovo.

Brunetti legte eine Pause ein, was man als Zustimmung deuten mochte, dann sagte er: »Assunta ist mit dem Betrieb von klein auf vertraut. Und Ribetti ist gelernter Ingenieur; außerdem sind die beiden lange genug verheiratet, daß auch er inzwischen einiges über die Glasmacherei gelernt haben dürfte.«

Bovo maß ihn mit einem langen Blick. »Vielleicht glaubt der Alte ja gerade darum, daß er alles kaputtmachen würde.«

»Das verstehe ich nicht«, gestand Brunetti.

»Na, wenn sie erbt, dann wird er die Zügel übernehmen, stimmt's?« fragte Bovo. Brunetti machte ein ausdrucksloses Gesicht und überließ dem anderen die Antwort. »Sie ist doch eine Frau, oder?« rief Bovo triumphierend. »Also wird sie nach seiner Pfeife tanzen.«

Brunetti schmunzelte. »Das hatte ich nicht bedacht.«

Bovo war sichtlich stolz darauf, daß es ihm gelungen war, einen Polizisten aufzuklären. »Assunta tut mir leid«, sagte er.

»Wieso?«

»Sie ist so ein feiner Mensch.«

»Sind Sie mit ihr befreundet?« fragte Brunetti neugierig. Ob die beiden früher einmal etwas mit-

einander hatten? Sie waren gleichaltrig, und Bovo mußte einst ein stattlicher Mann gewesen sein.

»Nein, nein, nicht, was Sie denken«, wehrte Bovo ab. »Aber sie hat versucht zu verhindern, daß der andere Scheißkerl mich rausschmeißt. Und als er's doch getan hat, wollte sie mir einen Job geben, nur hat ihr Vater sie nicht gelassen.« Bovo trank sein Wasser aus und stellte das Glas auf die Theke. »Darum bin ich jetzt arbeitslos. Meine Frau verdient – sie geht putzen –, und ich soll zu Hause bleiben und auf die Kinder aufpassen.«

Brunetti dankte ihm für seine Auskünfte, legte zwei Euro auf die Theke und streckte die Hand aus. Vorsichtig drückte er Bovos Rechte, bedankte sich noch einmal und ging.

Weil ihm die Route kürzer schien, begab sich Brunetti zum Faro-Anleger, fuhr mit der Linie 41 zurück bis Fondamenta Nuove und stieg dort um auf die 42, die ihn bis zur Haltestelle vom Ospedale bringen wurde. Von dort war es nur noch ein kleiner Spaziergang zur Questura.

Als er das Präsidium betrat, mußte Brunetti sich eingestehen, fast einen ganzen Arbeitstag für Nachforschungen geopfert zu haben, die nicht das geringste mit seinen offiziellen Ermittlungen zu tun hatten. Darüber hinaus hatte er einen Inspektor und einen jungen Beamten für seine Zwecke eingespannt und sich vor ein paar Tagen in der gleichen Angelegenheit eigenmächtig zweier Polizeifahrzeuge be-

dient. Da kein Verbrechen vorlag, gab es, strenggenommen, auch nichts zu ermitteln: Er hatte schlicht und einfach jener Neugier gefrönt, die er schon vor Jahren hätte ablegen sollen.

Schuldbewußt steuerte er Signorina Elettras Büro an und war sehr froh, sie, frühlingshaft gekleidet, an ihrem Schreibtisch anzutreffen. Elettra trug eine grüne Bluse über klassisch geschnittenen schwarzen Hosen und hatte ein pinkfarbenes Tuch im Zigeunerlook um den Kopf geschlungen. Der Lippenstift war diesmal auf den Schal abgestimmt, was Brunetti zu Spekulationen darüber verleitete, ob sie ihn wohl nächstens passend zur Bluse wählen würde.

»Haben Sie sehr viel Arbeit, Signorina?« fragte er, nachdem sie einander begrüßt hatten.

»Nicht mehr als sonst«, antwortete sie. »Was kann ich denn für Sie tun, Commissario?«

»Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mal nachsehen würden, was Sie über folgende zwei Personen in Erfahrung bringen können«, begann er und sah, wie sie ihren Notizblock heranzog. »Giovanni De Cal, Besitzer einer *fornace* auf Murano, und Giorgio Tassini, Nachtwächter in ebendiesem Betrieb.«

»Alle Angaben?« fragte sie.

»Ja, bitte, was immer Sie herausfinden können.«

Beiläufig, nur geleitet von der gleichen Neugier, die auch Brunetti umtrieb, fragte sie: »Hat das mit einem Fall zu tun?«

»Nein, eigentlich nicht«, mußte Brunetti zugeben.

Er war schon im Gehen, als ihm einfiel: »Ach, und da wäre noch ein gewisser Marco Ribetti; arbeitet für eine französische Firma, ist aber Venezianer. Ein Ingenieur. Sein Fachgebiet ist, glaube ich, Abfallentsorgung oder der Bau von Mülldeponien.«

»Ich sehe zu, was ich ausgraben kann.«

Brunetti erwog, auch Fasanos Namen anzufügen, aber er bezwang sich. Schließlich handelte es sich um keine offizielle Ermittlung, sondern um eine rein private Spurensuche, und Elettra hatte auch so genug zu tun. Also bedankte er sich und ging.

Ein Tag verstrich und dann noch einer. Brunetti hörte nichts von Assunta De Cal und dachte auch kaum an sie, genausowenig wie an Murano oder die Drohungen betrunkenen alter Männer. Statt dessen hielten ihn junge Männer auf Trab, junge Männer, die, auch wenn sie dem Gesetz zufolge noch Kinder waren, wiederholt festgenommen, erkennungsdienstlich behandelt und anschließend von Leuten identifiziert und abgeholt wurden, die sich als ihre Eltern oder ihr Vormund ausgaben, dies aber, da sie nicht seßhaft waren, nur in den seltensten Fällen mittels gültiger Papiere belegen konnten.

Und dann erschien in der Beilage einer Wochenzeitung dieser schockierende Bericht über das Schicksal ebensolcher Jugendlicher in mehr als einer südamerikanischen Großstadt, die von inoffiziellen Polizeitrupps hingerichtet wurden. »Nun, so weit sind wir noch nicht«, murmelte Brunetti vor sich hin, als er den Artikel zu Ende gelesen hatte. Seine Mitbürger hatten viele Eigenschaften, die Brunetti, als Polizist, verabscheute: ihre Bereitwilligkeit, sich mit der Kriminalität zu arrangieren; ihr mangelndes Vertrauen in die Gesetze; ihr stoischer Gleichmut gegenüber der Ohnmacht des Rechtssystems. Aber wir erschießen keine Kinder auf offener Straße, bloß weil sie Orangen klauen, dachte er, und war doch

keineswegs sicher, ob man darauf als Bürger schon stolz sein dürfe.

Gleich einem Epileptiker, der einen drohenden Anfall spürt, wußte Brunetti, daß Arbeit ihn am besten von solch düsteren Gedanken ablenken würde. Also griff er nach seinem Notizbuch und suchte die Telefonnummer heraus, die Tassinis Schwiegermutter ihm gegeben hatte. Es meldete sich ein Mann.

»Signor Tassini?« fragte Brunetti.

»Sì«

»Hier spricht Commissario Guido Brunetti, Signore.« Er hielt inne, wartete auf Tassinis Nachfrage, aber der Mann blieb stumm, und so fuhr Brunetti fort. »Ob Sie mir wohl ein wenig von Ihrer Zeit opfern würden, Signor Tassini? Ich möchte mich gern mit Ihnen unterhalten.«

»Sind Sie der Polizist, der schon mal hier war?« Tassinis Mißtrauen war unüberhörbar.

»Ja, der bin ich«, antwortete Brunetti gelassen. »Ich habe mit Ihrer Schwiegermutter gesprochen. Aber die konnte mir kaum Auskunft geben.«

»Worüber?« fragte Tassini tonlos.

»Über Ihren Arbeitsplatz, Signore«, sagte Brunetti und wartete wieder auf eine Reaktion Tassinis.

»Was ist damit?«

»Es handelt sich um Ihren Chef, Giovanni De Cal. Darum wollte ich Sie nicht in der *fornace* aufsuchen. Es wäre uns lieber, Ihr Arbeitgeber erführe nicht, daß wir uns für ihn interessieren.« Das war nur zu wahr, und es stimmte auch, daß De Cal er-

heblichen Ärger machen konnte, sofern er dahinterkam, daß Brunetti praktisch auf eigene Faust ermittelte.

»Ist es wegen meiner Beschwerde?« fragte Tassini, dessen Neugier nun doch über seinen Argwohn siegte.

»Natürlich deswegen«, schwindelte Brunetti, »aber auch wegen Signor De Cal und einer Meldung ihn betreffend, die bei uns eingegangen ist.«

»Eine Meldung von wem?« fragte Tassini.

»Darüber darf ich Ihnen leider keine Auskunft geben, Signor Tassini. Sie haben sicher Verständnis dafür, daß wir alles, was uns zugetragen wird, vertraulich behandeln.« Brunetti wartete, ob Tassini das schlucken würde, und da ihm dessen Schweigen dafür zu sprechen schien, wagte er sich weiter vor: »Könnten wir uns wohl einmal unterhalten?«

Nach einigem Zögern fragte Tassini: »Wann?«

»Wann immer es Ihnen paßt, Signore.«

Tassinis Stimme klang, als er darauf antwortete, schon nicht mehr so ungezwungen wie noch einen Augenblick zuvor. »Woher haben Sie diese Nummer?«

»Von Ihrer Schwiegermutter«, erwiderte Brunetti. Und wie um nicht zudringlich zu erscheinen, setzte er mit gedämpfter Stimme hinzu: »Sie hat mir auch gesagt, daß Sie kein *telefonino* besitzen, Signor Tassini. Was mich angeht, so kann ich Sie nur beglückwünschen zu einer so klugen Entscheidung.« Er schloß mit einem leisen Lachen.

»Sie halten die Dinger also auch für gefährlich?« fragte Tassini eifrig.

»Nach dem, was ich gelesen habe, würde ich sagen, es gibt gute Gründe, sich in acht zu nehmen«, versetzte Brunetti. Seiner Lektüre nach zu urteilen, gab es auch gute Gründe dafür, Automobile, Zentralheizung und Flugzeuge als gefährlich einzustufen, aber davon sagte er Signor Tassini lieber nichts.

»Wann wollen wir uns treffen?« fragte Tassini.

»Wenn Sie jetzt gleich Zeit für mich hätten, könnte ich in einer Viertelstunde bei Ihnen sein.«

Es blieb lange still in der Leitung, doch diesmal zwang sich Brunetti, das Schweigen auszuhalten. »Also gut«, sagte Tassini endlich. »Aber nicht hier bei mir. Da ist eine Bar gegenüber von San Francesco di Paola.«

»An der Ecke vor dem Park?« fragte Brunetti.

»Ja.«

»Die kenne ich, das ist die, wo sie so kleine Herzen auf den Cappuccinoschaum zaubern, nicht wahr?«

»Richtig, ja«, bestätigte Tassini, nun wieder zugänglicher.

»Ich bin in einer Viertelstunde da«, sagte Brunetti und legte auf.

Als der Commissario die Bar betrat, hielt er Ausschau nach einem Gast, der als Nachtwächter einer Glasmanufaktur in Frage kam. Ein Mann trank seinen Kaffee am Tresen und unterhielt sich mit dem

Wirt. Ein Stück weit entfernt standen zwei Beamtentypen, ebenfalls mit Kaffeetassen vor sich; einem der beiden lehnte eine Aktentasche am Bein. Ganz am Ende der Theke fütterte ein Kerl mit großer Nase, aber auffallend kleinem Kopf einen Video-Poker-Automaten mit Ein-Euro-Münzen. Wobei er einem monotonen Rhythmus folgte: Geld einwerfen, eine Taste drücken, das blinkende Resultat abwarten, wieder die Tasten bearbeiten, abermals auf das Ergebnis warten und nach zwei hastigen Schluck Rotwein den nächsten Einsatz wagen.

Die kamen alle nicht in Frage, ebensowenig wie ein junger Mann neben dem Pokerspieler, der offenbar einen *gingerino* trank. Von den vier Tischen an der Rückwand war einer von drei Damen besetzt, jede mit einem Tee gedeck vor sich. Sie reichten Fotos reihum, die ihnen so aufrichtige Begeisterungsrufe entlockten, daß es sich dabei wohl eher um Baby- als um Urlaubsbilder handelte. Am letzten Tisch, im Eck hinter der Theke, saß ein Mann, der in Brunettis Richtung schaute. Als Brunetti ihn ansteuerte, hob er mit der Linken sein Wasserglas und protestierte Brunetti zu.

Der Mann erhob sich, streckte die Hand aus und sagte: »Tassini.« Er war hochgewachsen, etwa Mitte dreißig, mit großen, weit auseinanderstehenden dunklen Augen und einer Nase, die zu klein schien für den ihr verbleibenden Platz. Ein ungestutzter, graugesprenkelter Bart bedeckte seine hohlen Wangen, ohne sie jedoch verbergen zu können. Brunetti

kannte dieses Gesicht von unzähligen Ikonen: Es war das des leidenden Christus. »Commissario Brunetti?«

Brunetti schüttelte die dargebotene Hand und dankte Tassini für sein Kommen. »Was möchten Sie trinken?« erkundigte sich Tassini, als Brunetti Platz genommen hatte, und machte dem Barman ein Zeichen.

»Wenn ich schon mal hier bin«, antwortete Brunetti lächelnd, »dann sollte ich wohl den Cappuccino probieren, meinen Sie nicht?« Tassini nickte und rief dem Barman die Bestellung zu. Eine Weile schwiegen beide.

Endlich machte Brunetti den Anfang. »Wie ich schon am Telefon sagte, Signor Tassini, würden wir gern mit Ihnen über Ihren Chef, Giovanni De Cal, reden.« Und bevor Tassini nachfragen konnte, fügte Brunetti tieferntst hinzu: »Und natürlich über Ihre Beschwerde.«

»Ihr fangt also langsam an, mir zu glauben, wie?« warf Tassini ein.

»Jedenfalls interessieren wir uns sehr für das, was Sie zu berichten haben«, antwortete Brunetti. Nähere Ausführungen blieben ihm erspart, da in diesem Moment der Barman seinen Cappuccino brachte. Wie erwartet, hatte man den Milchschaum mit so gekonntem Schwung zugegeben, daß er an der Oberfläche ein Herz bildete. Brunetti riß ein Tütchen Zucker auf, gab ihn in die Tasse, rührte um und brach dem Kaffee das Herz.

»Und was ist mit meinen Briefen?« fragte Tassini.

»Auch deretwegen bin ich hier, Signor Tassini«, beteuerte Brunetti und probierte einen Schluck. Aber der Kaffee war noch zu heiß, und so stellte er die Tasse zum Abkühlen auf die Untertasse zurück.

»Haben Sie die Briefe gelesen?«

Brunetti setzte eine treuherzige Miene auf. »Normalerweise und falls diese Unterredung Teil einer offiziellen Ermittlung wäre, würde ich jetzt lügen und Ihre Frage bejahen.« Ein Geständnis, das dem Commissario scheinbar recht peinlich war. »Doch da wir hier ganz unter uns sind, will ich offen mit Ihnen sein.« Bevor Tassini etwas erwidern konnte, fuhr er fort. »Ihre Briefe werden von einer anderen Abteilung bearbeitet. Aber Kollegen, die den Inhalt kennen, haben mir darüber berichtet, und einige Auszüge sind auch an uns weitergeleitet worden.«

»Aber die Briefe waren an Sie adressiert«, beharrte Tassini. »Das heißt, an die Polizei.«

»Ja.« Brunetti nickte zustimmend. »Aber wir sind Kriminalbeamte, und solche Vorgänge werden nicht automatisch uns zugestellt. Ihre Briefe gingen an die Beschwerdestelle, und dort wurde eine Akte angelegt. Nur, bevor die bearbeitet und an diejenigen weitergeleitet wird, die dann die eigentlichen Ermittlungen führen, können Monate vergehen.« Brunetti sah den qualvollen Ausdruck in Tassinis Gesicht, sah ihn zum Einspruch ansetzen und fügte, den Blick abermals in gespielter Verlegenheit senkend, hinzu: »Oder sogar noch länger.«

»Aber Sie wissen von den Briefen?«

»Ich habe, wie gesagt, davon gehört, wenn auch nur über Dritte.« Brunetti, der Tassini über den Tisch hinweg ansah, riß plötzlich die Augen auf, als sei ihm eine Erleuchtung gekommen. »Wären Sie bereit, mir den Inhalt in Ihren eigenen Worten zu schildern, damit ich mir ein klares Bild machen kann? Das könnte Ihr Verfahren erheblich beschleunigen.«

Als er die Erleichterung in Tassinis Blick aufschimmern sah, kam Brunetti sich fast schäbig vor: Was er getan hatte, war zu leicht, zu glatt gegangen. Menschen in Bedrängnis auszunutzen war ein Kinderspiel. Er griff nach seinem Cappuccino und trank ein paar Schluck.

»Es geht um die *fornace*«, begann Tassini. »Soviel werden Sie doch hoffentlich wissen?«

»Natürlich«, sagte Brunetti und neigte scheinheilig den Kopf.

»Die reinste Todesfalle«, fuhr Tassini fort. »Haufenweise Chemikalien: Kalium, Salpetersäure, Fluorid, Kadmium, sogar Arsen. Und wir arbeiten damit, atmen es ein, nehmen es womöglich über die Speisen auf.«

Brunetti nickte. Das war soweit jedem Venezianer bekannt. Aber nicht einmal Vianello hatte je behauptet, daß die Arbeiter auf Murano nennenswerten Risiken ausgesetzt seien. Und wenn einer darüber Bescheid wußte, dann Vianello.

»Darum ist es passiert«, sagte Tassini.

»Was denn, Signore?«

Tassinis Pupillen verengten sich, und Brunetti las geballtes Mißtrauen in seinem Blick. Trotzdem antwortete er: »Das mit meiner Tochter.«

»Emma?« knüpfte Brunetti nahtlos an. Und fast mit Selbstekel erfüllt, sagte er noch: »Armes kleines Mädchen.«

Geschafft: Jetzt hatte er Tassini in der Tasche. Man sah förmlich, wie alle Skepsis, alles Mißtrauen und alle Zurückhaltung aus seiner Miene wichen. »Darum ist es passiert«, beteuerte Tassini inbrünstig. »Wegen all diesem Giftkram. Jahrelang habe ich dort gearbeitet und das Zeug eingeatmet, es angefaßt, meine Kleidung damit besudelt.« Er preßte die geballten Fäuste aneinander. »Darum schreibe ich weiter diese Briefe, auch wenn sie keine Beachtung finden.« Das Gesicht, mit dem er zu Brunetti aufsah, war auf einmal ganz weich, sei es vor Hoffnung oder Liebe oder einem Gefühl, das Brunetti lieber nicht ergründen mochte. »Sie sind der erste, der mir sein Ohr leiht.«

Der nächste Satz kostete Brunetti Überwindung. »Schildern Sie mir, um was es geht.«

»Also, ich habe sehr viel gelesen«, begann Tassini. »Eigentlich lese ich die ganze Zeit. Ich habe einen Computer und surfe im Internet, und dann habe ich mir Chemiebücher besorgt und welche über Vererbungslehre. Da steht alles drin, schwarz auf weiß.« Mit der linken Faust schlug er dreimal auf den Tisch und wiederholte: »Schwarz auf weiß.«

»Erzählen Sie weiter.«

»Diese Stoffe, insbesondere die Mineralien, greifen das Erbgut an. Und wenn die Gene einmal defekt sind, können wir die Schädigung auf unsere Kinder übertragen. Defekte Gene! Sie kennen Auszüge meiner Briefe, also wissen Sie auch, was ich beschrieben habe. Und wenn Sie die medizinischen Gutachten sehen, werden Sie erfahren, was meiner Kleinen nach Ansicht der Ärzte fehlt.« Er schaute Brunetti an. »Haben Sie die Fotos gesehen?«

Obwohl Brunetti dem Kind selbst begegnet war und also hätte weiterlügen können, brachte er es nicht über sich: alles andere ja, nur das nicht. »Nein.«

»Nun denn«, sagte Tassini, »ist vielleicht auch besser. Außerdem wissen Sie doch, was los ist, dazu brauchen Sie die Fotos nicht.«

»Und die Ärzte? Was sagen denn die?«

Tassinis Euphorie war jäh verflogen; die Erwähnung der Ärzte katapultierte ihn offenbar ins Land der Ungläubigen zurück. »Die wollen keine Stellung beziehen.«

»Wieso nicht?«

»Das fragen Sie noch? Sie haben doch gesehen, was in Marghera passiert ist: die Proteste und die Demonstranten, die verlangten, man solle die ganzen Fabriken schließen. Stellen Sie sich vor, was los wäre, wenn die Zustände auf Murano bekannt würden.«

Brunetti nickte.

»Jetzt verstehen Sie, warum die lügen müssen, nicht wahr?« Tassinis Erregung wuchs mit jedem Satz. »Ich habe versucht, mit den Leuten in der Klinik zu reden, damit sie Emma testen. Und mich. Ich weiß, was ihr fehlt, warum sie so geworden ist. Die Ärzte bräuchten nur den richtigen Test zu finden, einen, der das Gift nachweist, das ich und mein Kind in uns tragen, und schon wüßten sie, was los ist. Aber sobald sie die Wahrheit über Emma rauslassen würden, müßten sie sich auch um all die anderen Schadensfälle kümmern, um all die Menschen, die erkrankt, und um die, die gestorben sind.« Wieder diese Inbrunst in seiner Stimme, die um Verständnis und Zustimmung warb.

Brunetti erkannte zu spät, daß er sich zwar in diese Sache hatte hineinmanövrieren können, aber nun nicht wußte, wie er da wieder herauskommen sollte.

»Und Ihr Chef?«

»De Cal?«

»Glauben Sie, er weiß Bescheid?«

Wieder wechselte Tassinis Gesichtsausdruck, und seine Lippen formten sich zu einem Lächeln, das keines war. »Ja, alle beide wissen sie es. Natürlich müssen sie die ganze Schweinerei vertuschen, nicht wahr?« fragte er, und Brunetti überlegte, ob Assunta wirklich mit ihrem Vater unter einer Decke stecken mochte.

»Sie haben Beweise?« forschte der Commissario.

Jetzt lächelte Tassini, wenn auch hintergründig. »Ich habe eine Akte angelegt, in der ist alles doku-

mentiert. Der neue Job als Nachtwächter gibt mir Zeit, die endgültigen Beweise zu finden. Ich bin nahe dran. Ganz nahe.« Er sah Brunetti an, und in seinen Augen strahlte der Triumph dessen, der die Wahrheit entdeckt hat. »In meiner Akte trage ich alles zusammen. Wie gesagt, ich lese viel, und das hilft mir, die Dinge zu verstehen. Ich verfolge alles ganz genau.« Augenzwinkernd setzte er hinzu: »Aber wir müssen abwarten, was geschieht, nicht wahr?«

»Warum das?«

Die Antwort fiel so sonderbar aus, daß Brunetti nicht sicher war, ob Tassini seine Frage überhaupt mitbekommen hatte. »Unsere größten Denker wußten lange vor uns über diese Dinge Bescheid, und jetzt bin auch ich im Bilde.« Seit sie auf seine Tochter gekommen waren, hatte Tassini sich immer mehr in eine fiebrige Erregung hineingesteigert. Und als er sich nun auch noch über seine Akte mit dem angeblichen Beweismaterial ausließ, hielt der verwirrte Commissario es für angezeigt, das Gespräch wieder auf De Cal zu lenken.

Er neigte den Kopf ganz tief, so als dächte er angestrengt nach, blickte dann zu Tassini auf und sagte: »Sowie ich wieder in der Questura bin, werde ich mir die Akte mit Ihren Beschwerdebriefen vornehmen.« Brunetti schob seine Tasse zur Seite, um einen Themenwechsel anzudeuten, und fuhr fort: »Aber zuvor habe ich noch ein paar Fragen Ihren Arbeitgeber, Signor De Cal, betreffend.«

Darauf war Tassini nicht gefaßt gewesen; so ein

abrupter Umschwung, ausgerechnet jetzt, da er begonnen hatte, von den großen Männern zu sprechen, die mit ihm übereinstimmten. Sichtlich enttäuscht und verwirrt zog er ein nicht sehr sauberes Taschentuch hervor und putzte sich die Nase. Als er das Taschentuch wieder eingesteckt hatte, fragte Tassini: »Was wollen Sie wissen?«

»Man hat uns berichtet, Signor De Cal habe das Leben seines Schwiegersohns bedroht. Können Sie dazu etwas sagen?«

»Nun, das ist doch einleuchtend, oder?« fragte Tassini zurück.

Brunetti lächelte ratlos. »Ich fürchte, ich kann Ihnen nicht folgen«, sagte er und lächelte wieder, entschuldigend diesmal, wie um zu bekräftigen, daß Tassinis Argumente ihn überzeugt hätten, obwohl das Gegenteil der Fall war.

»Um zu verhindern, daß Ribetti die *fornace* erbt.«

»Aber wäre nicht De Cals Tochter die Erbin?« hakte Brunetti nach.

»Schon. Aber wenn sie übernimmt, hätte Ribetti freien Zutritt«, sagte Tassini wie selbstverständlich.

»Und den hat er jetzt nicht?« Hinter ihnen klingelte ein Telefon; kein Handy, sondern ein normaler Festnetzapparat.

Tassini lachte. »Ich habe mit eigenen Ohren gehört, wie der alte Gauner damit drohte, Ribetti umzubringen. Das war zwar nur Gerede, aber falls er ihn mal im Betrieb erwischt, wäre er womöglich dazu imstande.«

Brunetti wollte Tassini gerade auffordern, sich näher zu erklären, als der Barmann rief: »Giorgio, deine Frau ist dran. Sie will dich sprechen.«

Tassini fuhr erschrocken hoch, hastete vor zur Theke und nahm den Hörer entgegen, den der Wirt ihm hinhielt. Dann kehrte er dem Lokal den Rücken und beugte sich in unnatürlich verkrampfter Haltung über den Apparat.

Während des Telefonats entspannte sein Körper sich allmählich wieder, wenn auch nur bis zu einem gewissen Grad. Er lauschte eine Zeitlang, dann antwortete er und hörte anschließend noch länger zu. Im Laufe des Gesprächs richtete Tassini sich nach und nach bis zur vollen Größe auf. Er sagte noch etwas, bevor er das Telefonat beendete, sich umwandte, dem Barmann dankte und ein paar Münzen auf die Theke legte.

»Ich muß gehen«, erklärte Tassini, als er zu Brunetti an den Tisch zurückkam. Nach seiner Miene zu schließen, war er bereits fort, hatte Brunetti vergessen oder als unwichtig abgetan.

Brunetti schob seinen Stuhl zurück und machte Anstalten, sich zu erheben. Aber als er soweit war, hatte Tassini bereits den Ausgang erreicht, schlupfte zur Tür hinaus und zog sie hinter sich zu.

Die Unterhaltung, Befragung oder was immer er mit Tassini geführt hatte, hinterließ bei Brunetti ein ungutes Gefühl. Es kam ihm entwürdigend vor, wie er den Mann getäuscht, ihn dazu verführt hatte, über seine Tochter zu sprechen. Wer konnte schon ermessen, was der arme Teufel wegen der Kleinen durchmachte? Und was der Anblick des gesunden Zwillingbrüderchens bei ihm auslöste: Erleichterung darüber, daß wenigstens eins der Kinder nicht behindert war? Oder war die vitale Gesundheit des Knaben nur ein Teil des täglichen Martyriums, das der unheilbare Zustand der kleinen Emma für den Vater bedeutete?

Brunetti war weder religiös noch abergläubisch, und doch hätte er, wenn ihm nur die passende Gottheit eingefallen wäre, ihr freudig seinen Dank dafür entrichtet, daß seine Kinder gesund und wohlauf waren. So aber beschlich ihn immer wieder eine leise Bangigkeit, ob ihr Glück auch anhalten würde, und er hörte nie auf, sich um sie zu sorgen. Eine Eigenart, die er manchmal günstig bewertete und als seine feminine Seite ansah; dann wieder verurteilte er sie als ein Zeichen von Feigheit, das ihn weibisch mache. Paola hingegen, deren scharfe Zunge ihn sonst gewiß nicht schonte, hatte sich über diese Schwäche noch nie lustig gemacht, woraus man schließen darf-

te, daß sie ihr als Wesensmerkmal ihres Mannes erschien und folglich tabu war.

Diese unliebsamen Gedanken verfolgten Brunetti bis zur Questura, und um sie endlich abzuschütteln, begab er sich unverzüglich in Signorina Elettras Büro. Vielleicht war der Vice-Questore ja auf eine neue Direktive zum Umgang mit rückfälligen jugendlichen Straftätern gestoßen.

Als er eintrat, lächelte Elettra ihm entgegen und fragte: »Hat Vianello es Ihnen ausgerichtet?«

»Was denn?«

»Na, daß Sie nach Ihrer Unterredung mit Signor Tassini zu mir kommen sollten.«

»Nein. Mir hat keiner was gesagt. Was haben Sie denn für mich?«

Signorina Elettra wedelte stolz mit einem Bündel Akten, legte den Stapel dann auf den Schreibtisch zurück und fing an, ihn durchzublättern, wobei sie jedes Dokument einzeln kommentierte. »Das Protokoll über den aufgehobenen Erlaß zur Festnahme von Signor De Cal; Ribettis Führerscheinantrag und sein Auszug aus dem Verkehrsregister – das einzige, was wir über ihn haben; ein Straferlaß gegen Bovo wegen tätlichen Angriffs, liegt allerdings sechs Jahre zurück; und Kopien der Eingaben, die Tassini seit über einem Jahr macht, nebst den Krankenakten seiner Frau und seiner Tochter.«

Als Signorina Elettra geendet hatte, lagen immer noch etliche Papiere auf dem Tisch. »Und der Rest?« fragte Brunetti.

Verschämt lächelnd blickte sie auf. »Kopien von De Cals Steuererklärungen der letzten sechs Jahre. Wenn ich einmal anfangen zu graben, kann ich mich nur schwer bremsen.« Ein weniger scharfsinniger Beobachter hätte ihr verlegenes Griesen wohl für aufrichtige Zerknirschung gehalten.

Brunetti nickte zum Zeichen, daß auch er für den Kitzel des Jagdfebers empfänglich war, und Elettra fuhr fort: »Am spannendsten sind die Krankenakten, besonders im Zusammenhang mit Tassinis Briefen.«

»Wollen Sie mir referieren, was drinsteht«, fragte Brunetti sachlich, »oder soll ich die Briefe lesen, und wir vergleichen anschließend, ob sie mir genauso aufschlußreich erscheinen wie Ihnen?«

»So wäre es wohl am besten«, sagte Signorina Elettra und reichte ihm den Stapel über den Tisch. »Aber wenn wir sie nachher gemeinsam durchgehen, komme ich lieber nach oben. Der Vice-Questore wäre sicher nicht erbaut, uns hier bei der Besprechung eines nicht existenten Falles anzutreffen.«

Brunetti bedankte sich, nahm die Akten entgegen und ging hinauf in sein Büro. Obwohl er Elettras Urteil vertraute, demzufolge die ersten Unterlagen nicht sonderlich ergiebig waren, las er sie trotzdem durch und kam zum gleichen Ergebnis wie sie. Der Polizeibericht entlastete De Cal vom Vorwurf eines gewalttätigen Übergriffs; in Bovos Fall war es genau umgekehrt, aber auch der verlief im Sande, als die gegnerische Partei ihre Anzeige zurückzog; und Ri-

betti war laut Verkehrsregister ein untadeliger Autofahrer.

Als nächstes wandte Brunetti sich den medizinischen Gutachten zu, die mit etlichen Randbemerkungen versehen waren. Über der ersten stand in Signorina Elettras Handschrift: »Von Barbara durchgesehen.« Elettras Schwester war als Ärztin sicher in der Lage, klinische Diagnosen zu deuten, und nach den engzeiligen Bleistiftnotizen zu schließen, hatte sie die Befunde gründlich geprüft.

Die Aufzeichnungen erzählten eine bittere Geschichte. Am Anfang stand eine schwangere Frau, die mit ihrem Mann übereingekommen war, daheim zu entbinden. Auch als sie erfuhren, daß aus dem erwarteten Kind Zwillinge werden und dadurch die Risiken einer Hausgeburt steigen würden, beharrte das Ehepaar auf seinem Entschluß. Neben den Einträgen über die gynäkologischen Untersuchungen war mit Bleistift »*tutto normale*« vermerkt. Zwei Wochen vor dem errechneten Geburtstermin kam es jedoch zu einem unplanmäßigen Gynäkologenbesuch, bei dem ein Kaiserschnitt empfohlen, aber »von der Patientin abgelehnt« wurde. Dazu am Rand ein einsames Ausrufezeichen.

Es folgte eine zweiwöchige Pause, und als Brunetti umblätterte, sah er sich zwei Babies gegenüber, von denen allerdings eines zusammen mit der Mutter auf der Intensivstation lag. Die Randnotiz: »Vorschriftsmäßiges Protokoll des nachts 3 Uhr 17 eingegangenen Notrufs siehe Anlage« führte Brunetti

zur letzten Seite, wo im Telegrammstil das Telefonat festgehalten war sowie der um 3 Uhr 21 erfolgte Start des Ambulanzbootes. Als die Rettungskräfte siebzehn Minuten später die angegebene Adresse auf Murano erreichten, hatte Signora Sonia Tassini das erste Baby bereits zur Welt gebracht; das zweite aber steckte im Geburtskanal fest. Die Ambulanz traf um 4 Uhr 16 im Ospedale Civile ein, in Anbetracht der Strecke, die sie zurücklegen mußten, eine beachtliche Leistung.

Brunetti blätterte zurück zu den medizinischen Befunden. Die zweite Entbindung, per Kaiserschnitt, wurde als schwierig für Mutter und Kind beschrieben; zudem war das Baby offenbar während der letzten Minuten der Geburt von der Sauerstoffzufuhr abgeschnitten.

Sonia Tassini verbrachte über zwei Wochen im Krankenhaus. Aus der Intensivstation war sie zwar bereits am fünften Tag entlassen worden, aber das zweite Kind, ein Mädchen, das auf den Namen Emma getauft wurde, wurde vier Tage länger dort behalten und kam anschließend zu Mutter und Bruder auf die Wöchnerinnenstation, wo alle drei eine weitere Woche zur Beobachtung verblieben. Bei der Entlassung wies man die Mutter an, die kleine Tochter alle vierzehn Tage zur Überwachung ihrer körperlichen und neurologischen Entwicklung in der Klinik vorzustellen.

Im ersten halben Jahr befolgten die Tassinis diese Anordnung, sträubten sich hingegen, mit den ver-

schiedenen sozialen Einrichtungen zusammenzuarbeiten, die dazu da waren, Menschen in ähnlicher Lage zu helfen. Bei der Wendung »in ähnlicher Lage« murmelte Brunetti: »*Gesú bambino*«, und schlug die Seite um. Gemessen an gleichaltrigen Kindern blieb das kleine Mädchen im Wachstum zurück; ein Defizit, das sie ihr Leben lang nicht aufholen würde. Das ganze Ausmaß ihrer Behinderungen könne zwar erst im Laufe der Zeit diagnostiziert werden, aber von den Ärzten, die sie untersuchten, zweifelte keiner daran, daß die Schädigung durch mangelnde Sauerstoffversorgung des Gehirns bei der Geburt verursacht und irreversibel sei.

Wegen der aufwendigen Betreuung der kleinen Emma übersiedelten die Tassinis, als die Kinder sechs Monate alt waren, nach Castello, in die Wohnung von Sonia Tassinis verwitweter Mutter. Während Signora Tassini ihre Tochter von da an nicht mehr zu den Untersuchungen in die Klinik brachte, begann ihr Mann gleichzeitig die Polizei und verschiedene andere städtische Einrichtungen mit seinen Briefen zu bombardieren. Einige Monate später hatte Signora Tassini sich wegen Depressionen in Behandlung begeben und wurde im Palazzo Boldù betreut. Nach eigenem Bekunden litt sie unter einem erdrückenden Schuldgefühl, weil sie sich dem Beharren ihres Mannes auf einer Hausgeburt gefügt hatte.

Beigeheftet war ein Bulletin vom Palazzo Boldù, das ihren allmählichen Ausstieg aus der Depression

protokollierte. Darin hieß es, die Schuldgefühle seien zwar immer noch vorhanden, lähmten jedoch nicht länger ihren Lebenswillen. Ihr Mann dagegen, so Sonia Tassini, litte nach wie vor unter einem massiven Schuldkomplex, der dazu geführt habe, daß er nun nach einer anderen Ursache für die Behinderung ihres Kindes suche. Eine Zeitlang, sagte seine Frau, habe er die Umweltverschmutzung dafür verantwortlich gemacht oder ihre vegetarische Kost oder ärztliches Versagen und schließlich irgendeinen Defekt der elterlichen Gene. »Klassisches Symptom« lautete die Randbemerkung. Da die Briefe ihres Mannes in den zahlreichen Gesprächen, die Sonia Tassini mit ihrem Therapeuten geführt hatte, gänzlich unerwähnt blieben, schien es fraglich, ob sie überhaupt davon wußte.

Beinahe erleichtert wandte Brunetti sich Tassinis Briefen zu. Darin benannte er die schon von Sonia erwähnten wechselnden Feindbilder, tadelte aber auch die Nachlässigkeit der Bootsmannschaft von der Ambulanz sowie des Personals im Kreißsaal. Weiter ging es zu Genen und genetischen Störungen, die sich angeblich durch einen nur eine Straße von ihrer Wohnung entfernten Mobilfunksendemast verschlimmert hätten. Auch der Luft, die von Marghera herüberwehte, gab Tassini zwischenzeitlich die Schuld am Gebrechen seiner Tochter. Bis er anfang, seine Tätigkeit in einer Muraneser Glasmanufaktur dafür verantwortlich zu machen. Was Brunetti auffiel, war die scheinbare Klarheit der frühen

Briefe, ihr präziser, überzeugender Stil, untermauert von häufigen Verweisen auf einschlägige Presseberichte und wissenschaftliche Abhandlungen, die seine ständig wechselnden Anschuldigungen stützten.

Der Schurke, der das Martyrium der Tassinis zu verantworten hatte, glich einem Chamäleon, denn er wandelte sich stetig und zusehends schneller, je mehr Tassini las und seine Nachforschungen durch Internetrecherchen vorantrieb. Aber der Schuldige blieb stets auf Abstand, die Tat kam immer von außen, entsprang niemals seinem eigenen Denken und Handeln. Brunetti wußte nicht, ob er um den Mann weinen oder ihn bei den Schultern packen und schütteln sollte, bis er sich zu seiner Verfehlung bekannte.

Der jüngste Brief, dessen Datum über drei Wochen zurücklag, kündigte neues Beweismaterial an, das Tassini gerade sammele und bald würde vorlegen können, diesmal gegen zwei Personen, die ihn zum ahnungslosen Opfer ihrer kriminellen Umtriebe gemacht hätten. Er sei, schrieb Tassini, nunmehr in der Lage, seine Behauptungen zu belegen, und bräuchte nur noch zwei »Untersuchungen«, wie er es nannte, durchzuführen, um seinen Verdacht zu untermauern.

Eine nochmalige Lektüre der Briefe bestärkte Brunetti in dem Gefühl, das ihn schon beim ersten Lesen beschlichen hatte: daß nämlich ihr Stil sich mit der Zeit verschlechterte, daß Tassinis Anliegen nicht mehr klar daraus hervorging und sie zuneh-

mend jenen nebulösen Beschwerdebriefen glichen, mit denen die Polizei sattsam vertraut war. Der Zusammenhang, von dem Signorina Elettra gesprochen hatte, bestand zweifellos darin, daß Tassinis Briefe im gleichen Maße konfuser wurden, wie der Zustand seiner kleinen Tochter sich verschlechterte.

Nach dem zweiten Durchgang ließ Brunetti die Briefe auf den Schreibtisch sinken. Paola hatte ihm einmal von einem alten Text erzählt, mit dem sie sich während des Studiums befaßt hatte und der nach seinem Helden benannt war: *Schwarzmalers Verhängnis*. Wie treffend!

Über dem Inhalt der Papiere hatte er Signorina Elettras Warnung, damit nicht in ihrem Büro zu erscheinen, ganz vergessen; zerstreut raffte er den Stapel zusammen und ging zu ihr hinunter. Falls sie überrascht war, ihn oder vielmehr ihn mitsamt den Akten zu sehen, so ließ sie sich nichts anmerken und sagte nur: »Schrecklich, was?«

»Ich habe das kleine Mädchen gesehen«, erwiderte Brunetti.

Hierauf nickte Signorina Elettra, sei es, weil sie das bereits wußte oder ihn ermuntern wollte, ihr jetzt davon zu erzählen.

»Diese armen, verzweifelten Menschen«, sagte sie.

Brunetti ließ eine volle Minute verstreichen, bevor er fragte: »Die Briefe?«

»Er muß die Schuld auf einen anderen abwälzen, nicht wahr?«

»Seine Frau scheint dieses Bedürfnis nicht zu ha-

ben«, gab Brunetti fast scharf zurück. »Ich meine, Signora Tassini sieht ein, daß sie und ihr Mann die Verantwortung tragen für das, was geschehen ist.«

»Frauen haben eben ...«, begann Signorina Elettra und stockte.

Brunetti wartete einen Moment, doch als sie weiter schwieg, hakte er nach: »Ja, was haben Frauen?«

Elettra taxierte ihn mit prüfendem Blick, bevor sie sagte: »Weniger Probleme damit, die Realität zu akzeptieren, glaube ich.«

»Möglich«, versetzte er und hörte in der eigenen Stimme jenen zweiflerischen Ton, mit dem die Uneinsichtigen auf gesunden Menschenverstand reagieren. Er berichtigte sich mit einem entschiedenen: »Sehr wahrscheinlich«, und Elettras Miene hellte sich auf.

»Was nun?« fragte sie.

»Mir bleibt wohl nichts anderes übrig als abzuwarten, bis er sich meldet und mir diese Beweise liefert, von denen in den Briefen soviel die Rede ist.«

»Sehr überzeugt klingen Sie aber nicht, Commissario.«

Mit einem ironischen Lächeln fragte Brunetti: »Ginge es Ihnen anders?«

»Nun, ich habe nicht mit dem Mann gesprochen und daher auch keine rechte Vorstellung von ihm. Ich kenne nur die Briefe, und die wirken nicht besonders vertrauenswürdig. Zumindest die letzten nicht. Zu Beginn sah das vielleicht noch anders aus.« Sie hielt inne und konnte nach längerem Schweigen

nur wiederholen: »Diese armen, verzweifelten Menschen.«

»Von wem sprechen Sie?« ließ sich unversehens Pattas Stimme hinter Brunetti vernehmen.

Sie hatten beide den Vice-Questore nicht kommen hören, doch Signorina Elettra faßte sich als erste. Ohne mit der Wimper zu zucken, antwortete sie: »Von den *extracomunitari*, die eine Aufenthaltsgenehmigung beantragen und, obwohl sie die Gebühr entrichtet haben, niemals einen Bescheid bekommen.«

»ich muß doch sehr bitten.« Patta, der auf der Schwelle seines Zimmers stehengeblieben war, sah Signorina Elettra an, zeigte aber mit dem Finger erst auf Brunetti und dann auf die Tür zu seinem Büro. »Wenn sie sich bewerben, müssen sie Geduld haben. Genau wie jeder andere, der ein Gesuch an eine Behörde stellt.«

»Drei Jahre?« erkundigte sie sich spitz.

Das saß. »Nein, so lange nicht.« Patta war schon auf dem Weg zurück in sein Zimmer, drehte sich aber noch einmal um. »Wer hat denn drei Jahre warten müssen?«

»Die Frau, die bei meinem Vater saubermacht, Vice-Questore.«

»Drei Jahre?«

Elettra nickte.

»Und warum hat es so lange gedauert?«

Brunetti war gespannt, ob sie mit der naheliegendsten Antwort parieren würde, nämlich daß ge-

nau dies auch sie gern gewußt hätte; doch Elettra wählte den diplomatischen Weg und sagte: »Ich kann es mir nicht erklären, Vice-Questore. Sie hat vor drei Jahren den Antrag gestellt, die Gebühr bezahlt und seither nichts mehr gehört. Ihre letzte Hoffnung war, daß sie unter die jüngste Amnestie für die *clandestini* fallen würde, aber sie wurde einfach übergangen. Schließlich fragte sie mich, ob sie das ganze Verfahren wiederholen, einen neuen Antrag stellen und die Gebühren ein zweites Mal entrichten solle.«

»Und was haben Sie ihr geantwortet?«

»Ich konnte ihr keinen Rat geben, Vice-Questore. Es wäre eine Menge Geld für sie – eine Menge Geld für jeden –, und falls auch nur die geringste Aussicht besteht, daß ihr erster Antrag bewilligt wird, wurde sie sich nicht noch einmal so in Unkosten stürzen wollen. Eine wirklich schwierige Lage für die Frau und ihren Mann – darum habe ich dem Commissario gegenüber vorhin von ›armen, verzweifelten Menschen‹ gesprochen.«

»Verstehe.« Patta zitierte den wartenden Brunetti mit einem Wink in sein Büro und wandte sich dann noch einmal an Signorina Elettra. »Geben Sie mir den Namen dieser Frau, wenn möglich auch ihre Aktennummer, und ich will sehen, was ich tun kann.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen, Vice-Questore«, sagte Elettra, und es klang aufrichtig.

Sobald er mit Brunetti allein war, kam Patta ohne

Umschweife zur Sache. »Was sind das für eigenmächtige Touren, die Sie da auf Murano veranstalten?«

Sollte er leugnen, daß er auf der Insel gewesen war? Sich erkundigen, woher Patta davon wußte? Die Frage wiederholen, um Zeit für eine angemessene Antwort zu gewinnen? De Cal? Fasano? Wer auf Murano hatte ihn an Patta verpiffen?

Am Ende entschied Brunetti sich für die Wahrheit. »Eine mir bekannte Frau auf Murano«, begann er – was sich anhörte, als kenne er die Frau schon länger, und dem Commissario bewies, daß er einfach außerstande war, Patta gegenüber bei der Wahrheit zu bleiben –, »hat sich an mich gewandt, weil ihr Vater ihren Mann bedroht. Also nicht ihn direkt, sondern gegenüber Dritten. Und nun wollte sie wissen, was ich davon halte, ob ich Grund zu der Befürchtung sähe, ihr Vater könne ernst machen.«

Brunetti beobachtete Patta, der das Gehörte abwog, und fragte sich gespannt, wie sein Vorgesetzter auf diese ungewohnte Offenheit reagieren würde. Das übliche Mißtrauen siegte, wie befürchtet. »Aha, das erklärt dann wohl Ihre Teilnahme an einem konspirativen Treffen in einer Trattoria auf Murano, ja?« Patta ergötzte sich ungeniert an Brunettis verblüffter Miene.

Die Wahrheit hatte zwar nicht viel geholfen, aber nachdem Brunetti einmal diesen Kurs eingeschlagen hatte, blieb er dabei. »Mein Informant kennt den Mann, der die Drohungen vorgebracht hat«, erklärte er, froh, daß Patta offenbar nichts von Navarros

Verwandtschaft mit Pucetti wußte. Was ihn noch mehr aufatmen ließ, war die Tatsache, daß sein Vorgesetzter Vianellos Anwesenheit in der Trattoria mit keinem Wort erwähnt hatte. »Ich habe ihn gefragt, ob man diesen Menschen ernst nehmen muß.«

»Und? Was hat er gesagt?«

»Er wollte die Frage nicht beantworten.«

»Haben Sie sonst noch mit jemandem gesprochen?« verlangte Patta zu wissen.

Da die Wahrheitsstrategie sich offenbar nicht auszahlte, beschloß Brunetti, auf den erprobten Pfad der lautereren Täuschung zurückzukehren, und antwortete mit »Nein«.

Pattas Informationen stammten von jemandem, der sie in Nannis Trattoria gesehen hatte; also wußte er vielleicht nichts von Brunettis Treffen mit Bovo und Tassini.

»Demnach gibt es keine Bedrohung?« forschte Patta.

»Ich würde sagen, nein. Dieser Giovanni De Cal ist zwar jähzornig, aber ich denke, seine Ausfälle beschränken sich aufs Verbale.«

»Und was nun?« fragte Patta.

»Nun kümmerge ich mich wieder um die Probleme mit den Zigeunern«, antwortete Brunetti und tat zerknirscht.

»*Roma*«, korrigierte ihn Patta.

»Genau«, bekräftigte Brunetti. Und mit diesem Tribut an Pattas politisch korrekten Sprachgebrauch verließ er das Büro seines Vorgesetzten.

Kurz nach eins rief Brunetti bei sich zu Hause an, um Paola zu sagen, daß er nicht zum Mittagessen käme. Was sie so gelassen hinnahm, daß es ihn kränkte. Sobald sie jedoch nachschickte, sie sei, weil er vom Büro aus anriefe und sich bis jetzt nicht gemeldet habe, bereits von selbst auf diese traurige Schlußfolgerung gekommen, da berührte ihre nachträglich eingestandene Enttäuschung ihn seltsam tröstlich, egal, wie ironisch Paola sie verbräme.

Als nächstes telefonierte er mit Assunta De Cal, die er auf ihrem Handy erreichte, und bat sie um ein Treffen auf Murano. Nein, beteuerte er, wegen der Drohungen ihres Vaters habe sie nichts zu befürchten: Er sehe darin keine ernsthafte Gefahr. Trotzdem würde er sich gern mit ihr unterhalten, falls sich das einrichten ließe.

Assunta erkundigte sich, wie lange er brauchen würde. Brunetti bat sie, einen Moment zu warten, trat ans Fenster und sah Foa, mit einem anderen Polizisten plaudernd, an der *riva* stehen. Er ging zum Telefon zurück und erklärte Assunta, er könne in zwanzig Minuten dort sein. Nachdem sie versprochen hatte, in der *fornace* auf ihn zu warten, legte er auf.

Doch als der Commissario fünf Minuten später aus dem Hauptportal der Questura kam, waren weit

und breit weder Foa noch sein Boot zu sehen. Der Posten am Eingang antwortete auf seine Frage, Foa habe den Vice-Questore zu einer Sitzung bringen müssen. Worauf Brunetti nichts anderes übrigblieb, als zu Fuß zu den Fondamenta Nuove zu gehen und dort auf die Linie 41 zu warten.

Auf diese Weise brauchte er über vierzig Minuten bis zur Fornace De Cal. In den Geschäftsräumen fand er Assunta nicht, und aus dem Büro, wo laut Türschild ihr Vater residierte, antwortete auch niemand auf sein Klopfen. Also verließ Brunetti diesen Trakt und begab sich über den Hof zu den Werkstätten, in der Hoffnung, Assunta dort anzutreffen.

Die metallene Schiebetür zu dem ersten großen Backsteingebäude stand gerade so weit offen, daß eine einzelne Person rein- oder rausschlüpfen konnte. Den eintretenden Brunetti umfing eine Dunkelheit, an die seine Augen sich erst gewöhnen mußten; dann aber starrte er wie gebannt ans andere Ende der schummrigen Halle, fühlte er sich doch unversehens in ein Gemälde von Caravaggio versetzt. Vor dem offenen Schlund eines runden Brennofens verharrten, vom spärlichen Tageslicht, das durch die Dachluken hereinsickerte, und dem flackernden Feuerschein schemenhaft beleuchtet, sechs Männer in malerischer Pose. Im nächsten Moment regten sie sich, und das Bild zerfiel in jenen ausgeklügelten Bewegungsablauf, der Brunetti von Kind auf im Gedächtnis geblieben war.

Zwei wuchtige Öfen standen an der rechten

Wand, doch der *forno di lavoro* thronte frei inmitten der Halle. Zur Zeit waren offenbar bloß zwei Teams im Einsatz; jedenfalls sah Brunetti nur zwei *maestri*, die jeder einen Klumpen geschmolzenes Glas an der Spitze ihrer *canne* kreisen ließen. Einer schien an einer Schale zu arbeiten, denn während er die Stange drehte und wendete, formte sich aus dem zähflüssigen Klumpen mit Hilfe der Zentrifugalkraft allmählich eine Art Suppenteller, der bald flach wie eine Pizza wurde. Im Geiste fühlte Brunetti sich zurückschickend in die *fornace*, in der vor Jahrzehnten sein Vater gearbeitet hatte – nicht als Meister natürlich, sondern als einfacher Gehilfe. Und während er dem *maestro* hier bei der Arbeit zusah, wurde der vor Brunettis Augen zum einstigen Glasmeister des Vaters, ja, stand alsbald für alle *maestri*, die sich seit über tausend Jahren in der Glasbläserkunst übten. Und wirklich hätte er, bis auf seine Jeans und die Nikes, jeder beliebigen Epoche seit der Entstehung dieses Handwerks angehören können.

An sich war Brunetti kein großer Ballettfreund, aber in den rhythmischen Bewegungen dieser Männer offenbarte sich ihm eine Schönheit, wie andere sie an einer gelungenen Choreographie bewundern. Den Glasmacherstab emsig weiterdrehend, tänzelte der *maestro* hinüber zum Schmelzofen, und als er sich mit der linken Seite zum Feuer wandte, sah Brunetti den dicken Handschuh und den wattierten Ärmel, die er zum Schutz gegen die mörderische Hitze trug. Blitzschnell fuhr die *canna* in die Glut,

wobei das Werkstück an ihrer Spitze nicht mehr als einen Zentimeter an dem massiven Türrand vorbeischwebte.

Brunetti trat näher, reckte sich und spähte über den *maestro* hinweg in die Flammen, aus denen ihm das Inferno seiner Schulzeit entgegenloderte, jener Höllenschlund, mit dem die Barmherzigen Schwestern ihm und der ganzen Klasse gedroht hatten: daß er sie zur Strafe für jedes Vergehen, und sei es noch so gering, verschlingen würde. Weiß, gelb und rot glühte das Feuer, und mittendrin sah Brunetti die kreisende Schale sich verfärben, wachsen, Gestalt annehmen.

Sobald der *maestro* sie, abermals nur um Haaresbreite an der Tür vorbei, aus dem Ofen gezogen hatte, balancierte er damit zu seiner Werkbank, griff blind nach einer überdimensionierten Pinzette, preßte, wiederum ohne hinzusehen, die Spitze einer Greifbacke gegen die Schale und schnitt unter nimmermüdem Drehen, Drehen, Drehen eine Rille in die Oberfläche. Ein Scheibchen des zähflüssigen Glases schälte sich vom Werkstück ab und segelte zu Boden.

Auf ein für Brunetti unsichtbares Zeichen hin eilte der *servente* herbei und trug die *canna* zum Brennofen, während der *maestro* unter seinen Stuhl langte, eine Flasche hervorholte und sich einen langen Schluck genehmigte. Kaum hatte er die Flasche abgesetzt, da war der *servente* wieder zur Stelle und übergab ihm die *canna* mit der frisch erhitzten Scha-

le. Das Zusammenspiel der beiden war so geschmeidig wie das flüssige Glas, das sie bearbeiteten.

Brunetti hörte seinen Namen rufen, und als er sich umwandte, stand Assunta in der Tür. Erst jetzt merkte er, daß ihm das Hemd am Leib klebte und sein Gesicht von Schweißperlen bedeckt war. Er hätte nicht zu sagen gewußt, wie lange er schon dort gestanden und sich von der Schönheit dieser Handwerkerszene hatte verzaubern lassen.

Als er auf Assunta zuing, spürte Brunetti einen plötzlichen Luftzug über seinen schweißnassen Rücken streichen, und ihn fröstelte. »Ich wurde aufgehalten«, sagte er, ohne sich näher zu erklären. »Und auf der Suche nach dir bin ich auf gut Glück hier gelandet.«

Sie winkte lächelnd ab. »Schon gut. Ich war unten am Bootsanleger. Heute ist der Tag, an dem die Säuren und der Schlamm abgeholt werden; da bin ich immer gern dabei, um sicherzustellen, daß richtig abgewogen und berechnet wird.«

Seine Verwirrung war Brunetti wohl anzusehen – zu Zeiten seines Vaters hatte er von derlei nie gehört –, denn Assunta erklärte: »Der Gesetzgeber hat klar geregelt, welche Substanzen wir benutzen dürfen und was danach damit zu geschehen hat. Das ist auch gut so.« Ihr Lächeln wurde weicher, als sie hinzufügte: »Wenn ich so was sage, höre ich mich sicher an wie Marco, aber in diesen Dingen hat er völlig recht.«

»Was für Säuren?« fragte Brunetti.

»Salpeter und Fluorid.« Assunta sah Brunetti an, daß er sich immer noch nicht auskannte, und daher fuhr sie fort. »Wenn wir Glasperlen herstellen, bohren wir für das Loch zum Auffädeln mitten hindurch einen Kupferdraht, der hinterher in Salpetersäure aufgelöst wird. Das Säurebad müssen wir von Zeit zu Zeit auswechseln. Das gleiche gilt für Flußsäure. Die brauchen wir, um die Oberflächen größerer Objekte zu glätten. Mit ›das gleiche‹ meine ich, daß wir in beiden Fällen für die Entsorgung zahlen müssen.«

»Du hast auch noch Schlamm erwähnt?« fragte Brunetti.

»Ja, die Rückstände vom Schleifen, bei der Feinpolitur«, erklärte sie. »Möchtest du's sehen?«

»Mein Vater hat einmal in einer Glasbläserei gearbeitet, aber das ist viele Jahre her.« Brunetti sagte es, um nicht völlig ahnungslos zu erscheinen. »Seither hat sich vermutlich eine Menge geändert.«

»Weniger, als man glauben möchte.« Assunta trat an ihm vorbei und winkte den Männern zu, die sich in ihren eingespielten Hantierungen vor den Öfen nicht stören ließen. »Das ist einer der Gründe, warum ich diesen Beruf so liebe«, sagte sie, nun wieder lebhafter. »Bis jetzt hat noch niemand eine Herstellungsmethode gefunden, die besser wäre als die, welche wir seit Jahrhunderten praktizieren.«

Sie neigte sich zu Brunetti hinüber und legte ihm die Hand auf den Arm, um sich seiner vollen Aufmerksamkeit zu vergewissern. »Siehst du, was er da macht?« fragte sie und deutete auf den zweiten *mae-*

stro, der gerade vom Schmelzofen kam und sich breitbeinig hinter einen kleinen, am Boden platzierten Holzeimer stellte. Nun blies er aus Leibeskräften ins Mundstück seiner *canna*, bis der Glasklumpen an deren Spitze sich aufblähte. Mit der Anmut eines Tambourmajors schwenkte er die glühende Masse so lange hin und her, bis sie genau über dem Eimer landete, in den er sie mit vorsichtigen Senk- und Drehbewegungen einpaßte. Worauf er wiederholt so kräftig ins Mundstück blies, daß jedesmal ein Funkenkranz aus dem Eimer emporstieg.

Als der *maestro* die Stange wieder herauszog, hatte der unförmige Glasklumpen sich zu einem makellosen Zylinder gewandelt, in dem bereits die flachbödige Vase zu erkennen war, die daraus werden sollte. »Rohstoffe, Werkzeuge, Verfahren – alles noch genauso wie vor Hunderten von Jahren«, kommentierte Assunta.

Brunetti wandte ihr den Blick zu und fand sein Lächeln in ihren Augen gespiegelt. »So eine dauerhafte Tradition ist etwas Wunderbares, nicht?« Er war nicht ganz sicher, ob er das rechte Wort getroffen hatte, aber sie nickte, hatte ihn also offenbar verstanden.

»Abgesehen davon, daß wir die Brenner inzwischen mit Gas befeuern, hat sich nichts verändert.«

»Bis auf diese Bestimmungen, die Marco befürwortet?« forschte Brunetti.

Assuntas Gesichtsausdruck wechselte, und sie wurde ernst. »Soll das ein Scherz sein?«

Er hatte sie gewiß nicht kränken wollen. »Nein, durchaus nicht«, beteuerte er hastig. »Das mußt du mir glauben. Ich weiß nicht, an welche Bestimmungen du gerade denkst, aber die Auflagen zum Umweltschutz, für die dein Mann sich ja wohl in erster Linie einsetzt, waren bestimmt dringend nötig, wenn nicht gar überfällig.«

»Marco sagt, es ist zu wenig, was man erreicht hat, und es kam zu spät«, versetzte sie mit leiser Stimme.

Dies war nicht der geeignete Ort für ein solches Gespräch, und um die Atmosphäre, die sie mit ihren letzten Worten heraufbeschworen hatte, etwas aufzulockern, rückte Brunetti ein Stück weit von ihr ab, näher zu den Handwerkern hin. »Wie viele Leute beschäftigt ihr hier?« fragte er.

Anscheinend froh über den Themenwechsel, begann Assunta die Belegschaft an den Fingern abzuzählen. »Zwei *piazze* aus jeweils Meister, Gehilfe und Lehrling, das macht sechs; dazu kommen drei Mann in der Schleifwerkstatt, plus die beiden unten am Anlegeplatz, die für Verpackung und Auslieferung zuständig sind, macht elf; ach ja, und dann noch *l'uomo di notte*: also insgesamt zwölf, glaube ich.«

Er sah zu, wie sie noch einmal mit den Fingern addierte. »Ja, zwölf. Und mein Vater und ich.«

»Euer *uomo di notte*, das ist doch Tassini, nicht wahr?«

»Du hast mit ihm gesprochen?«

»Ja, und er meinte, dein Mann ist nicht in Gefahr, es sei denn, er käme hierher, in die *fornace*.« Als Brunetti ihren ängstlichen Blick auffing, fügte er hinzu: »Aber er kommt doch nie in den Betrieb, oder?«

»Nein, inzwischen nicht mehr«, bestätigte Assunta, und es klang enttäuscht. Was Brunetti gut verstehen konnte. Er hatte ja mitbekommen, wie sehr sie an ihrem Mann, aber auch an ihrer Arbeit hing. Eine unüberwindliche Kluft zwischen beiden – ganz gleich, ob selbst gewählt oder von außen verfügt – mußte für sie schmerzlich sein.

»Kam er denn früher?« fragte Brunetti.

»Vor unserer Heirat schon, ja. Er ist schließlich Ingenieur; da interessieren ihn natürlich Vorgänge wie das Mischen der Rohstoffe, die Herstellung und Verarbeitung von Glas nebst dem ganzen Drum und Dran.« Wie um sich der eigenen Begeisterung für die handwerkliche Tradition zu vergewissern, spähte sie zu den Männern hinüber, die sich durch die Unterhaltung der beiden nicht im geringsten aus ihrem Rhythmus bringen ließen: Der erste *maestro* arbeitete bereits an einem neuen Werkstück, das allem Anschein nach eine Vase werden sollte und auf dessen Rand sein *servente* gerade ein tropfenförmiges rotes Glasklumpchen setzte. Die Zange des *maestro* verband die Spitze dieses Tropfens mit dem Vasenhals, zog ihn dann wie einen Kaugummi in die Länge, bis hinunter zum Bauch des Gefäßes, wo behutsam das andere Ende befestigt wurde. Ein rascher Schnitt,

die Konturen geglättet, und fertig war der erste Henkel.

»Bei denen sieht das so leicht aus«, sagte Brunetti hörbar staunend.

»Ist es für sie wohl auch. Gianni ist schließlich schon sein Leben lang dabei. Manche Stücke könnte er inzwischen wohl im Schlaf modellieren.«

»Wird es dir eigentlich auch mal über?« fragte Brunetti.

Sie wandte sich um, versuchte ihm am Gesicht abzulesen, wie ernst die Frage gemeint war. Offenbar kam sie zu dem Schluß, er spaße nicht, denn sie antwortete gewissenhaft: »Der kreative Teil nicht. Nein. Nie. Aber den Papierkrieg, wenn ich so sagen darf, ja, den habe ich satt, sogar gründlich! All diese nicht enden wollenden Bestimmungen, Finanzrichtlinien und Verordnungen.«

»Welche Bestimmungen meinst du?« Brunetti war gespannt, ob sie abermals die Ökogesetze anführen würde, für die ihr Mann sich so stark machte.

»Diejenigen, die mir vorschreiben, wie viele Kopien von jeder Quittung ich machen und wem ich sie zustellen muß; und die bezüglich der Formulare, die für jedes Kilo Rohstoffe, das wir beziehen, auszufüllen sind.« Sie zuckte mit den Schultern. »Ganz zu schweigen von dem leidigen Steuerkrempel.«

Hätte er sie besser gekannt, wäre Brunetti versucht gewesen zu entgegnen, daß es ihr da doch sicher gelänge, einiges zu umgehen. Aber ihre Freundschaft war noch nicht soweit gediehen, als daß sie

das Finanzamt offen zum gemeinsamen Feind erklärt hätten, und darum begnügte er sich mit dem Satz: »Ich hoffe, du findest jemanden, der dir den Papierkram abnimmt, damit du dich auf das konzentrieren kannst, was dir am Herzen liegt.«

»Ja«, versetzte sie zerstreut, »das wäre schön.« Dann schüttelte sie ab, was immer seine Worte in ihr ausgelöst hatten, und fragte: »Möchtest du auch noch das übrige sehen?«

»Ja«, gestand er lächelnd. »Ich bin gespannt, was sich seit meiner Kindheit alles verändert hat.«

»Wie alt warst du denn damals, bei deinen ersten Ausflügen nach Murano?«

Es dauerte eine Weile, bis Brunetti im Geiste die Jobs durchgegangen war, an denen sein Vater sich in den letzten Jahren seines Lebens versucht hatte. »Ich muß ungefähr zwölf gewesen sein.«

Assunta lachte. »Also genau im richtigen Alter für einen *garzon*.«

Brunetti stimmte in ihr Gelächter ein. »Genau das wäre damals mein Traum gewesen. Und später, malte ich mir aus, würde ich *maestro* werden und die schönsten Glaskreationen entwerfen.«

»Aber?« fragte Assunta, schon zum Ausgang gewandt.

Obwohl sie ihn nicht sehen konnte, zuckte Brunetti mit den Achseln. »Aber es kam eben anders.«

Etwas in seinem Ton ließ sie offenbar aufhorchen, denn sie blieb stehen und drehte sich nach ihm um.
»Bereust du es?«

Brunetti schüttelte den Kopf. »So denke ich nicht«, sagte er. »Außerdem gefällt mir mein Leben, wie es ist.«

Assunta lächelte zurück und meinte: »Wie wohl-tuend, jemanden das sagen zu hören.« Damit ging sie ihm voraus über den Hof und trat gleich rechts durchs Tor in die nächste Werkstatt, die *molatura*. Drinnen nahm ein niedriger Holztrog, über dem mehrere Hähne montiert waren, eine ganze Längswand ein. Davor standen zwei junge Männer in Gummischürzen, der eine mit einer Karaffe, der andere mit einer Vase ganz ähnlich der, welche der *maestro* nebenan gerade modelliert hatte.

Brunetti sah zu, wie sie die rohen Werkstücke an die Schleifscheiben hielten und Rundung für Rundung polierten. Aus den Hähnen floß ein steter Wasserstrahl über Schleifstein und Glas, was, wie Brunetti sich erinnerte, zur Kühlung diene und verhindern sollte, daß in der Hitze ein Werkstück zersprang oder herumfliegende Glaspartikel in die Luft und beim Einatmen in die Lungen der Arbeiter gerieten. Das Wasser spritzte über Schürzen und Stiefel der Männer und sammelte sich in kleinen Lachen am Boden, doch das meiste wurde in den Trog gespült, an dessen Ende es, vom Glasstaub grau gefärbt, in einem Rohr verschwand.

Auf einem Holztisch gleich beim Eingang warteten Vasen, Becher, Schalen und Statuen darauf, hier den letzten Schliff zu erhalten. Brunetti sah die Kratzer und Schrammen von Scheren und Pinzetten

sowie die scharfen Nahtstellen da, wo verschiedenfarbige Glasstücke zusammengeschmolzen worden waren: alles Mängel, die der Schleifvorgang im Nu beseitigen würde.

So laut, daß er das Knirschen der Scheiben und das Wasserrauschen übertönte, rief er Assunta zu: »Nicht so spannend wie drüben bei den *maestri*.«

Sie nickte. »Aber genauso wichtig.«

»Ich weiß.«

Brunetti schaute zu den beiden Arbeitern hinüber, sah dann wieder Assunta an und fragte: »Schutzmasken?«

Diesmal zuckte sie die Achseln und schwieg, bis sie ihn wieder hinaus auf den Hof geführt hatte. »Jeder Glasschleifer bekommt pro Tag eine neue Atemmaske, wie vom Gesetzgeber vorgeschrieben. Der sagt mir nur leider nicht, wie ich die Männer dazu bringe, die Dinger auch zu tragen.« Und ehe Brunetti etwas erwidern konnte, fuhr sie fort: »Ich würde sie zwingen, wenn ich's könnte! Aber für sie ist das ein Angriff auf ihre Männlichkeit, darum wehren sie sich so dagegen.«

»Die Kollegen meines Vaters haben damals auch nie welche getragen«, sagte Brunetti.

Resigniert hob Assunta die Arme in die Höhe und wandte sich dem Vordergebäude zu. Als Brunetti sie eingeholt hatte, fragte er: »Ich habe deinen Vater nicht in seinem Büro gesehen. Ist er denn heute gar nicht hier?«

»Er hat einen Arzttermin«, erklärte Assunta.

»Aber ich erwarte ihn noch im Laufe des Nachmittags zurück.«

»Hoffentlich nichts Ernstes.« Brunetti nahm sich vor, Signorina Elettra auf De Cals Krankenakte anzusetzen.

Assunta nickte, dankbar für seinen Zuspruch, äußerte sich aber nicht weiter.

»Also dann will ich mal wieder los«, sagte Brunetti. »Danke für die Führung. Hat eine Menge Erinnerungen wachgerufen.«

»Ich danke dir, daß du dir die Mühe gemacht hast, eigens herzukommen, um mir Bescheid zu sagen.«

»Schon gut, und mach dir keine Sorgen«, erwiderte er.

»Es ist kaum anzunehmen, daß dein Vater eine Unbesonnenheit begeht.«

»Hoffen wir, daß du recht behältst«, versetzte Assunta und schüttelte ihm die Hand, bevor sie kehrte und sich wieder den Werksräumen und ihrer Welt zuwandte.

Am nächsten Morgen war es schon nach neun, als Brunetti in die Questura kam. Sein Weg führte ihn als erstes zu Signorina Elettra, denn er hatte vergessen, daß dies der Tag war, an dem sie immer erst nach dem Mittagessen im Büro erschien. Fast hätte er ihr einen Zettel hingelegt mit der Bitte, De Cals Patientenunterlagen ausfindig zu machen, als ihm gerade noch rechtzeitig einfiel, wie leicht so eine Nachricht Patta oder Scarpa in die Hände fallen konnte. Also schrieb er nur, sie möge ihn anrufen.

Oben in seinem Zimmer arbeitete er sich durch die aufgelaufenen Akten, warf einen Blick in die Vorschlagsliste für die anstehenden Beförderungen und machte sich dann an ein pralles Dossier vom Innenministerium, einen Leitfaden zu den neuesten Richtlinien bezüglich Festnahme und Inhaftierung mutmaßlicher Terroristen. Italienisches Recht stand, so schien es, nicht im Einklang mit dem europäischen, das sich wiederum nicht mit der internationalen Gesetzgebung deckte. Brunetti las mit wachsendem Interesse, je deutlicher die Konfusionen und Widersprüche zutage traten.

Der Paragraph zum Thema Verhörmethoden war auffallend kurz gefaßt, als hätte der zuständige Bearbeiter die Aufgabe so rasch wie möglich hinter sich bringen wollen, ohne selbst in irgendeiner Weise Stel-

lung zu beziehen. Der Kommentar wiederholte etwas, das Brunetti schon anderswo gelesen hatte und wonach ausländische Obrigkeiten – die natürlich ungenannt blieben – Foltermethoden während des Verhörs »bis hin zum Grad ernsthafter Mißhandlung« für vertretbar hielten. Brunettis Gedanken schweiften ab, und er versenkte sich in eine grüblerische Betrachtung seiner Schranktüren. »Diabetes oder Knochenkrebs?« fragte er sie, doch die Türen gaben keine Antwort.

Er las die Akte zu Ende, klappte den Ordner zu und schob ihn beiseite. In seinen Anfangsjahren bei der Polizei war noch darüber gestritten worden, ob Gewaltanwendung bei Verhören rechtens oder unrecht sei, und er hatte sämtliche Argumente beider Seiten gehört. Heute feilschte man kaltblütig darum, wie weit die Mißhandlungen gehen dürften.

Archimedes fiel ihm ein: Hatte der nicht, auf seine Erkenntnisse über die Hebelwirkung anspielend, gesagt: »Gebt mir einen Punkt, auf dem ich stehen kann, und ich werde die Welt aus den Angeln heben.« Durch Erfahrung und anhand seiner Geschichtsstudien war Brunetti zu der Überzeugung gelangt, daß man mit gebührendem Druck fast jeden Menschen dazu bringen konnte, so gut wie alles zu gestehen. Folglich fand er, die entscheidende Frage zum Thema Verhörmethoden sei nicht, wie sehr man dem Delinquenten zusetzen müsse, um ihn geständig zu machen, sondern wie weit der Fragesteller zu gehen bereit war, um das unumgängliche Geständnis zu erlangen.

Diese düsteren Gedanken begleiteten ihn noch eine ganze Weile. Um davon loszukommen, verließ er endlich sein Büro und begab sich auf die Suche nach Vianello.

Auf der Treppe kam ihm Tenente Scarpa entgegen. Statt einer Begrüßung nickten beide nur stumm, doch plötzlich konnte Brunetti nicht mehr weiter, weil Scarpa ihm mit einem raschen Ausfallschritt nach links den Weg versperrte.

»Ja, Tenente?«

»Diese Ungarin«, begann Scarpa ohne jede Einleitung, »diese Mary Dox, geht die auf Ihr Konto?«

»Verzeihung, aber worum handelt es sich, Tenente?«

Scarpa schwenkte einen Aktenordner, als könne dessen Anblick Brunetti auf die Sprünge helfen. »Ist das Ihr Fall?« fragte er noch einmal mit ausdrucksloser Stimme.

»Tut mir leid, aber ich weiß nicht, wovon Sie sprechen«, antwortete Brunetti.

Wie ein Auktionator bei der Versteigerung hielt Scarpa die Akte in die Höhe und fragte: »Sie wissen also nicht, wovon ich rede? Kennen womöglich gar keine Mary Dox?«

»Sie sagen es.«

Ganz so wie zuvor Assunta in ihrer Verzweiflung über männliche Borniertheit hob jetzt Scarpa beide Hände in die Höhe, bevor er nach rechts auswich und ohne ein weiteres Wort seinen Weg fortsetzte.

Als Brunetti in den Bereitschaftsraum kam, traf er dort statt Vianello nur Pucetti an, der an seinem Schreibtisch über einer Akte brütete, die aufs Haar dem Dossier glich, das Brunetti eben erst zu Ende gelesen hatte. Der junge Beamte war so in seine Lektüre vertieft, daß er Brunetti gar nicht kommen hörte.

»Pucetti«, sprach Brunetti ihn an, als er schon vor dem Schreibtisch stand, »haben Sie Vianello gesehen?«

Sowie er seinen Namen hörte, blickte Pucetti auf, aber es dauerte noch ein paar Sekunden, bis er sich von seinem Text losgerissen hatte, den Stuhl zurückstieß und aufsprang. »Entschuldigen Sie, Commissario, was haben Sie gesagt?« Das Bündel Aktenseiten in seiner Rechten hinderte ihn am Salutieren. Zum Ausgleich nahm er besonders stramm Haltung an.

»Vianello«, wiederholte Brunetti lächelnd. »Ich suche ihn.«

Er las Pucetti an den Augen ab, welche Anstrengung es ihn kostete, sich darauf zu besinnen, wer Vianello war. »Vorhin ist er noch hier gewesen.« Verblüfft schüttelte der junge Beamte den Kopf; er hatte offenbar immer noch Mühe, sich zurechtzufinden. »Aber inzwischen muß er wohl weggegangen sein.«

Brunetti ließ fast eine volle Minute verstreichen, während er dabei zusah, wie Pucetti allmählich aus jener Welt auftauchte, in der verschärfte Verhörmethoden mit kühler Objektivität diskutiert wurden –

falls dies denn wirklich das Thema war, das den jungen Mann so in Bann geschlagen hatte.

Als er sicher sein konnte, daß Pucetti wieder ganz im Hier und Jetzt angekommen war, sagte Brunetti: »Tenente Scarpa hat mich eben nach einer Akte gefragt, eine Ungarin namens Mary Dox betreffend. Haben Sie eine Ahnung, worum es da geht?«

Pucettis Miene hellte sich auf: Er war offenbar im Bilde. »Der Tenente war heute früh schon bei uns, Commissario, und hat sich nach dieser Frau erkundigt. Er wollte wissen, ob von uns jemand mit ihrem Fall betraut sei.«

»Und?«

»Und keiner wußte was.«

Da ihm bekannt war, wie die uniformierte Truppe zu Scarpa stand, fragte Brunetti: »Wußte niemand was, oder hat sich nur keiner gemeldet?«

»Nein, nein, Commissario, wir haben darüber gesprochen, als der Tenente weg war, und keiner konnte sich erklären, worum es ging.«

»Und ist Vianello jetzt in dieser Sache unterwegs?«

»Das glaube ich nicht. Er hatte ja auch keine Ahnung. Ich schätze, er ist nur einen Kaffee trinken gegangen.«

Brunetti bedankte sich und bedeutete Pucetti, er könne mit seiner Lektüre fortfahren. Doch der hörte ihn schon nicht mehr.

An der Bar beim Ponte dei Greci stand Vianello an

der Theke, vor sich ein Glas Wein, und blätterte in einer Tageszeitung.

»Was wollte denn Scarpa von euch?« fragte Brunetti, nachdem er sich einen Kaffee bestellt hatte.

Vianello faltete die Zeitung zusammen und legte sie zur Seite. »Keine Ahnung«, antwortete er. »Aber worum es auch gehen mag oder wer immer diese Frau ist: Mir schwant nichts Gutes. Ich habe Scarpa noch nie so wütend gesehen.«

»Und du hast keinen Anhaltspunkt?« fragte Brunetti noch einmal und dankte dem Barmann, der ihm seinen Kaffee servierte, mit einem Nicken.

»Nicht den geringsten«, beteuerte Vianello.

Brunetti rührte Zucker in seine Tasse und trank sie in zwei Schlucken aus. »Hast du diese neuen Verordnungen vom Innenministerium gelesen?« erkundigte er sich.

»Um die kümmerge ich mich nicht mehr.« Vianello nippte an seinem Wein. »Früher habe ich sie noch mit Interesse verfolgt, aber inzwischen lassen sie mich kalt.«

»Wieso das?«

»Weil eigentlich nie was Brauchbares drinsteht: bloß Worte, leere Worte, die groß aufgebauscht werden, um darüber hinwegzutäuschen, daß die da oben im Grunde gar nichts erreichen wollen.«

»Inwiefern?« fragte Brunetti.

»Na, hat man dich vielleicht schon mal zu einem dieser Chinesen geschickt, um rauszukriegen, woher das Geld stammt, mit dem er sein Lokal gekauft hat?

Oder mußttest du irgendwann die Arbeitserlaubnis der Angestellten in diesen Lokalen überprüfen? Bist du je angewiesen worden, eine Fabrik zu schließen, die dabei erwischt wurde, wie sie ihre Abfälle in einem Staatsforst entsorgt hat?»

Was Brunetti beeindruckte, war nicht der Inhalt dieser Fragen – Fragen, die in der Questura herumswirrten wie Fusseln in einer T-Shirt-Fabrik –, sondern der nüchtern kühle Ton, in dem Vianello sie stellte. »Klingt nicht so, als ob dich das sehr berühren würde«, bemerkte Brunetti.

»Meinst du diese Frau, nach der Scarpa fahndet?« fragte Vianello. »Nein, juckt mich nicht.«

Eine ganz schön stattliche Liste von Dingen, die Vianello an diesem Morgen kaltließen. »Also dann, bis nach der Mittagspause«, sagte Brunetti und machte sich auf den Heimweg.

Auf dem Küchentisch fand er einen Zettel von Paola: Sie müsse sich mit einem ihrer Doktoranden treffen, aber es stünde eine Lasagne im Ofen. Die Kinder kämen nicht zum Essen, und der Salat sei im Kühlschrank, er brauche nur noch Essig und Öl zuzugeben. Brunetti fing schon an, sich zu bemitleiden – wozu tigerte man durch die halbe Stadt, wenn die Familie ausgeflogen war und es nur aufgewärmte Pasta gab, noch dazu wahrscheinlich aus irgend so einem Fertigteig samt diesem widerlichen orangeroten Käse –, da fiel sein Blick auf Paolas letzten Satz: »Hör auf zu schmollen. Die Lasagne

ist nach dem Rezept deiner Mutter, das du so gern magst.«

Wenn er schon auf Gesellschaft verzichten mußte, beschloß Brunetti, sich mit tauglicher Lektüre zu entschädigen. Eine Zeitschrift wäre gut, doch den *Espresso* von dieser Woche hatte er schon durch. Tageszeitungen nahmen auf dem Tisch zuviel Platz weg. Ein Taschenbuch ließ sich nur gewaltsam offenhalten, um den Preis, daß es dabei aus dem Leim ging und irgendwann die Seiten rausfielen. Kunstbücher waren zu schade, um sie mit Ölflecken zu verschandeln. Am Ende griff Brunetti auf seine Nachtschlektüre zurück, Gibbon, den er wegen seines ausgefeilten rhetorischen Stils in italienischer Übersetzung lesen mußte.

Er nahm die Lasagne aus dem Ofen und lud sich eine Portion auf den Teller. Dazu noch einen Pinot Grigio, und dann schlug er seinen Gibbon an der markierten Stelle auf, lehnte den Band gegen die beiden Bücher, die Paola auf dem Tisch liegenlassen hatte, und beschwerte ihn rechts mit einem Schneidbrettchen, links mit einem Servierlöffel, damit die Seiten nicht von alleine umblättern konnten. Zufrieden mit dem Arrangement, setzte er sich auf seinen Platz und begann zu essen.

Als bald fand Brunetti sich am Hofe des Kaisers Elagabal wieder, eines seiner bevorzugten menschlichen Ungeheuer. Ach, diese Ausschweifungen, die Brutalität, der hemmungslose sittliche Verfall allenthalben! Die Lasagne war mit Schinken und feinge-

schnittenen Artischockenherzen gefüllt, und die Pastaschichten dazwischen schmeckten wie hausgemacht. Von den Artischocken hätte Brunetti gern mehr gehabt. Da saß er nun zu Tisch mit enthaupteten Senatoren, falschen Ratgebern und Barbaren, die nur ein Ziel kannten: die Zerstörung des Römischen Imperiums. Er nahm einen Schluck Wein und aß noch einen Happen Lasagne.

Der Kaiser erschien, prächtig herausgeputzt und strahlend wie die leibhaftige Sonne. Alle priesen ihn, seinen Ruhm, seine Huld. Der Hofstaat glänzte in übermäßigem Prunk; eine Gesellschaft, in der nach Gibbons Worten »eine dekadente Verschwendungssucht den Mangel an Eleganz und Geschmack ausgleichen mußte«. Brunetti legte die Gabel hin, um beides gebührend auszukosten, Gibbon und die Lasagne.

Als er zum Salat überging, den er mit Essig, Öl und einer Prise Salz angemacht hatte und dann gleich aus der Schüssel aß, starb Elagabal unter den Schwerthieben seiner Leibwachen.

Kaffee und Nachspeise nahm Brunetti bei Ballarin, auf dem Weg zurück zur Questura, die er zugleich mit Signorina Elettra erreichte.

Nach der Begrüßung sagte Brunetti: »Ich möchte Sie bitten, Signorina, in einer bestimmten Angelegenheit für mich zu recherchieren.«

»Gern«, antwortete sie bereitwillig, »wenn ich kann.«

»Es handelt sich um De Cals Patientenunterlagen«, erklärte Brunetti. »Von seiner Tochter weiß ich, daß er gestern nachmittag einen Arzttermin hatte. Und da sein Gesundheitszustand von mehreren Seiten kommentiert wurde, wüßte ich gern, ob – nun ja –, ob Grund zur Sorge besteht.«

»Das dürfte nicht schwierig sein, Commissario.« Elettra war auf dem zweiten Treppenabsatz stehen geblieben. »Sonst noch was?«

Wenn jemand es herausfinden konnte, dann sie! »Ja, eins noch. Tenente Scarpa erkundigt sich überall nach einer Ausländerin. Hat er Sie auch darauf angesprochen?«

Signorina Elettra machte ein verdutztes Gesicht. »Nein. Mit keinem Wort. Wer ist denn die bedauernde Person?«

»Eine Ungarin«, versetzte Brunetti. »Sie heißt Mary Dox.«

»Was?« rief Elettra scharf. »Wie war der Name?«

»Mary Dox«, wiederholte Brunetti verwundert. »Scarpa wollte mir unterstellen, daß ich mit ihr zu tun hätte, und vorher hat er schon die Kollegen im Bereitschaftsraum nach ihr ausgefragt.«

»Hat er gesagt, um was es geht?« forschte Elettra, wieder einigermaßen gefaßt.

»Nein, nicht daß ich wüßte. Als ich ihm in die Arme lief, hatte er eine Akte dabei.« Während er das sagte, erinnerte Brunetti sich plötzlich ganz deutlich. »Sah aus wie einer von unseren Ordnern.« Er hatte gehofft, Elettra würde etwaige Informationen frei-

willig beisteuern, doch da sie schwieg, hakte er nach:
»Kennen Sie diese Frau?«

Nach einer Pause, die er nur als grüblerisch bezeichnen konnte, bejahte sie schließlich und sagte, den Blick ins Weite gerichtet, als wäre der Grund für Scarpas Neugier an der gegenüberliegenden Wand abzulesen: »Mary ist die Putzfrau meines Vaters.«

»Die, von der Sie dem Vice-Questore erzählt haben?«

»Ja.«

»Haben Sie ihm ihren Namen genannt?«

»Ja, und die Aktennummer.«

»Glauben Sie, er könnte ihre Daten an Scarpa weitergeleitet haben, damit er den Fall recherchiert?«

»Wäre möglich«, antwortete Elettra. »Allerdings habe ich dem Vice-Questore die Angaben auf den Schreibtisch gelegt, wo jeder sie hätte einsehen können.«

»Aber warum sollte Scarpa sich nach der Frau erkundigen, wenn Patta ihn nicht dazu beauftragt hätte?«

»Keine Ahnung.« Mit einem tapferen Lächeln versuchte sie das Unbehagen darüber zu verscheuchen, daß Scarpa bei irgend etwas, das sie betraf, und sei es noch so geringfügig, seine Finger im Spiel hatte. »Ich werde den Vice-Questore fragen, ob er noch weitere Informationen über Mary braucht.«

»Ich bin sicher, um nichts anderes geht es«, sagte Brunetti, der sich dessen ganz und gar nicht sicher war.

»Danke, nett, daß Sie das sagen«, antwortete Elettra. »Ich kümmere mich dann mal um die Patientenunterlagen, ja?«

»Wenn Sie so gut sein wollen«, versetzte Brunetti und begab sich nach oben; in seinem Kopf wirbelten Scarpa, Elagabal und die geheimnisvolle Mary Dox bunt durcheinander.

Den meisten Menschen gelten nächtliche Telefonanrufe als böses Omen. Sie fürchten die Nachricht eines Unglücks, Verbrechens oder Todesfalls, und die Gewißheit, daß die eigene Familie friedlich schlafend in ihren Betten liegt, mindert diese Ängste nicht im geringsten, sondern verlagert sie lediglich nach außen. Und so erschrak auch Brunetti gewaltig, als am folgenden Morgen kurz nach fünf bei ihm das Telefon klingelte.

»Commissario Brunetti?« erkundigte sich eine Stimme, die er auf Anhieb erkannte. Zu jeder anderen Tageszeit hätte er Alvisе gefragt, welcher männliche Teilnehmer sich denn wohl unter seinem Privatanschluß melden solle, aber diesmal war es für Sarkasmus noch zu früh. Wobei es für Alvisе immer zu früh war, wenn etwas über das platt Prosaische hinausging.

»Ja, was gibt's denn?«

»Wir hatten gerade einen Anruf von Murano.« Alvisе brach ab, als hielte er diese Information schon für ausreichend.

»In welcher Angelegenheit, Alvisе?«

»Er hat einen Toten gefunden, Commissario.«

»Wer?«

»Er hat nicht gesagt, wie er heißt, Commissario, nur, daß er von Murano aus anruft.«

»Hat er den Namen des Toten genannt?« Allmählich wich Brunettis Müdigkeit, oder vielmehr er verscheuchte sie, um sich für die Geduldsprobe zu wappnen, vor die einen jeder Kontakt mit Alvise stellte.

»Nein, Commissario.«

»Hat der Anrufer gesagt, wo er ist?«

»An seinem Arbeitsplatz, Commissario.«

»Und wo arbeitet er, Alvise?«

»In einer *fornace*, Commissario.«

»Welche?«

»Ich glaube, er sagte De Cal. Aber ich hatte keinen Stift zur Hand. Auf jeden Fall ist es eine Glasbläserei auf Sacca Serenella.«

Brunetti schlug die Decken zurück und setzte sich auf. Dann stieg er aus dem Bett und sah zu Paola hinüber, die ihn mit nur einem offenen Auge anblinzelte. »Ich bin in zwanzig Minuten am Ende der *cal-le*«, sagte Brunetti in den Hörer. »Schicken Sie mir ein Boot.« Bevor Alvise erklären konnte, warum das um die Zeit schwierig werden würde, schnitt Brunetti ihm das Wort ab. »Wenn wir keins in Bereitschaft haben, wenden Sie sich an die Carabinieri, und falls da auch nichts läuft, rufen Sie mir ein Taxi.« Damit legte er auf.

»Ein Toter?« fragte Paola.

»Auf Murano.« Brunetti trat ans Fenster und prüfte mit einem Blick in den nachtdunklen Himmel die Aussichten für den neuen Tag.

Als er sich Paola zuwandte und sah, daß sie die

Augen geschlossen hatte, glaubte er schon, sie sei noch einmal eingeschlafen. Doch bevor seine Enttäuschung spürbar wurde, schlug sie die Augen wieder auf und sagte: »Gott, was für einen schrecklichen Beruf du doch hast, Guido.«

Ohne auf ihre Bemerkung einzugehen, verschwand Brunetti im Bad.

Als er, rasiert und geduscht, wieder herauskam, war das Bett leer; dafür stieg ihm frischer Kaffeeduft in die Nase. Beim Ankleiden wählte er bewußt festes Schuhwerk für den Fall, daß er sich länger in der Schmelzwerkstatt würde aufhalten müssen. Dann ging er in die Küche, wo Paola vor einem Täßchen schwarzen Kaffees saß; ihm hatte sie einen großen Milchkaffee hingestellt.

»Zucker ist schon drin«, sagte sie, als er nach der Dose griff. Prüfend betrachtete er die Frau, mit der er seit über zwanzig Jahren verheiratet war: Irgend etwas stimmte nicht mit ihr, aber er kam nicht dahinter, was es war. Sie spürte seinen Blick auf sich ruhen und lächelte ihn fragend an. »Was hast du denn?«

Da sie wußte, daß es einen Toten gegeben hatte, hätte sich die Frage eigentlich erübrigt, und Brunetti war auch viel zu sehr damit beschäftigt herauszufinden, was an ihr anders war als sonst. Endlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. »Du liest ja gar nicht!« Und wirklich hatte sie weder Buch noch Zeitung vor sich, sondern saß einfach nur da, nippte an ihrer Tasse und, ja, sie schien auf ihn zu warten.

»Wenn du weg bist, mache ich mir noch einen Kaffee, gehe zurück ins Bett und lese, bis die Kinder auf sind«, sagte sie.

Brunettis Welt war wieder in Ordnung. Er trank seinen Kaffee aus und küßte Paola zum Abschied. Wann er nach Hause käme, sei noch nicht abzusehen, meinte er, versprach aber anzurufen, sobald er mehr wisse.

In der *calle*, die zum Kanal hinunterführte, war es so still, daß das Boot noch nicht eingetroffen sein konnte. Wäre die Order an jemand anderen als Alvisse ergangen, dann hätte Brunetti nur eine kleine Verspätung vermutet; so aber rechnete er damit, womöglich selbst ein Wassertaxi organisieren zu müssen. Unter diesen Gedanken erreichte er das Ufer und wandte sich nach rechts. Und sah, was er bisher nur auf Fotografien vom Beginn des vergangenen Jahrhunderts gesehen hatte: einen spiegelglatten Canal Grande. Nicht die kleinste Welle kräuselte die Wasseroberfläche, es waren keine Boote unterwegs, kein Wind regte sich, ja nicht einmal eine Möwe paddelte in den Fluten. Brunetti stand wie angewurzelt und bestaunte eine Szenerie, die der Zeit seiner Vorfahren angehörte: das gleiche Licht, die gleichen Fassaden, der gleiche Blumenschmuck vor den Fenstern, die gleiche beredte Stille. Und das alles, soweit er die Spiegelungen ausmachen konnte, noch dazu in doppelter Ausführung.

Doch dann hörte er das Tuckern eines Bordmotors, und gleich darauf umrundete das Polizeiboot

die Biegung vor der Universität und hielt auf ihn zu. Im Näherkommen zerstörte es die Stille vor sich und hinterließ in seinem Kielwasser jene Vielzahl kleiner Wellen, die noch Minuten später gegen die Stufen der Palazzi zu beiden Seiten des Kanals schwappen würden.

Brunetti erkannte Foa an Deck und hob grüßend die Hand.

Der Bootsführer steuerte auf den Landungssteg zu, legte den Rückwärtsgang ein und manövrierte die Barkasse so geschickt, daß der Rumpf sich mit einer Berührung, sanft wie ein Kuß, an den Anleger schmiegte. Brunetti ging an Bord, wünschte Foa einen guten Morgen und nannte ihm das Fahrtziel: die Glasbläserei De Cal auf Sacca Serenella.

Wie die meisten seiner Zunft verfügte auch Paolo Foa über die Tugend des Schweigens und nickte nur zum Zeichen, daß er Brunettis Order verstanden habe. Offenbar verspürte er kein Bedürfnis, die Fahrtzeit mit Worten zu überbrücken. Dennoch war, sobald sie sich dem Rialto näherten und mit ihm den breiten Lastkähnen, die den Markt beliefernten, die frühmorgendliche Stille nur noch Erinnerung. Gleich hinter dem Palazzo, in dem eine entfernte Ahnfrau Paolas gelebt hatte, bis sie wegen Hochverrats geköpft wurde, bog Foa in den Rio dei SS. Apostoli ein. Und dann schossen sie hinaus in die Lagune, wo Brunetti in dunstiger Ferne als erstes die Mauern des Friedhofs erspähte, hinter dem eine Wolkenbank hochstieg und auf die Stadt zusegelte.

Entschlossen wechselte der Commissario die Blickrichtung und wandte sich gen Murano. Frühlingswarme Lüfte wehten ihm entgegen, während das Boot die Insel umrundete und nach rechts in den Canale Serenella einschwenkte. Seiner Uhr nach war es noch nicht ganz sechs. Foa legte wieder eine buterweiche Landung hin, und Brunetti betrat den Bootssteg der öffentlichen Verkehrsbetriebe ACTV.

»Sie können gleich wieder umkehren«, sagte er zu Foa. »Und schönen Dank auch.«

»Wäre es Ihnen recht, wenn ich irgendwo einen Kaffee trinke und danach auf Sie warte, Commissario?« fragte Foa. Er bot keine Erklärung dafür an, warum es ihn nicht zurück zur Questura zog, aber Brunetti hatte nicht den Eindruck, daß er sich vor der Arbeit drücken wollte.

»Ich mache Ihnen einen anderen Vorschlag«, entgegnete Brunetti. »Rufen Sie Vianello an, und dann holen Sie ihn zu Hause ab und bringen ihn her.« Er selbst war anfangs so schlaftrunken gewesen, daß er keinen klaren Gedanken fassen konnte, und dann hatte er vor lauter Ärger über den schwerfälligen Alvise vergessen, Vianello zu verständigen. Aber er hätte den Inspektor doch lieber dabeigehabt.

Foa dankte lächelnd und tippte sich an die Mütze. Mit ein paar flinken Handgriffen wendete er in scharfem Bogen und jagte auch schon nach wenigen Längen den Motor hoch, so daß der Bug steil aus dem Wasser ragte, während Foa Kurs auf die Stadt nahm.

Brunetti überquerte das unbebaute Gelände hinter dem Uferweg und folgte dann dem betonierten Sträßchen, das zur Fornace De Cal hinaufführte. »*Maria Vergine!*« rief er laut, als ihm einfiel, daß er Alvisi nicht aufgetragen hatte, die Spurensicherung herzuschicken. Über sein *telefonino* rief er die Questura an; es dauerte ein paar Minuten, bis er von der Zentrale erfuhr, daß doch ein kriminaltechnisches Team angefordert worden sei: Man warte nur noch auf die Fotografen, und sobald die zur Stelle seien, könnten sie aufbrechen.

Brunetti war gespannt, wie lange es dauern würde, bis die Kollegen auf Murano eintrafen. Er setzte seinen Weg fort; im Näherkommen bemerkte er vor dem Tor zur Schmelzwerkstatt zwei Männer. Sie standen Seite an Seite, aber weder sprachen sie miteinander, noch machte es den Eindruck, als hätte sein Erscheinen eine laufende Unterhaltung gestört.

In einem der beiden erkannte Brunetti den *maestro*, dem er beim Modellieren einer Vase zugesehen hatte – war das wirklich nur zwei Tage her? Erst jetzt, aus nächster Nähe, bemerkte Brunetti die tiefen Aknenarben auf seinen Wangen. Der andere Mann mochte einer von denen sein, die dem *maestro* zugearbeitet hatten.

Die beiden nahmen Brunetti ihrerseits ins Visier, ja, ließen ihn nicht aus den Augen. Aber keinem war anzumerken, ob er ihn wiedererkannte. Auf gleicher Höhe angekommen, stellte Brunetti sich vor und sagte: »Wir haben einen Anruf erhalten, wegen eines

Todesfalls.« Am Ende des Satzes hob er fragend die Stimme.

Der *maestro* wandte sich an seinen Gefährten, der nach einem gequälten Blick auf Brunetti die Augen zu Boden senkte und dabei die glänzende Kopfhaut unter seinem spärlichen Haupthaar entblößte.

»Waren Sie es, der ihn gefunden hat, Signore?« fragte Brunetti den lichten Scheitel.

Der *maestro* hob warnend die Hand und bedeutete Brunetti mit wedelndem Finger zu schweigen. Dann zeigte er auf den Mann neben sich und unterstrich seine Mahnung durch mehrmaliges Kopfschütteln. Bevor Brunetti reagieren konnte, hatte der *maestro* seinen Schützling am Ärmel gefaßt und zog ihn sanft beiseite. Die beiden entfernten sich einen Meter oder zwei von Brunetti.

Der *maestro* kam gleich darauf allein zurück. »Stellen Sie ihm jetzt keine Fragen«, raunte er mit kaum hörbarer Stimme. »Er kann da auch nicht noch mal reingehen.«

Brunetti überlegte, ob es Schuldgefühle seien, die den Mann davon abhielten, an den Tatort zurückzukehren. Er spürte instinktiv, daß ehrliche Besorgnis und Mitleid den *maestro* bewogen, seinen Kollegen zu schützen.

Da Brunetti weiterhin schwieg, erneuerte der andere seinen Appell: »Glauben Sie mir, Commissario, es geht wirklich nicht. Das können Sie ihm nicht zumuten.«

Darauf gab Brunetti in, wie er hoffte, vernünfti-

gem Ton zurück: »Ich werde ihn zu nichts zwingen. Doch ich brauche seine Aussage zu dem, was vorgefallen ist.«

»Aber ich sage Ihnen doch: Er schafft das nicht!« beteuerte der *maestro*.

Da ging Brunetti hinüber, streckte die Hand aus und berührte den Mann am Arm, um ihm so etwas wie Verständnis oder Mitgefühl zu vermitteln. Seine Worte richtete er jedoch weiter an den *maestro*, der gleichsam zum Dolmetscher seines Schützlings geworden war. »Ich muß wissen, was hier passiert ist. Und was es mit dem Toten auf sich hat.«

Auf den letzten Satz hin preßte der schweigsame Mann eine Hand vor den Mund, würgte heftig und sprang mit zwei Sätzen an Brunetti vorbei auf ein Rasenstück zu, wo er sich in qualvollem Brechreiz krümmte, aber nur dünnflüssige gelbe Galle hochbrachte. Sein Körper wurde von Krämpfen geschüttelt, bis er völlig entkräftet vornübersank und sich mit den Händen an den Knien abstützen mußte. Aber die nächste Brechattacke riß ihn dennoch um; mit hängendem Kopf und einer Hand am Boden sank er auf ein Knie nieder. Wieder würgte er pure Galle heraus.

Brunetti stand hilflos dabei, bis endlich der *maestro* einschritt und seinem Kollegen aufhalf. »Komm, Giuliano. Ich glaube, du gehst jetzt besser nach Hause. Na, komm schon.« Keiner der beiden schenkte Brunetti, der beiseite trat und sie vorbeiliess, auch nur die geringste Beachtung. Der Com-

missario sah ihnen nach, bis sie sich auf der Straße neben dem Kanal nach links wandten und in Richtung der Brücke verschwanden, die ins Innere der Insel führte. Es schien, als hätten die beiden einen Teil des Lichts mitgenommen, denn kaum daß sie fort waren, zogen Wolken auf und verdunkelten ein Stück weit den Tag.

Brunetti schaute sich um, aber es war niemand da. Auf dem Kanal hörte er ein Boot vorbeifahren; doch weil Ebbe war, sah er nur einen Männerkopf knapp oberhalb der Uferböschung vorbeigleiten. Als der Mann ihn ebenfalls bemerkte und ihm mit seinem körperlosen Gesicht zulächelte, mußte Brunetti unwillkürlich an die Cheshire-Katze denken.

Er wartete eine Minute und noch eine, während das Tuckern des Bootes verhallte und durch kein anderes Geräusch ersetzt wurde. Endlich machte er kehrt und ging wieder auf die Schmelzwerkstatt zu. Das metallene Rolltor stand ein Stück weit offen; er schlüpfte hindurch und blieb kurz stehen, um seine Augen an das Halbdunkel im Innern zu gewöhnen.

Schon beim letzten Mal hatte er gesehen, wie schmutzig Fenster und Dachluken waren, aber am hellen Tag hatten die Lichtverhältnisse trotzdem zum Arbeiten ausgereicht. Doch jetzt am frühen Morgen, wo noch dazu dichte Wolken den Himmel verdunkelten, drang kaum ein Lichtstrahl herein. Brunetti wollte schon nach einem Schalter suchen, unterließ es aber angesichts der beiden geschlossenen Schmelzöfen aus Angst davor, was passieren mochte,

wenn er den falschen erwischte. Er wußte, daß die Temperatur in den Öfen über Nacht stufenweise abgesenkt wurde, damit die Werkstücke, die in ihrem Innern dem gewünschten Härtegrad entgegenschlummerten, keinen Riß oder Sprung bekamen.

Der Lichtschein, der aus der aufgeklappten Tür des entlegensten Ofens drang, lockte Brunetti ein paar Schritte weiter vor. Die Helligkeit erreichte allerdings nur die unmittelbare Umgebung des Ofengehäuses; ansonsten blieb die weitläufige Halle schattenhaft und dämmrig.

Brunetti machte noch einen Schritt, und da erst bemerkte er den sonderbaren Geruch in der Luft: süßlich, mit einem stechend sauren Beigeschmack. Zwar setzten jetzt im Frühling allorten Bäume und Pflanzen zur Blüte an, aber dieser Geruch hatte weder etwas Blumiges, noch glich er dem satten, Fruchtbarkeit verströmenden Erdaroma nach einem langen Winterschlaf, wenn die Natur sich fleißig selbst erneuerte und zu sprießen begann; obwohl man ihn, wenn überhaupt, eher mit letzterem vergleichen hätte.

Brunetti sah sich suchend um, ob vielleicht irgendeine Chemikalie oder ein Farbstoff verschüttet worden seien, aber es war eigentlich auch keine chemische Ausdünstung. Er ging auf den ersten Ofen zu und spürte im Näherkommen den plötzlichen Temperaturanstieg sogar durch die geschlossene Tür. Der Hitzeschwall trieb ihn nach links, in den Bereich zwischen erstem und zweitem Ofen, wo

die Temperatur so jäh wieder sank, daß ihn der abrupte Wechsel nach der glühenden Hitze im Umkreis des ersten Ofens fast frösteln machte.

Als er sich dem zweiten näherte, sprang ihn die Hitze von neuem an, fuhr ihm über Arm und Bein und ins Gesicht, als wolle sie ihn in Brand setzen. Instinktiv schirmte er mit einer Hand die Augen ab und flüchtete ins Kühle.

Die offene Tür des freistehenden *forno di lavoro* zog Brunetti magisch an. Ja, er konnte den Blick nicht von dem infernalischem Feuerschlund wenden, bis ihm von der Hitze die Augen trocken wurden, so daß er blinzeln mußte und sich wieder an einen kühleren Platz zurückzog. Der Geruch war hier wesentlich stärker.

Brunetti schaute sich um, spähte nach rechts und links, konnte aber immer noch nichts Auffälliges entdecken. Also wandte er sich wieder dem offenen Schmelzofen zu und den prasselnden Flammen, deren Hitze ihm entgegenschlug. Inzwischen war es nicht mehr so dunkel in der Halle: Vielleicht hatten die Wolken sich gelichtet, oder der Wind hatte sie vertrieben. Außerdem war wohl gerade die Sonne über den Dächern aufgegangen, denn durch die Fenster an der Ostseite drang mit den ersten Strahlen plötzlich helles Licht herein.

Auf einmal entdeckte Brunetti vor dem Ofen, kaum mehr als zwei Meter entfernt, einen Schatten. Wieder hob er die Hand vors Gesicht, diesmal um das allzu grelle Licht abzublenzen und erkennen zu

können, was es mit dem Schatten auf sich hatte. Aber der gleißende Feuerschein drang zwischen seinen Fingern hindurch und zwang ihn, die andere Hand dazuzunehmen, um den Schutzschild zu vergrößern. Und dann, im ersten Morgenlicht, sah er es. Ein Mann, ein großer Mann, lag vor dem dritten Schmelzofen am Boden. Brunetti wandte sich ab, und sein Blick fiel auf die Thermometer, die in einer Reihe an der Wand hingen. *Forno III* brachte es auf 1342 Grad Celsius, während die Temperatur der beiden anderen Öfen weniger als die Hälfte dessen betrug. Brunetti mußte noch ein Stück zurückweichen, denn selbst hier fiel ihn die Hitze an und drohte ihn zu rösten.

Der Geruch. Dieser elende Geruch. Brunetti fiel vornüber und brach in die Knie wie ein gefällter Stier. Er stemmte die Handflächen auf den brandheißen Boden und spuckte krampfhaft Galle, während der süßliche Gestank sich in seinen Kleidern, in den Haaren festsetzte.

So fand ihn Minuten später der *maestro*. Er half ihm auf und stützte ihn auf dem Weg ins Freie. Draußen ließ er Brunettis Arm nach ein paar Metern los und trat beiseite, als der Commissario sich abermals übergeben mußte. Der *maestro* wandte sich unterdessen dem Kanal zu und betrachtete angelegentlich ein vorbeifahrendes Boot.

Brunetti kramte sein Taschentuch heraus und wischte sich den Mund sauber. Dann versuchte er, sich aufzurichten, aber es dauerte eine volle Minute,

bis er dem *maestro* wieder gegenübertreten konnte.

»Haben Sie ihn gefunden?« fragte er mit schwacher Stimme.

»Nein, das war Colussi, mein *servente*. Er kommt morgens gegen fünf und kontrolliert die Öfen, die Schmelzmasse und die Werkstücke, die über Nacht gehärtet werden.«

Brunetti nickte, und der *maestro* fuhr fort. »Colussi rief mich zu Hause an, aber ich wurde nicht klug aus dem, was er sagte. Er schrie immerzu: ›Tassini ist tot, Tassini ist tot!‹

Schließlich befahl ich ihm, draußen auf mich zu warten. Dann habe ich die Polizei verständigt und bin hergekommen, so schnell ich konnte.« Als Brunetti nichts erwiderte, ergänzte der *maestro*, wie zu seiner Rechtfertigung: »Sie haben ja gesehen, in welchem Zustand Colussi ist. Ich mußte ihn nach Hause bringen.«

»Wo können wir was zu trinken bekommen?« fragte Brunetti.

Der *maestro* sah auf seine Uhr. »Drüben, hinter der Brücke. Franco hat um die Zeit gewöhnlich schon auf.«

Erst als sie losgingen, merkte Brunetti, wie unsicher er noch auf den Beinen war, aber er kämpfte dagegen an und folgte dem *maestro*. Am Fuß der Brücke stand ein alter Abfallkorb der Firma AMAV, in dem Brunetti sein Taschentuch versenkte.

Als sie die Brücke überquert hatten, führte der *maestro* Brunetti links die *riva* entlang und bog

dann rasch in eine enge *calle* ein. Auf halber Höhe wies er auf eine Bar, aus der es nach Kaffee und frischem Gebäck duftete. Bevor sie eintraten, reichte er Brunetti die Hand und sagte: »Grassi. Luca.« Brunetti erwiderte den Händedruck, und um dem Mann seine Dankbarkeit zu erweisen, tätschelte er ihm mit der freien Hand den Arm.

Grassi ging voraus an die Theke, bestellte für sich einen *caffè corretto* und sah Brunetti fragend an.

»Einen Grappa und ein stilles Wasser.« Das war so ungefähr das einzige, was sein Magen mit etwas Glück bei sich behalten würde.

»Aber gib ihm von dem guten Grappa, Franco«, rief Grassi dem Barmann nach. Als die Getränke kamen, nahm Grassi seine Tasse und wies auf einen Tisch am Fenster, doch Brunetti schüttelte den Kopf. »Meine Leute werden gleich hier sein. Ich muß zurück.«

Grassi gab drei Löffel Zucker in den Kaffee und rührte mehrmals um. Brunetti schwenkte seinen Grappa im Takt mit Grassis Löffelklirren und kippte ihn in einem Zug hinunter. Kaum daß sein Gaumen Geschmack aufgenommen hatte, spülte er mit einem halben Glas Wasser nach und wartete dann ruhig ab, was passieren würde. Nach wenigen Augenblicken trank er das Wasser ganz aus und bestellte gleich noch eins.

Brunetti hatte den Toten nicht erkannt. »Woher wußte Ihr *servente*, daß es Tassini war?«

»Keine Ahnung.« Grassi schüttelte müde den

Kopf. »Er hat nur gesagt: ›Tassini ist tot.« Mehr war nicht aus ihm herauszubringen.«

Die nächste Frage fiel Brunetti schwer, beschwor sie doch den schrecklichen Anblick aus der Werkstatt wieder herauf. »Haben Sie ihn auch gesehen?«

»Nein. Eben, als ich Sie rausholte, habe ich nicht hingeschaut.« Grassi begleitete sein Geständnis mit einem verlegenen Schulterzucken. »Und zuvor bin ich gar nicht erst drin gewesen, denn als ich nach Giulianos Anruf herkam, stand er schon weinend am Tor.« Er warf Brunetti einen raschen Blick zu. »Sagen Sie ihm aber nicht, daß Sie das von mir haben, ja?« Brunetti nickte. »Als ich von Giuliano erfuhr, Tassini läge drin und sei tot, da wollte ich schon nachsehen, aber Giuliano hielt mich mit aller Macht zurück. Ohne zu sagen, warum.« Grassi trank seinen Kaffee aus und stellte die Tasse ab. »Also blieben wir draußen und warteten darauf, daß jemand käme. Bestimmt eine halbe Stunde lang. Giuliano mußte sich ein paarmal übergeben, aber er weigerte sich strikt, mir zu sagen, was er gesehen hatte, und bat mich nur, mit ihm zu warten. Bis Sie – also die Polizei – da wären.«

»Verstehe.« Brunetti griff nach dem zweiten Glas Wasser und setzte es an die Lippen. Aber schon nach einem kleinen Schluck sagte ihm sein Magen, daß es fürs erste genug sei, und er stellte das Glas auf die Theke zurück.

»Warum sind Sie vorhin doch noch reingekommen?« fragte er.

Grassi schob seine leere Tasse weg. »Als ich zurückkam und Sie nicht mehr da waren, dachte ich, es könnte Ihnen was passiert sein. Darum bin ich rein in die Werkstatt, um nach Ihnen zu sehen. Aber Tassini ... wie gesagt, ich habe nicht hingeschaut.« Hier machte er eine längere Pause. »Auf dem Nachhauseweg hat Giuliano doch noch geredet, und das, was er beschrieb, wollte ich nicht sehen.« Mit einem Schubs beförderte Grassi die Tasse zur anderen Seite. »So ein armer, dummer Teufel.«

Das zweite Adjektiv ließ Brunetti aufhorchen: Er war nicht sicher, wen Grassi meinte. »Tassini?«

»Ja«, sagte Grassi, und halb entnervt, halb mitfühlend erläuterte er: »Giorgio war einem dauernd im Weg; immerzu ist er über irgendwas gestolpert, sogar über die eigenen Füße. Er hat sich mal bei De Cal für die Glasverarbeitung beworben, aber keiner von uns wollte ihn haben. Wir wußten aus jahrelanger Erfahrung, daß er zwei linke Hände hatte, ständig Dinge fallen ließ: Nicht auszudenken, was er bei uns in der Werkstatt anrichten würde.« Grassi unterbrach sich, als ihm bewußt wurde, daß er unversehens in die falsche Zeitform geraten war. »Ich meine, er war ein guter Kerl: ehrlich und aufrichtig und hat brav seine Arbeit gemacht. Aber zum Glasbläser hätte er nicht getaugt, nie und nimmer.«

»Worin bestanden denn eigentlich seine Aufgaben?« Brunetti griff nach dem Wasserglas und riskierte noch ein Schlückchen.

»Er mußte die Werkstätten sauberhalten und nachts die Öfen kontrollieren.«

Brunetti wedelte mit der Hand über die Theke und sagte: »Ich weiß nicht, ob ich mir das so richtig vorstellen kann, Signore. Abgesehen vom Ausfegen natürlich.«

»Das gehörte schon auch dazu«, versetzte Grassi lächelnd. »Giorgio hat bei uns gekehrt und bei Fasano, seit er neuerdings auch für den arbeitete. Außerdem mußte er dafür sorgen, daß die Sandsäcke nach dem Öffnen nicht undicht waren.« Der *maestro* geriet ins Stocken, als ob er noch nie über die Pflichten eines *uomo di notte* nachgedacht hätte.

»Und während der Nacht mußte er natürlich die Temperatur überwachen, ebenso wie die *miscela*«, fuhr Grassi fort. »Ferner hatte er darauf zu achten, daß die Säcke nicht umkippten oder vertauscht wurden.« Grassi hatte sich noch einen Kaffee bestellt, und während er darauf wartete, fragte er: »Sie wissen schon, was man unter *miscela* versteht, oder?«

An den Begriff erinnerte Brunetti sich wohl, aber sonst war wenig hängengeblieben. »Nur daß sie aus Sand, vermischt mit anderen Rohstoffen, gewonnen wird«, sagte er.

Der Kaffee kam, und wieder gab Grassi drei Löffel Zucker hinein. »Quarzsand, ja, das ist der mengenmäßig größte Bestandteil. Hinzu kommen Pottasche, Kalisalpeter und so weiter. Und wenn wir farbiges Glas herstellen, werden zusätzlich bestimm-

te Mineralien beigemischt: Mangan für Blau, beispielsweise, oder Kadmium für Rot. Von den Säcken, in denen die Rohstoffe geliefert werden, sehen einige sich zum Verwechseln ähnlich, deshalb muß man sie getrennt aufbewahren; und natürlich aufrecht stehend, damit nichts ausläuft. Das gäbe sonst eine furchtbare Schweinerei, und wir müßten am Ende alles wegwerfen.« Grassi sah den Commissario forschend an. Der nickte zum Zeichen, daß er ihm folgen könne.

»Sobald wir Feierabend haben, fängt der *uomo di notte* an, die *miscela* in den Schmelztiigel zu schaufeln, wo sie dann, im Ofengehäuse, die Nacht über bei konstanter Temperatur erhitzt wird. Und am nächsten Morgen um sieben, wenn wir zur Arbeit kommen, ist die Schmelze für die Glasbläser bereit.«

»Aha. Und was hatte Tassini sonst noch zu tun?«

Wieder mußte Grassi überlegen. »Filter prüfen und gegebenenfalls die Fässer umsetzen.«

»Was für Filter?« fragte Brunetti.

»Die von den Schleifscheiben. Da wird alles gefiltert, auch das Wasser für die Kühlung.« Grassi klang reichlich desinteressiert. »Die Rückstände, all dies schmierig klebrige Zeug, wird in Fässern gesammelt und sogar mehrmals gefiltert. Aber ich kenne mich damit längst nicht so aus wie beim Glas.«

Der *maestro* maß Brunetti mit nachdenklichem Blick, wie um ihn zu taxieren. »Ganz schön verrückt, finden Sie nicht? In Marghera pumpen sie munter jedes Scheißgift in die Luft oder die Lagune: Kadmi-

um, Dioxin, Petro-dies und Petro-das, ohne daß jemand ein Wort darüber verliert. Aber wenn wir eine Handvoll zermahlenes Glas in die Lagune leiten, stehen prompt die Herren Inspektoren auf der Matte, und es hagelt Bußgelder. Manche so hoch, daß man den Laden gleich dichtmachen kann.« Grassi überdachte das Gesagte und setzte dann hinzu: »Kein Wunder, daß De Cal ans Verkaufen denkt.«

Eine Bemerkung, die Brunetti für künftige Recherchen speicherte, bevor er wieder auf Tassini zu sprechen kam. »Und Ihr Nachtwächter? War der am Thema Umwelt interessiert?«

Grassi verdrehte die Augen. »Und ob! Der hat ja von nichts anderem geredet. Man brauchte ihm nur ein Stichwort zu liefern, und schon legte er los, manchmal so ausdauernd, daß wir ihm den Mund verbieten mußten. Schadstoffe hier und Schadstoffe da, und nicht etwa bloß auf Marghera. Nein, auch bei uns, behauptete er, und daß sie uns alle vergiften würden!« Grassi kramte in seinen Erinnerungen, dann sagte er: »Ich habe ein-, zweimal versucht, ihm gut zuzureden, aber er war wie vernagelt.« Der *maestro* beugte sich zu Brunetti hinüber und legte ihm die Hand auf den Arm. »Ich habe die Zahlen gesehen und weiß, daß es uns niemals so ergehen wird wie denen in Marghera: Dort sterben sie ja wie die Fliegen.« Er trat zurück und zog seine Hand weg. »Vielleicht liegt's an der Strömung, also, daß die das ganze Dreckzeug wegschwemmt, wer weiß? Ich hab versucht, Giorgio das zu erklären, aber der hörte

einfach nicht zu. Er war fest davon überzeugt, daß wir alle vergiftet würden, und davon ließ er sich nicht abbringen, ganz gleich, was man dagegen vorbrachte.«

Grassi hielt einen Moment inne, und als er weiter sprach, klang seine Stimme traurig bewegt. »Er mußte ja auch an so was glauben. Schon wegen seiner kleinen Tochter.« Der *maestro* schüttelte den Kopf; ob über das Schicksal des Kindes oder über die Schwachheit der Menschen, wagte Brunetti nicht zu entscheiden. Jedenfalls hatte Grassi ganz vorwurfsfrei, ja fast warmherzig von Tassini gesprochen; mit einer Zuneigung, wie man sie für jemanden hegt, der es fertigbringt, immer alles verkehrt zu machen, und dem man doch nie böse sein kann.

»Ich glaube, Ihre Leute sind da«, sagte Grassi.

Brunetti hob fragend den Kopf.

»Ich höre ein Boot«, erklärte der *maestro*, »aber ich kenne den Motor nicht. Und dem Tempo nach kommt es aus der Stadt.« Er fischte eine Handvoll Münzen aus der Tasche und legte sie auf die Theke. »Sie sind eingeladen.« Brunetti bedankte sich, und gemeinsam verließen sie die Bar.

Als sie zum Kanal hinunterkamen, zeigte sich, daß Grassi richtig kombiniert hatte: Die Polizeibarkasse erreichte soeben den ACTV-Anleger. An Deck stand Bocchese mit seinem Team.

Brunetti winkte den Ankommenden von seinem Ufer aus zu und ging ihnen über die Brücke entgegen. Außer Bocchese waren zwei Fotografen und zwei Kriminaltechniker an Bord, alle mit der üblichen schweren Ausrüstung, die die Männer gerade zügig an Land schleppten.

Brunetti übernahm die Vorstellung und erklärte Bocchese, daß Grassi einer der *maestri* aus der Glasbläserei sei, wo man den Toten gefunden habe. Bocchese und Grassi schüttelten einander die Hand, dann wandte Bocchese sich um und sagte etwas zu einem seiner Kollegen, der mit einer lässigen Handbewegung antwortete. Mittlerweile türmten sich Kisten und Taschen am Ufer. Brunetti wartete, bis alles entladen war; dann lotste er das Team über den unbefestigten Uferweg und quer durch das unbebaute Gelände auf die schmale, betonierte Straße, die direkt zur Fornace De Cal führte. Vor der Schmelzwerkstatt standen zu seiner Überraschung zwei Männer, einer in Polizeiuniform – Brunetti erkannte Lazzari vom Kommissariat Murano – und De Cal, der lauthals redete und gestikulierte.

Kaum daß der Alte Brunetti entdeckte, ging er auf ihn los und rief aufgebracht: »Was zum Teufel ist nun wieder in Sie gefahren? Erst holen Sie diesen

Scheißkerl aus dem Gefängnis, und jetzt komme ich nicht mal mehr in meinen eigenen Betrieb.«

Da er De Cal von allen Anwesenden am besten kannte, trat Grassi vor und sagte mit Blick auf die Kriminaltechniker, die sich eben in ihre Einweganzüge zwängten: »Ich glaube, Signore, die Spurensicherung will erst mal allein reingehen.«

»Vergessen Sie nicht, für wen Sie arbeiten, Grassi«, fauchte De Cal in heller Wut. »Für mich! Nicht für die Polizei. Hier bestimme ich und keine Spurensicherung.« Dabei brachte er sein Gesicht ganz nahe an das von Grassi. Seine Halsmuskeln waren vor Erregung angeschwollen. »Haben Sie das kapiert?«

Brunetti trat neben den *maestro*. »Ihre Werkstatt ist ein Tatort, Signor De Cal«, sagte er und sah aus dem Augenwinkel, wie erleichtert Lazzari schien, weil ein anderer die Initiative ergriff. »Die Spurensicherung wird ein paar Stunden hier zu tun haben. Danach geben wir den Tatort frei, und Ihre Männer können wieder an die Arbeit gehen.«

De Cal rückte ihm so plötzlich auf den Leib, daß Brunetti einen Schritt zurückweichen mußte. »Ich kann mir aber keinen stundenlangen Ausfall leisten!« Der Alte nahm offenbar zum erstenmal wirklich Notiz von den Technikern samt ihrer Ausrüstung. »Diese Idioten werden bestimmt den ganzen Tag hier rumfuhrwerken. Wie sollen meine Männer da ihre Arbeit machen?«

»Wenn es Ihnen lieber ist, Signore«, versetzte

Brunetti mit aller Autorität in der Stimme, die ihm zu Gebote stand, »können wir uns auch eine richterliche Anordnung besorgen und das ganze Gelände für ein, zwei Wochen sperren lassen.« Er lächelte. Grassi hatte offenbar die Gelegenheit genutzt und sich verdrückt.

De Cal klappte den Mund auf und wieder zu, bevor er grummelnd den Rückzug antrat. Brunetti hörte ihn ein paarmal »Scheißkerl« murmeln und Schlimmeres, zog es jedoch vor, den Alten zu ignorieren.

Die Kriminaltechniker, die ihre Ausrüstung während dieser Szene abgestellt hatten, nahmen Kisten und Taschen wieder auf und wandten sich der Halle zu. Brunetti gebot ihnen mit einem Handzeichen Einhalt und sagte, an Bocchese gewandt: »Falls ihr Masken dabeihabt, setzt die lieber auf.« Die Männer stellten abermals ihre Gerätschaften ab, und einer kramte so lange herum, bis er einen Stapel in Zellophan verpackter Atemmasken fand und verteilte. Auch Brunetti ließ sich eine geben, riß die sterile Hülle auf und streifte sich die Gummibänder über die Ohren. Als er die Maske über Nase und Mund zurechtgerückt hatte, reichte ihm derselbe Kollege noch ein Paar Einweghandschuhe.

Einer aus dem Team wuchtete einen langen Plastiksack auf die Schulter: Scheinwerfer und Stative. Er ging als erster hinein und suchte nach Steckdosen. Ohne jemanden direkt anzusprechen, sagte Brunetti: »Er liegt dort hinten vor dem freistehen-

den Ofen.« Dann folgte er den Technikern in die Halle.

Seine Augen hatten sich kaum an die schwachen Lichtverhältnisse gewöhnt, als er vom Eingang her seinen Namen rufen hörte. Er drehte sich um und sah Vianello am Tor stehen, mit Handschuhen, aber ohne Maske. Brunetti machte dem Inspektor ein Zeichen, er solle dort warten, und holte auch für ihn eine Atemmaske. »Die wirst du brauchen«, sagte er und reichte sie Vianello.

Durch die Anwesenheit des Inspektors ermutigt, schritt Brunetti Seite an Seite mit Vianello auf den dritten Ofen zu; in ein paar Metern Entfernung machten sie halt und warteten, bis die Fotografen fertig waren. Brunetti warf einen Blick auf die Meßinstrumente und sah, daß die Temperatur in *Forno III* auf 1348 Grad gestiegen war. Wie hoch sie außerhalb des Gehäuses und unmittelbar vor dem Ofen sein mochte, konnte er nicht einmal schätzen.

Die Fotografen hatten inzwischen den Fundort mit etlichen Aufnahmen dokumentiert und schickten sich nun an, den Toten von allen Seiten abzulichten.

»Wer von den Gerichtsmedizinern kommt?« fragte Brunetti.

»Venturi«, antwortete Vianello hörbar wenig angetan.

Rechts von Brunetti waren in einem Gestell die größeren Werkzeuge der Glasbläser aufgereiht: Stangen und Pfeifen aller Längen und Stärken. Auf

dem Tisch des *maestro* lagen Scheren, Zangen, Kellen und Hohlformen: Keins der Geräte wies Blutspuren auf. An der Wand hingen Poster von nackten Frauen mit riesigen Brüsten, die lüsterne Blicke auf den Toten warfen und auf die Männer, die sich schweigend um ihn zu schaffen machten.

Brunetti trat zögernd näher und betrachtete Tassinis bärtiges Gesicht. Dann wandte er sich ab; er wollte nicht mehr als unbedingt nötig von dem entstellten Leichnam sehen. Aber das Blitzlichtgewitter der Fotografen zog seinen Blick doch wieder an, und er bemerkte die Eisenstange, die unter dem Rumpf des Toten eingeklemmt war.

Ein Geräusch hinter ihm ließ ihn herumfahren, und er sah Dottor Venturi, der gerade seine Ledermappe mitten zwischen die Utensilien auf der Werkbank des *maestro* stellte. Eine Zange fiel klirrend zu Boden. Brunetti bückte sich, hob sie auf und legte sie wortlos an ihren Platz zurück.

Der Gerichtsmediziner klappte seine Tasche auf, holte ein Paar OP-Handschuhe heraus und streifte sie über. Er warf einen Blick auf den Toten, schnupperte und verzog angewidert das Gesicht. Brunetti bemerkte, daß Venturis Mantelaufschläge handvernäht waren. In seinen schwarzen Schuhen spiegelte sich der Feuerschein des Ofens.

»Ist er das?« fragte der junge Arzt und zeigte auf den Toten. Als ihm niemand antwortete, langte er hinter sich in seine Tasche, zog eine Gazemaske heraus und ein Fläschchen 4711, aus dem er die Maske

reichlich besprühte. Dann schraubte er den Flakon wieder zu, steckte ihn an seinen Platz zurück, zog die Maske vors Gesicht und befestigte sie mit einem Gummiband am Hinterkopf.

Über der Stuhllehne des *maestro* hing ein zusammengefalteter dunkelgrüner Pullover. Den schnappte sich Venturi, warf ihn neben der Leiche auf den Boden, krepelte sein linkes Hosenbein hoch und achtete, als er sich neben der Leiche niederließ, penibel darauf, daß sein Knie nur den Pullover berührte. Er griff nach dem Handgelenk des Toten, hielt es ein paar Sekunden lang fest und ließ es wieder zu Boden gleiten. »Noch nicht ganz durch, würde ich sagen«, murmelte er, aber nicht im Flüsterton, sondern in etwa der Lautstärke, in der ein Schüler sich während des Unterrichts über den Lehrer lustig machen würde.

Venturi erhob sich wieder, streifte die Handschuhe ab und warf sie zu seiner Tasche auf die Werkbank des *maestro*. »Der Mann ist tot«, erklärte er, an Brunetti gerichtet, klappte die Tasche zu, hob sie auf und wandte sich zum Ausgang. »Wenn Sie mich jetzt entschuldigen würden«, sagte er und ergänzte mit einiger Verzögerung: »Signori.«

»Sie haben den Pullover vergessen«, erwiderte Brunetti und fügte nach einer noch längeren Kunstpause hinzu: »Dottore.«

»Was?« rief Venturi, und seine Stimme klang selbst hier, im Wettstreit mit den prasselnden Öfen, ungewöhnlich laut.

»Der Pullover«, wiederholte Brunetti. »Sie haben vergessen, den Pullover aufzuheben.« Während er das sagte, rückten Bocchese und Vianello ihm rechts und links zur Seite.

Venturi maß die drei mit unsicherem Blick, sah Vianellos schweißglänzendes Gesicht, Boccheses zusammengekniffene Augen und wich einen Schritt zurück. Er bückte sich nach dem Pullover, hob ihn mit spitzen Fingern an einem Ärmel hoch und wollte ihn einfach auf die Werkbank fallen lassen. Doch da verlagerte Vianello drohend sein Gewicht, worauf der junge Mediziner sich vorbeugte und den Pullover über den Stuhl hängte. Dann griff er wieder nach seiner Tasche.

Das Trio rührte sich nicht. Schließlich wich Venturi zur Seite aus und machte einen Bogen um Bocchese. Keiner der drei würdigte seinen Abgang eines Blickes, und so sah auch niemand, wie er sich die Maske vom Gesicht riß und auf den Boden warf.

Bocchese wandte sich an die Fotografen. »Was ist, Jungs, habt ihr alles?«

»Ja, wir sind soweit fertig.«

Brunetti wollte es nicht tun, und er war sicher, daß Bocchese und Vianello ebenso davor zurückschreckten. Aber je früher sie herausfanden, was mit Tassini geschehen war, desto eher konnten sie ... Ja, was? Ihn befragen? Ins Leben zurückrufen?

Doch Brunetti verscheuchte diese Gedanken. »Ihr müßt das nicht machen«, sagte er zu den beiden an-

deren, als er vortrat und neben dem besudelten Leichnam niederkniete. Es roch stark nach Urin und Exkrementen. Wortlos trat Vianello ihm gegenüber, und Bocchese kniete sich neben ihn. Zu dritt schoben sie ihre Hände unter den Rumpf des Toten. Der Boden war heiß, und Brunettis Hand faßte in etwas Glitschiges. Der Grappa kam ihm hoch.

Langsam drehten sie den Toten auf den Rücken. Sein Gesicht war aufgedunsen, und an der Stirn, gleich unterm Haaransatz, entdeckte Brunetti eine blutige Schürfung. Der linke Arm, der unter dem Rumpf eingeklemmt gewesen war, schlug auf dem Boden auf; ein unangenehmes Geräusch, auch wenn es durch den dicken, hitzeabweisenden Handschuh und den Armschutz des Toten gedämpft wurde. Vianello und Bocchese rappelten sich auf und wankten zum Ausgang. Brunetti, der sich zwingen wollte, die Taschen des Toten zu durchsuchen, warf noch einen Blick auf ihn und ließ den Vorsatz fallen. Draußen fand er Vianello mit dem Rücken an die Mauer gelehnt und ganz grün im Gesicht; Bocchese stand vornübergebeugt, die Hände auf die Knie gestützt, am Rand des kleinen Rasenfleckens.

Sie trugen beide keine Maske mehr. Brunetti streifte die seine ab und sagte mit halbwegs normaler Stimme: »Auf der anderen Seite des Kanals gibt's eine Bar.« Er führte seine Begleiter zum Kanal hinunter, über die Brücke und weiter bis zu Francos Bar. Als sie dort ankamen, hatte Vianellos Gesicht wie-

der seine gewohnte Farbe angenommen, und Bocchese hielt die Hände in den Taschen vergraben.

Brunetti ließ sich den penetranten Nachgeschmack des Grappas als Warnung dienen und bestellte einen Kamillentee. Nach einem raschen Blickwechsel schlossen Bocchese und Vianello sich ihm an. Sie warteten schweigend, und als der Barman ihnen die drei Portionen Tee auf die Theke stellte, löffelten sie den Zucker direkt in die Kännchen und zogen mit ihren Tablettts an einen Fenstertisch.

Bocchese brach als erster das Schweigen. »Da kommt so gut wie alles in Frage«, meinte er in Anspielung auf die Todesursache.

Vianello schenkte sich ein, blies ein paarmal in den dampfenden Tee und sagte: »Er ist mit dem Kopf aufgeschlagen.«

»Oder er hat eins auf den Kopf gekriegt«, hielt Brunetti dagegen.

»Er könnte über diese Stange gestolpert sein«, warf Bocchese ein.

Brunetti erinnerte sich an die penible Ordnung, die in der Werkstatt herrschte. »Nur, wenn er sie benutzt hat. Es lag ja auch sonst nichts herum, alles war tadellos aufgeräumt. Außerdem klebte Glaspaste an der Spitze.« Brunetti machte eine Pause. »Wir können also annehmen, daß Tassini an irgendwas gearbeitet hat. Oder gerade damit anfangen wollte.« Ihm fiel ein, was Grassi über Tassini gesagt hatte: wie ungeschickt er gewesen sei und daß er nicht zum

Glasbläser getaucht habe. Was ihn aber womöglich nicht davon abgehalten hatte, es trotzdem zu versuchen.

»Vielleicht war's nur so eine Spielerei, um sich wach zu halten«, mutmaßte Bocchese.

»Er war ein Leser«, erklärte Brunetti. Und handelte sich damit ein paar scheele Blicke ein.

Vianello trank seine Tasse aus und schenkte sich aus dem Kännchen nach. »Das Glasmachen erlernt man jedenfalls nicht, indem man allein nachts in einer Werkstatt rumprobiert.«

Brunetti sah auf die Uhr; es war nach neun. Er holte sein *telefonino* heraus und tippte die Klinikdurchwahl von Dottor Rizzardi ein. Der Gerichtsmediziner war gleich selbst am Apparat.

»Ich bin's, Ettore. Ich rufe von Murano an. Ja, wir haben einen Toten.« Brunetti hörte eine Weile zu, dann sagte er: »Venturi.« Es folgte eine längere Pause auf beiden Seiten, die Brunetti mit den Worten beendete: »Ich wäre dir sehr dankbar, wenn du das übernehmen könntest.«

Vianello und Bocchese glaubten ein schwaches Echo von Rizzardis Stimme zu vernehmen, dann erklang wieder klar und deutlich Brunettis Stimme neben ihnen: »In einer Glasbläserei. Er lag vor einem der Schmelzöfen.« Wieder das Raunen aus dem *telefonino*, dann Brunettis Antwort: »Das weiß ich nicht. Möglicherweise die ganze Nacht.«

Um sich abzulenken von dem Bild, das seine eigenen Worte gerade wieder heraufbeschworen hat-

ten, ließ Brunetti den Blick über die Poster hinter der Theke schweifen. Eins zeigte die Amalfiküste: eine steile Klippenlandschaft, gesprenkelt mit bunt verstreuten Häusern, die jeden erdenklichen Halt nutzten; eigenwillige Farbenspiele, ohne Rücksicht auf Harmonie. Das Meer glitzerte in der Sonne, und weiße Yachten segelten immer noch schöneren, dem Auge des Betrachters entzogenen Stränden entgegen.

»Danke, Ettore«, sagte Brunetti und legte auf. Er erhob sich, warf einen Zehn-Euro-Schein auf die Theke, und die drei verließen die Bar.

Als sie die Brücke überquerten, legte das Ambulanzboot gerade ab. Oben in der Glashütte standen drei oder vier Arbeiter rauchend vor dem Tor und unterhielten sich leise. Von De Cal keine Spur. In der Werkstatt packten die Kriminaltechniker ihre Ausrüstung zusammen. An der Wand lehnte eine lange Eisenstange, die mit grauem Pulver eingestäubt war. Der Fußboden wirkte sehr sauber: Hatte Tassini ihn vor seinem Tod noch gefegt?

Bocchese besprach sich mit zwei seiner Männer, dann kam er zu Brunetti und Vianello zurück. »Auf der Stange, da sind ein paar brauchbare Fingerspuren«, sagte er, »und 'ne Menge verwischte Abdrücke.« Nach einer kleinen Pause ergänzte er: »Das heißt, unser Mann könnte darüber gestürzt sein.«

»Sonst noch Spuren?« erkundigte sich Brunetti.

Bevor Bocchese antworten konnte, zog einer der Kriminaltechniker etwas aus seiner Tasche und ging

damit zu der Stange. Was er in der Hand hielt, entpuppte sich, auseinandergefaltet, als einer dieser dünnen Plastikschläuche, in denen vorgebackene Baguettes abgepackt waren, nur schien dieser hier wesentlich länger. Der Mann streifte ihn über die Eisenstange, zog ihn bis zum Boden hinunter, holte dann eine Rolle Kreppband aus seiner Tasche und klebte das offene Ende zu. Als er noch aus je einem Streifen Kreppband zwei Griffe zusammengedreht und oben und unten angebracht hatte, sah das Ganze aus wie ein Futteral, das von zwei Männern getragen werden konnte, ohne den Bereich mit den Fingerabdrücken zu berühren.

»Kann nicht schaden, wenn ihr noch mal nachkontrolliert«, sagte Bocchese, und Brunetti dachte an die Strieme auf Tassinis Stirn.

Sobald der Mann mit dem Klebeband außer Hörweite war, bat Brunetti: »Haltet mich auf dem laufenden, ja?«

Bocchese antwortete mit einem Grummeln und einer ausladenden Handbewegung; dann verließen er und sein Team im Gänsemarsch die Halle. Wenige Minuten später kamen zwei von ihnen zurück und transportierten die Eisenstange ab.

»Na, dann schauen wir mal, ob wir noch was finden«, sagte Brunetti zu Vianello. Da die Spurensicherung Fußboden und vertikale Flächen sicher gründlich unter die Lupe genommen hatte, steuerte Brunetti gleich auf einen Tisch mit Glasarbeiten am hinteren Ende der Werkstatt zu.

Vianello folgte ihm, und beide blickten stumm auf eine Sammlung Delphine und den unsäglichen Tore-ro in schwarzer Kniebundhose und rotem Wams.

»*De gustibus*«, bemerkte Vianello trocken, während er die Kollektion abschritt. Hinter dem Tisch führte eine Tür in ein kleines Kabuff mit Stuhl und Feldbett. Auf dem Stuhl lag, aufgeschlagen und wie in großer Eile hingeworfen, eine Ausgabe des gestrigen *Gazzettino*. Am Kopfende des Bettes lehnte hochkant ein Kissen, in dem noch der Abdruck eines Kopfes erkennbar war.

Brunetti faßte die Zeitung an den oberen Ecken und trug sie aufs Bett hinüber. Darunter kamen zwei Bücher zum Vorschein: *Industriekrankheiten*. *Der Fluch des neuen Jahrtausends* und Dantes *Inferno*, eine eingebundene Schulausgabe, die schon ganz zerlesen war. Brunetti ließ das andere Buch zunächst unbeachtet und griff als erstes nach Dante. Die Seiten waren an den Ecken vielfach eingerissen oder vom häufigen Gebrauch verschmutzt, und beim Blättern stieß er auf zahlreiche Randnotizen. Auf dem Titelblatt hatte Tassini mit roter Tinte seinen Namen eingetragen, eine gekünstelte Signatur mit übertriebenen Schnörkeln, die sich ausufernd um den letzten i-Punkt rankten. Die Ausgabe war über zwanzig Jahre alt. Beim zweiten Durchgang stellte Brunetti fest, daß es sowohl rote wie schwarze Anmerkungen gab, wobei die in schwarzer Schrift zunehmend kleiner und unkonzentrierter erschienen.

Vianello war an ein kleines Fenster hinter dem

Kopfende des Bettes getreten, durch das man genau in den grellen Feuerschlund der Schmelzöfen sehen konnte. »Was ist das?« fragte er und deutete auf das Buch in Brunettis Händen.

»*L'Inferno*.«

»Wie passend«, sagte der Inspektor.

Brunetti nahm Tassinis Bücher mit, als er und Vianello die winzige Kammer verließen und in die Werkstatt zurückkehrten. Da eins ein Paperback und das andere ein kleinformatiges Schulbuch war, paßten sie leicht in seine Jackentaschen. Er hatte sie gerade verstaут, als De Cal durchs Tor geschossen kam und direkt auf ihn zusteuerte.

»Das Gas für die Öfen kostet mich zweitausend Euro im Monat, verdammt noch mal!« rief er, als sei dies das Fazit einer langen Erklärung, der Brunetti sich halsstarrig widersetzt hätte. »Zweitausend Euro! Wer entschädigt mich für den Verlust, wenn jetzt einen ganzen Tag die Produktion ausfällt? Diese Prachtstücke kann man nämlich nicht an- und abstellen wie ein Radio.« De Cal wies verzweifelt auf die drei Öfen, die jetzt alle offenstanden.

»Dazu kommt noch der Lohn für die Arbeiter. Den zahle ich jetzt auch umsonst. Ihre Leute sind längst weg, und Sie stehen hier bloß rum und drehen Däumchen. Genau wie meine Belegschaft, nur daß ich die dafür bezahlen muß.«

Vianello und Brunetti traten bis dicht vor ihn hin. De Cal zeterte unbeirrt weiter. »Ich hab Ihre Leute an Bord gehen sehen!« Er deutete in Richtung des Kanals. »Die sind schon auf dem Weg nach Venedig. Und ich will meinen Betrieb wieder in Gang bringen

und die Männer an die Arbeit schicken. Ich bezahle sie nicht dafür, daß sie sich die Beine in den Bauch stehen und große Reden schwingen, während das Gas für nichts und wieder nichts brennt.«

Brunetti konnte sich nicht mehr zurückhalten. »Hier ist heute früh ein Mensch ums Leben gekommen.«

De Cal hätte offenbar am liebsten ausgespuckt. »Heute früh. Gestern. Vor zwei Tagen: Was macht das für einen Unterschied? Der Mann ist nicht mehr da, basta!« De Cal konnte seine Stimme kaum noch beherrschen. »Es kostet mich einen Haufen *Geld*«, schrie er und betonte das letzte Wort besonders heftig, »die Öfen in Gang zu halten. Und meine Belegschaft bezahle ich, egal, ob sie arbeiten oder draußen rumlungern und sich einreden, Tassini wäre eigentlich doch ein netter Kerl gewesen.« De Cal rückte noch näher und starrte erst Brunetti, dann Vianello ins Gesicht, als forsche er nach dem Grund, warum die beiden etwas so Simples nicht begreifen wollten. »Ich verliere stündlich Geld!«

Brunetti und Vianello vermieden es, einander anzusehen. Endlich sagte Brunetti: »Ihre Arbeiter können jetzt wieder reinkommen, Signor De Cal.«

Ohne ein Wort des Dankes fuhr der Alte herum und stapfte hinaus. Von drinnen hörten sie, wie er einen der Männer anwies, den Rest der Belegschaft zusammenzutrommeln. Zurück an die Arbeit. *Business as usual*. Das Leben geht weiter.

Plötzlich fiel Brunetti ein, was als nächstes zu tun

war, und er erschrak bei dem Gedanken, daß er es so lange erfolgreich verdrängt hatte. Tassinis Frau, seine Familie: Jemand mußte ihnen sagen, daß ihr Leben nie mehr so sein würde wie zuvor. Daß ein furchtbares Schicksal sie getroffen und alles zerstört habe. Brunetti widerstand dem Impuls, in der Questura anzurufen und eine weibliche Beamtin anzufordern. Zwar kannte er die Witwe nicht, hatte mit der Schwiegermutter nur einmal gesprochen und war mit Tassini selbst nicht mehr als eine Viertelstunde zusammengewesen; trotzdem betrachtete er es als seine Pflicht, diese Aufgabe selbst zu übernehmen.

Er erklärte Vianello, was er vorhatte, und bat den Inspektor, noch zu bleiben, um die Arbeiter und, falls es ihm gelänge, auch De Cal zu befragen. Hatte Tassini Feinde gehabt? Wer außer ihm hätte sich nachts noch in der Werkstatt aufhalten können? War Tassini wirklich so ungeschickt gewesen, wie Grassi behauptete?

Nachdem er mit Vianello verabredet hatte, daß sie sich in der Questura wieder treffen würden, machte Brunetti sich auf den Weg zu Foas Boot, das ihn an der *riva* erwartete. Foa stand in der Kabine vor dem geöffneten Schaltkasten und umwickelte einen Draht mit Isolierband. Als er Brunetti kommen hörte, sah er auf, nickte zur Begrüßung und schob den Draht an seinen Platz zurück. Dann klappte er den Schaltkasten zu und warf den Motor an.

»Zum Arsenal-Anleger, bitte«, sagte Brunetti. Er

hatte eigentlich auch hinunter in die Kabine gewollt, doch dann spürte er die milde Morgenluft im Gesicht und blieb lieber an Deck. Obwohl er alle widerwärtigen Erinnerungen auszublenden suchte, entging ihm nicht, wie die Brise und, als der Motor auf Touren kam, der Fahrtwind an seiner Jacke, ja an all seinen Kleidungsstücken zerrten und fortbliesen, was immer ihm noch anhaften mochte.

»Haben wir's eilig, Commissario?« fragte Foa, als die Fondamenta Nuove in Sicht kamen.

Brunetti hätte ihre Fahrt gern so lange wie möglich ausgedehnt, nur um diese Nachricht nicht überbringen zu müssen. Aber er antwortete mit Ja.

»Dann werde ich nachfragen, ob wir durchs Arsenale können«, sagte Foa, nahm sein *telefonino* und wählte eine gespeicherte Nummer. Nach einem kurzen Wortwechsel steckte er das Handy in die Tasche, wendete in scharfem Bogen erst nach links, dann nach rechts und fuhr, unter der Fußgängerbrücke entlang, direkt durchs Zentrum des Arsenale.

Wie lange war es her, daß die Linie fünf alle zehn Minuten diese Route genommen hatte? Normalerweise hätte Brunetti sich am Anblick der alten Werft, die einst den Aufstieg Venedigs zur Weltmacht beflügelt hatte, erfreut, doch jetzt konnte er an kaum etwas anderes denken als an den reinigenden Wind.

Foa steuerte einen der Wassertaxiplätze neben dem Arsenale-Anleger an. Brunetti sprang an Land, winkte dem Bootsführer dankend zu, gab ihm aber

keine weiteren Anweisungen: Ob Foa zur Questura zurückkehrte, eine Spritztour machte oder fischen ging – Brunetti war es einerlei.

Auf dem Weg zur Via Garibaldi versagte er sich bei jeder Bar, an der er vorbeikam, den Wunsch, auf einen Kaffee, ein Glas Wasser einzukehren. Es ging schon auf elf Uhr zu, als er bei den Tassinis läutete. »Wer ...«, glaubte er eine Frauenstimme zu vernehmen, die sogleich vom explosionsartigen Knistern der defekten Gegensprechanlage übertönt wurde. »Giorgio?« fragte dieselbe Stimme in hoffnungsvollem Ton.

Statt zu antworten, klingelte Brunetti wieder, und diesmal sprang die Tür auf.

Im Treppenhaus hörte er flinke Schritte über sich, und als er die letzte Kehre nahm, stand auf dem Absatz über ihm eine Frau. Sie war größer als ihre Mutter, hatte jedoch die gleichen grünen Augen. Das Haar, das ihr bis über die Schultern fiel, war stark von grauen Strähnen durchzogen, was sie älter machte, als sie war. Sie trug flache Schuhe, einen braunen Rock und eine beige-farbene Strickjacke, die sie der Wärme halber, doch auch wie zum Schutz, vor der Brust zusammenhielt.

»Was gibt's denn?« fragte sie, als sie den Mann auf der Treppe sah. »Was ist passiert? Was ...?« Ihre Stimme versagte, als ob schon sein Anblick – oder, dachte Brunetti für einen kurzen, entsetzlichen Moment, sein Geruch – alle Hoffnung zunichte mache.

Bestrebt, keine mitleidige Miene zur Schau zu tra-

gen, nahm Brunetti die letzten Stufen. »Signora Tas-sini?«

»Was ist mit ihm?« stammelte sie.

Hinter ihr erklang eine Frauenstimme, die Brunetti nicht gleich erkannte: »Was ist denn los?« Erst bei dem Satz: »Komm schon rauf, Sonia« erinnerte er sich wieder. Im nächsten Moment hörte man sie noch drängender rufen: »Sonia, so komm doch, Emma weint!«

Hin und her gerissen zwischen der bedrohlichen Vorahnung, warum Brunetti gekommen war, und dem mahnenden Appell an ihren mütterlichen Instinkt, machte die Frau schließlich kehrt und lief die Treppe hinauf. Doch bevor sie zur Tür gelangte und in der Wohnung verschwand, sah sie sich noch zweimal nach Brunetti um.

Ihre Mutter fing ihn vor der Tür ab. »Was ist los?« fragte sie in gebieterischem Ton.

»Es hat einen Unfall gegeben in der *fornace*.« Brunetti entschied sich für diese Version, obgleich er ebensowenig an einen Unfall glaubte wie an die Wiederkunft Christi.

Die grünen Augen durchbohrten ihn, und er wunderte sich, wie er die wache Klugheit in ihrem Blick hatte unterschätzen können. »Er ist tot, nicht wahr?« fragte die alte Frau.

Brunetti nickte. Aus der Wohnung hörte man die Stimme ihrer Tochter, die in einem Gemisch aus Worten und zärtlichen Lauten ihr eigenes Töchterchen besänftigte.

»Was ist passiert?« fragte die Großmutter mit gedämpfter Stimme.

»Das wissen wir noch nicht.« Brunetti sah keinen Grund, ihr etwas vorzulügen. »Er ist nachts in der Werkstatt zusammengebrochen und wurde erst heute früh gefunden.« Das war zwar keine Lüge, aber längst nicht die ganze Wahrheit.

»Wie konnte das geschehen?« fragte sie.

»Auch das wissen wir noch nicht, Signora. Doch die Obduktion wird uns hoffentlich darüber Aufschluß geben«, sagte Brunetti, so als sei dies ein ganz normaler Vorgang.

»*Maria santissima!*« flüsterte sie und zog eine zerdrückte Packung Nazionale aus der Tasche. Brunetti blieb gerade noch Zeit, die in großen Lettern aufgedruckte Todeswarnung zu lesen, bevor die Frau sich eine Zigarette angezündet und das Päckchen wieder eingesteckt hatte. »Gehen Sie schon rein«, sagte sie. »Ich komme nach, wenn ich die aufgeraucht habe.«

Brunetti ging um sie herum und betrat die Wohnung. Tassinis Frau saß auf dem abgenutzten Sofa und wiegte das greinende Kind in den Armen. Lächelnd beugte sie sich über das kleine Mädchen und bedeckte sein Gesicht mit Küssen.

Der Junge war nirgends zu sehen, doch aus dem hinteren Teil der Wohnung hörte Brunetti eine Art Singsang.

Er trat ans Fenster, zog die Gardine zurück und blickte hinüber zu dem Haus auf der anderen Stra-

ßenseite. Er sah Ziegel und Fenster und dachte an gar nichts.

Daß die alte Frau wieder hereingekommen war, merkte er erst, als er ihre Stimme hörte. »Ich glaube, Sie sollten es ihr sagen, Commissario.« Als Brunetti sich umdrehte, saß sie neben ihrer Tochter auf dem Sofa.

»Es tut mir leid, Signora«, begann er. »Aber ich habe schlechte Nachrichten. Die schlimmsten.« Sonia Tassini hob den Kopf, sagte aber nichts. Sie saß da, schaute ihn an und wartete auf diese schlimmste Nachricht, deren Inhalt sie doch vermutlich schon erraten hatte.

»Ihr Mann«, begann Brunetti von neuem und wußte nicht, wie er es formulieren sollte. »Ein Kollege hat heute morgen, als er zur Arbeit kam, Ihren Mann gefunden. Er war tot.«

Bevor er sehen konnte, wie sie es aufnahm, verbarg Sonia ihr Gesicht am Hals des Kindes, das sich inzwischen beruhigt hatte und offenbar gerade eingeschlafen war. Als Signora Tassini wieder aufsaß, fragte sie: »Was ist passiert?«

»Das wissen wir noch nicht, Signora.« Er wußte nicht, wie er die Ärmste trösten sollte, und wünschte, ihre Mutter würde etwas sagen oder tun, aber beide Frauen saßen stumm und reglos.

Das Kind gluckste im Schlaf, und Sonia legte ihm die Hand auf die Brust. »Er hat's gewußt.« Sie sprach ebenso zu dem Kind wie zu Brunetti.

»Was wußte er, Signora?«

»Daß etwas passieren würde.« Nach diesen Worten schaute sie Brunetti erwartungsvoll an.

»Was hat er Ihnen erzählt, Signora?« Als sie keine Antwort gab, hakte er nach: »Daß ihm etwas zustoßen würde?«

Sonia schüttelte den Kopf. »Nein, nur daß er bestimmte Dinge ans Licht gebracht habe und das Wissen darum gefährlich sei.« Ihre Mutter nickte bestätigend; offenbar hatte auch sie Tassini über diese Dinge reden hören.

»Hat er gesagt, worin die Gefahr bestand, Signora? Oder Ihnen anvertraut, was er wußte?« Da beide Frauen eisern schwiegen, forschte Brunetti weiter. »Oder hat er Ihnen verraten, woher die Gefahr drohte?«

Die alte Frau richtete den Blick auf ihre Tochter: Wieviel von der Last seines Geheimnisses hatte Tassini ihr aufgebürdet? Aber Sonia schüttelte den Kopf. »Nein, er hat mir nichts gesagt. Nur, daß er gewisse Dinge aufgedeckt habe und dadurch in Gefahr sei.«

Brunetti dachte an die Recherchen, auf die Tassini sich bei ihrem Treffen berufen hatte. »Als ich mit Ihrem Mann sprach, Signora ...«, begann er, gespannt, ob sie das überraschen würde. Da sie keine Regung zeigte, fuhr er fort: »Ihr Mann erwähnte eine Akte, in der all seine Informationen zusammengetragen seien. Es war von wichtigen Dokumenten die Rede.« Ihr Blick blieb fest auf Brunetti geheftet: Die Akte war jedenfalls keine Überraschung für sie.

»Ich würde diese Dokumente gern einsehen. Vielleicht helfen sie uns herauszufinden, was passiert ist.«

»Giorgio ist tot – das ist passiert!« fuhr Sonias Mutter auf. »Da helfen seine Papiere auch nicht mehr.«

Brunetti versuchte gar nicht erst, ihr zu widersprechen. »Vielleicht könnten sie mir bei meinen Ermittlungen helfen«, sagte er nur.

Signora Tassini wandte sich zu ihrer Mutter und legte ihr das schlafende Mädchen in den Schoß. Dann stand sie auf und ging so selbstverständlich hinaus, als wolle sie nur eben nach dem anderen Kind schauen.

Und wirklich hörte Brunetti sie im hinteren Zimmer ruhig und beschwichtigend auf ihren Sohn einreden. Doch als sie einige Minuten später zurückkam, hielt sie einen großen braunen Umschlag in der Hand. Den reichte sie Brunetti mit den Worten: »Ich glaube, das ist alles, was ich für Sie tun möchte. Und nun bitte ich Sie zu gehen.«

Ohne ein Wort des Dankes an eine der beiden Frauen trat Brunetti vor, nahm den Umschlag entgegen und verließ die Wohnung.

Sobald er auf der Straße stand, öffnete Brunetti das braune Kuvert. Er wußte selbst nicht, was er erwartet hatte, bestimmt aber mehr als drei mit Zahlen beschriebene Blätter. Auf dem ersten standen ganz oben die Buchstaben VR und DC, letzteres offenkundig die Abkürzung für De Cal. Darunter fanden sich zwei ellenlange Zahlen: 200973962 und 100982915: Geldbeträge ohne Punkt und Komma? Oder vielleicht Bankkonten? Telefonnummern? Auf dem zweiten Blatt standen vier Zahlen, beginnend jeweils mit römischen Ziffern, denen, getrennt durch einen Schrägstrich, arabische folgten. Zuerst tippte Brunetti auf Daten in der Reihenfolge Monat/Tag, aber eine der zweiten Ziffern war höher als 31, womit auch diese Möglichkeit ausschied. Das dritte Blatt wies drei Zahlenpaare auf. Deren erstes lautete $45^{\circ}27'60''$ und $12^{\circ}20'90''$; die übrigen waren, bis auf die letzten Ziffern, fast identisch. Wegen des Gradzeichens hielt Brunetti dieses Blatt zunächst für ein Protokoll der hohen und niederen Temperaturen von einem der Schmelzöfen oder vielleicht auch von allen dreien. Doch nein, dafür waren die Ziffern viel zu niedrig. Bei Kreuzworträtseln hatte Brunetti sich nie hervorgetan, und Denksportaufgaben langweilten ihn. Er war schon auf dem Weg zur Questura, als er am Fuß des Ponte dei Greci plötzlich erschrocken feststellte,

daß er ganz die Zeit vergessen hatte. Seine Uhr zeigte halb eins, und er rief sofort Paola an, um ihr zu sagen, daß er nicht vor dem Abend zu Hause sein würde. Sie reagierte mehr auf seinen Ton als auf die Nachricht und bat ihn, wenigstens eine Kleinigkeit zu essen und wenn möglich nicht zu spät zu kommen.

Brunetti genehmigte sich in der Bar an der Brücke ein Panino und ein Glas Mineralwasser und bestellte, da sein Magen vernehmlich knurrte, noch ein zweites Panino. Als er satt war – nicht zufrieden, aber gesättigt –, setzte er seinen Weg an der *riva* entlang fort. Die Polizeibarkasse lag vor der Questura vertäut, von Foa war jedoch weit und breit nichts zu sehen.

Der Posten am Eingang meldete, Vianello sei noch nicht zurück. Brunetti trug ihm auf, den Inspektor, sobald er käme, zu ihm zu schicken, und begab sich als erstes in Boccheses Labor.

Der Kriminaltechniker blickte dem Eintretenden entgegen, wandte sich aber gleich wieder der Versuchsanordnung auf seinem Arbeitstisch zu. Dort war mittels zweier Holzkeile die Eisenstange aus De Cals Werkstatt etwa zehn Zentimeter über der Tischplatte aufgebockt.

»Schon was gefunden?« fragte Brunetti und deutete mit dem Kinn nach der Stange.

Bocchese, der gerade eine Schere schliff, sah von seiner Arbeit auf und sagte: »Am Griffende waren haufenweise Fingerspuren des Toten. Darunter habe ich Teilabdrücke sichergestellt, aber unser Mann hat die Stange offenbar so lange in der Hand gehalten,

daß seine Spuren alle anderen verwischt oder überlagert haben.«

Brunetti fixierte die Stange, als wolle er mit bloßem Auge irgendein Indiz ausmachen. An der Spitze klebte ein Glasklumpchen, das aussah wie eine Schildkröte: unten flach, oben gewölbt. »Was mag da passiert sein?« Brunetti war klug genug, Bocchese nicht direkt um seine Einschätzung des Tathergangs zu bitten, denn solche Fragen beantwortete Bocchese grundsätzlich nicht: Vielleicht verbot er sich derartige Spekulationen ganz einfach.

Bocchese deutete mit der Schere auf die vermeintliche Schildkröte und sagte: »Er könnte sich als Glasbläser versucht haben. Der Schmelzofen, vor dem er lag, hatte eine viel höhere Temperatur als die übrigen, weil darin die Glasmasse für den nächsten Tag aufbereitet wurde. Unser Mann war ganz allein in der Werkstatt, also hat er vielleicht auf eigene Faust was ausprobiert. Daß der Glasklumpen hier unten so abgeplattet ist, könnte bedeuten, die Stange ist ihm aus der Hand gefallen.«

»Sind äußere Einwirkungen denkbar?« fragte Brunetti.

»Hör zu, Guido, ich kann dir die Beweislage aufzeigen. Wie sie zustande kam, das mußt du schon selber rausfinden.«

Ohne darauf einzugehen, forschte Brunetti weiter: »Hattest du schon Gelegenheit, dir die Leiche anzusehen?«

»Der Mann hat eine Schürfung an der Stirn. Könnte

te er sich beim Sturz zugezogen haben. Möglich, daß er mit dem Kopf gegen die Ofentür geprallt ist.«

»Irgendwelche Spuren an der Tür?«

Bocchese nahm ein Blatt des *Gazzettino*, mit dem er die Tischplatte abgedeckt hatte, zur Hand und teilte es mit sechs zügigen Schnitten in zwei Hälften. Während die eine auf den Tisch flatterte, sagte er: »Die Temperatur im Ofengehäuse betrug die ganze Nacht hindurch fast 1400 Grad. An der Öffnung war sie zwar etwas niedriger, aber immer noch hoch genug, um sämtliche Spuren zu vernichten.«

»Und am Boden?« fragte Brunetti. »Oder an der Leiche?«

Bocchese schüttelte den Kopf. »Nichts. Und die Halle war blitzsauber gekehrt.« Er machte sich mit seiner Schere über den Rest der Zeitung her. »Gehörte ja wohl zu seinem Job: ausfegen.«

»Die Sache schmeckt dir nicht, oder?« fragte Brunetti.

Bocchese zuckte mit den Schultern. »Ich vermesse und tabellarisiere, Guido. Fürs Gefühligke bist du zuständig.«

Brunetti quittierte dies mit einer Handbewegung, dankte und wandte sich zum Gehen. Da hörte er hinter sich Bocchese sagen: »Aber du hast recht, es schmeckt mir nicht.«

Oben in seinem Büro breitete Brunetti die drei Blätter mit Tassinis Notizen auf seinem Schreibtisch aus und brütete, das Kinn in die Hand gestützt, über

den rätselhaften Zahlen. Nach zwanzig Minuten stand er auf und trat ans Fenster, doch auch der Perspektivenwechsel brachte ihn der Lösung um keinen Schritt näher.

Also rief er sich sein Gespräch mit Tassini ins Gedächtnis. Und je länger er darüber nachdachte, desto merkwürdiger wollte ihm Tassinis Betragen erscheinen. Der Mann hatte sehr geheimnisvoll getan mit seinem Wissen – so als müsse er es tunlichst für sich behalten –, zugleich aber durchblicken lassen, daß seine Informationen von großer Tragweite seien. Er lese sehr viel, hatte Tassini gesagt, und daß er seine Entdeckungen aufgezeichnet habe. Große Geister hätten ihm die Augen geöffnet, doch er hatte nicht verraten, für was. Genausowenig wie den Grund dafür, warum De Cal seinen Schwiegersohn um jeden Preis von der *fornace* fernhalten wollte.

Tassini hatte behauptet, er werde in Kürze endgültige Beweise vorlegen können – aber Beweise wofür? Nun war der Mann tot, und seine Frau beteuerte, er hätte vor etwas Angst gehabt.

Brunetti setzte sich wieder hinter den Schreibtisch und starrte die Zahlen an.

So fand ihn Signorina Elettra, als sie einige Zeit später mit einem einzelnen Blatt Papier in der Hand hereinkam. »Commissario«, rief sie erschrocken, als er sie aus kummervollen Augen ansah, »was ist denn passiert?« Da er nicht antwortete, setzte sie mit leiser Stimme hinzu: »Ich habe von dem armen Mann gehört. Es tut mir so leid.«

»Er war zu jung zum Sterben«, hörte Brunetti sich zu seinem eigenen Erstaunen sagen. Nach kurzer Pause fuhr er fort: »Ich versuche gerade etwas auszutüfteln.« Erst als er ihren verwirrten Blick auffing, konzentrierte er sich auf sie und fragte: »Was gibt's denn?«

»Ich habe ein bißchen recherchiert und bin auf etwas gestoßen, das Sie interessieren dürfte: hier, das Carabinieri-Protokoll.« Und auf seine verständnislose Miene hin ergänzte sie: »Über einen Auftritt Tassinis.«

Brunetti bat sie, Platz zu nehmen. Elettra setzte sich, legte das Blatt Papier auf den Schreibtisch und begann: »Dies ist eine Kopie des Protokolls. Viel steht allerdings nicht drin. Aber ich habe mit ein paar Leuten gesprochen, und dabei ist schon mehr herausgekommen.«

»Also dann«, sagte Brunetti, »erzählen Sie.«

Elettra deutete auf das Blatt Papier. »Ein Freund bei den Carabinieri hat mir das aus ihrer Akte kopiert. Vor einem Jahr ist Tassini auf der Kommandantur an der Riva degli Schiavoni vorstellig geworden und wollte seinen Chef anzeigen, wegen Gefährdung am Arbeitsplatz. Aber der Maresciallo meinte, seine Beweise reichten nicht aus, und empfahl ihm, sich einen Anwalt zu nehmen und ein Zivilverfahren anzustreben. Sofern er auf seiner Klage bestehe. Die Carabinieri lehnten es ab, seine Anzeige offiziell zu Protokoll zu nehmen.«

»Und Tassini?« fragte Brunetti. »Hat er sich einen Rechtsbeistand genommen?«

»Das weiß ich nicht. In dem Protokoll hier steht nichts darüber, und zu uns ist Tassini nie gekommen. Soll ich der Sache weiter nachgehen?«

Brunetti schüttelte den Kopf. Anwälte konnten Tassini jetzt auch nicht mehr helfen. »Sonst noch was?« fragte er.

»Die Fornace De Cal, Commissario. Ich habe mich umgehört, und es heißt, der Verkauf des Betriebs sei so gut wie beschlossen.«

»Von wem haben Sie das erfahren?«

»Durch einen Freund«, antwortete sie. Und das war's. Wenn irgend möglich, weigerte Elettra sich ebenso standhaft wie er, eine Quelle preiszugeben.

»Hört man auch schon was über einen potentiellen Käufer?«

»Da die Chinesen es noch nicht auf unser Glas abgesehen haben«, begann Elettra in dem ironischen Ton, mit dem sie sich über diese umtriebige Enklave Venedigs zu äußern pflegte, »wird vorerst nur ein Name gehandelt, nämlich der von Gianluca Fasano. Ihm gehört die Manufaktur gleich nebenan. Mein Freund sagt, De Cals Ofen seien sehr viel moderner als die seinen.«

»Demnach will Fasano also in der Glasherstellung bleiben?« fragte Brunetti, eingedenk der Gerüchte über Fasanos politische Ambitionen.

»Was ist venezianischer als Muranoglas?« fragte Elettra zurück, und Brunetti stellte überrascht fest,

daß sie es ernst meinte. »Damit könnte er beweisen, daß er aufrichtig bemüht ist, die Stadt wieder zum Leben zu erwecken.« Solch feierliche Töne hörte man von Signorina Elettra normalerweise nur mit einer gehörigen Portion Spott verbrämt. Doch diesmal lagen die Dinge anders. »Für uns, wohlge-merkt«, setzte sie hinzu. »Für die Venezianer.«

»Heißt das, Sie glauben ihm?« fragte Brunetti.
»Obwohl er in die Politik gehen will?«

Mit Rücksicht auf seine Skepsis dämpfte sie ihre Begeisterung und beschränkte sich auf den Hinweis: »Fasano ist Präsident des Glasbläserverbandes – das ist ja wohl kaum ein politisches Amt.«

»Aber ein gutes Sprungbrett«, entgegnete Brunetti ruhig und sachlich. »Er könnte in Murano starten und sich nach Venedig vorarbeiten. Wie Sie richtig sagten: Was ist venezianischer als Muranoglas?« Und ihr Schweigen als Zustimmung wertend, fragte er: »Was hat er denn sonst noch für Pläne zur Wiederbelebung der Stadt?«

»Es sollte kein Wohneigentum mehr an fremde Zuzügler verkauft werden« – und bevor Brunetti etwas einwenden oder das EU-Recht zitieren konnte, fuhr sie fort –, »außer man würde eine saftige Steuer für Nichtansässige erheben.« Als Brunetti sich nicht dazu äußerte, fügte Elettra hinzu: »Fasano sagt, wenn die Fremden unbedingt hier wohnen wollen, dann sollen sie sich das auch was kosten lassen.«

»Sonst noch was?« fragte Brunetti ausdruckslos.

»Weil die Stadt doch dauernd über leere Kassen

klagt, hat Fasano vorgeschlagen, die Einnahmen des Casinos öffentlich zu machen, damit die Bürger erfahren, wieviel an Gehältern ausbezahlt wird und wer in deren Genuß kommt, und was die Restaurant- und Barbetreiber an Miete zahlen. Ach ja, und wer die Konzessionen für diese Betriebe hält.« Das hörte sich auch für Brunetti äußerst vernünftig an, und er ermunterte Elettra mit einem Kopfnicken fortzufahren. »Fasano will erreichen, daß die Stadt beziehungsweise die Region sich wieder wie früher mit vierzig Prozent an den Gaspreisen für die Öfen auf Murano beteiligt. Weil andernfalls schon in wenigen Jahren sehr viele Arbeitsplätze auf der Insel verloren gingen.«

Als Brunetti darauf nichts erwiderte, fügte Elettra hinzu: »Und er sorgt sich um das Schicksal der Lagune, wegen all der giftigen Abwässer aus Marghera. Fasano kritisiert, daß viel zu wenig Bußgelder verhängt werden.«

»Er will also die Großindustrie ausbremsen?« Eine Formulierung, die Brunetti umgehend leid tat.

»Oder die Lagune retten«, entgegnete Elettra, »kommt ganz auf den Standpunkt an.«

»Hat er denn irgendeine Partei hinter sich?« fragte Brunetti.

»Die Grünen schätzen ihn, obwohl er nicht für sie kandidiert. Ich könnte mir vorstellen, daß er sich ein Beispiel an Di Pietro nehmen und seine eigene Partei gründen wird. Aber das ist nur eine Vermutung.«

»Na, hoffentlich hat er dann mehr Glück«, sagte

Brunetti in Anspielung auf Di Pietros seinerzeitige Wahlschlappe.

»Hier bitte, das Protokoll, Commissario.« Damit schob Signorina Elettra das Blatt ein Stück weiter über den Schreibtisch. Es war nicht das erste Mal, daß sie sich mit einem solch brüsken Themenwechsel gegen eine politische Diskussion verwahrte. Diesmal jedoch überraschte sie Brunetti mit dem Nachsatz: »Ich bin mir nicht sicher, ob wir einer Meinung sind, was den gebotenen Schutz für die Lagune betrifft, Commissario.« Sie stand auf und wandte sich zum Gehen.

»Haben Sie vielen Dank« war alles, was Brunetti hervorbrachte, als er das Protokoll an sich nahm. Die steife Förmlichkeit, ja Mißbilligung, die das Gespräch so jäh überschattet hatte, hielt ihn davon ab, ihr Tassinis Notizen zu zeigen; sie wiederum machte sich nicht die Mühe zu fragen, ob sie sonst noch etwas für ihn tun könne.

Allein geblieben, stellte Brunetti, einem Seuchenexperten vergleichbar, Betrachtungen darüber an, wen der Ökovirus nach Elettra und Vianello nun wohl als nächstes infizieren würde. Eine Vorstellung, die sich für einen Moment seiner Phantasie bemächtigte; wie hoch war wohl das Ansteckungsrisiko für ihn, der doch so eng mit beiden zusammenarbeitete, und wann würden sich die ersten Symptome bemerkbar machen?

Eigentlich war Brunetti ja überzeugt, daß er sich stärker für Umwelt und ökologische Zukunft einsetzte als der Normalbürger – nur ein Holzklötz wäre gegen die ständigen Appelle seiner Kinder immun gewesen –, aber den hohen Ansprüchen seiner beiden Kollegen genügte er offenbar noch lange nicht. Bloß, wenn es ihnen wirklich so ernst war mit ihrem Engagement: Warum arbeiteten Vianello und Signorina Elettra dann bei der Polizei anstatt für irgendeine Umweltschutzbehörde?

Was das betraf, warum blieb überhaupt noch einer von ihnen im Polizeidienst? Im Fall Brunetti und Vianello konnte man es noch am ehesten verstehen, denn sie waren seit Jahrzehnten dabei. Aber was bewog einen aufgeweckten und ehrgeizigen jungen Mann wie Pucetti, Uniform zu tragen und zum Erhalt der öffentlichen Ordnung bei Tag und Nacht

durch die Straßen der Stadt zu patrouillieren? Noch rätselhafter und unerklärlicher verhielt es sich mit Signorina Elettra. Über die er mit Paola übrigens schon lange nicht mehr diskutierte, was weniger an Paola lag als daran, wie es für seine Ohren klang, eine Frau, die nicht die eigene war, zu rühmen oder solch neugierige Betrachtungen über sie anzustellen. Wie lange war sie nun schon in der Questura? Fünf Jahre? Sechs? Brunetti mußte sich eingestehen, daß er heute kaum mehr über sie wußte als zu Anfang: nämlich daß er sich auf ihre Fähigkeiten ebenso verlassen konnte wie auf ihre Diskretion und daß die Spöttermiene, die sie angesichts menschlicher Schwächen aufsetzte, eben nur eine Maske war.

Brunetti legte die Füße auf den Tisch, verschränkte die Hände hinterm Kopf und lehnte sich in seinem Sessel zurück. Während seine Augen blicklos durch den Raum schweiften, rief er sich in Erinnerung, was alles passiert war, seit Vianello ihn gebeten hatte, mit nach Mestre zu kommen. Wie die Perlen eines Rosenkranzes ließ er Ereignisse vorbeigleiten, alle in sich abgeschlossen und doch auch eins zum anderen führend, bis hin zu Tassinis Leiche vor dem brennenden Schmelzofen.

Abgesehen von den zwei Panini in der Bar hatte Brunetti den ganzen Tag nichts zu sich genommen, was ihn jetzt reute. Denn die Sandwiches hatten seinen Appetit, statt ihn zu stillen, eher noch angeregt. Inzwischen aber war es einerseits zu spät, um in einem Restaurant noch eine Mahlzeit zu bekommen,

und andererseits zu früh, um zum Abendessen nach Hause zu gehen.

Brunetti beugte sich vor, griff nach Tassinis Notizen und ließ die Blätter, nachdem er sie durchgesehen hatte, eins nach dem anderen wieder auf die Schreibtischplatte niedersegeln. Sein linkes Knie wurde langsam steif, und um es abwinkeln und entlasten zu können, schlug er die Beine übereinander. Als er sich dazu im Sessel hochstemmte, stieß eins der Bücher in seinen Taschen gegen die Lehne, was sie Brunetti wieder in Erinnerung brachte.

Er holte die beiden Bände hervor, warf einen Blick auf den Öko-Angstmacher und legte ihn wieder beiseite. Übrig blieb Dante, ein alter Freund, auch wenn er seit mehr als einem Jahr keinen Kontakt zu ihm gehabt hatte. Da Brunetti von Natur aus optimistisch war, hätte er das *Purgatorio* vorgezogen, das zumindest ein wenig Hoffnung durchschimmern ließ. Aber mit den *Industriekrankheiten* als einziger Alternative wählte er dann doch die lichtlose Hölle.

Wie es ihm im Lauf der Jahre zur Gewohnheit geworden war, öffnete er das Buch aufs Geratewohl. Andere Menschen mochten so mit religiösen Texten verfahren und es dem Schicksal überlassen, welche neue Erleuchtung ihnen zuteil wurde.

An der Stelle, die Brunetti aufgeschlagen hatte, ließ der eben erst zur Hölle hinabgestiegene und noch mitleidsfähige Dante den Florentiner Cavalcante wissen, daß sein Sohn noch am Leben sei, be-

vor er seinem Führer tiefer in den Abgrund folgte, schon jetzt angewidert von dem Gestank. Brunetti blätterte rasch weiter und stieß auf den Dieb Vanni Fucci, der seine Beichte mit einer obszönen Gebärde gegen Gott beschließt. Wieder überschlug Brunetti ein gutes Stück, bis er zu dem Landesverräter Bocca kam, dem Dante mit dem Fuß ins Gesicht stößt, ja, ihm sogar ein Büschel Haare ausreißt. Die verdiente Strafe für so einen Abtrünnigen erfüllte Brunetti mit flüchtiger Genugtuung.

Dann blätterte er zurück zu einer der Stellen, die Tassini mit Anmerkungen versehen hatte. In Canto XIV. waren es der sengende Sand, der blutige Fluß und der feurige Regen, diese ganze groteske Parodie der Natur, die Dante so passend schien für jene, die sich gegen sie versündigt hatten: Wucherer und Sodomiten. Brunetti folgte Dante und Vergil, als sie durch einen glühenden Flockenwirbel in den siebten Höllenkreis hinabstiegen. Unter den Schatten, die ihnen dort begegnen, war einer, an den er sich erinnerte: Brunetto Latini, Dantes verehrter Lehrer. Obwohl er die folgenden Passagen nie besonders gemocht hatte – die Hymne auf Dantes Genie, das der Dichter Ser Benedetto in den Mund legt, und die Bloßstellung offizieller Würdenträger –, las Brunetti weiter bis zum Ende des nächsten Gesangs. Von dort kehrte er zurück zu zwei Stellen, die Tassini dick mit Rotstift unterstrichen hatte:

»... ein Gefilde, das jedes Grün aus seinem Schoß verbannte ... wo ein kleiner Fluß gesprungen

kommt aus jenem Walde, so rot, daß mich jetzt noch davor schaudert.« Am Rand hatte Tassini vermerkt: »Kein Grün. Kein Leben. Nichts.« Und darunter, in schwarzer Tinte: »Der *graue* Fluß.«

Wieder überschlug Brunetti einige Seiten und kam zu den Heuchlern. Er erkannte sie an ihren wallenden Mänteln, deren Schnitt den Kutten der Clunyazensermönche nachempfunden war: von außen goldgleißend, daß es blendet, innen jedoch mit schwerem, stumpfem Blei gefüttert, Symbole ihrer Sünden, unter deren Last sie sich zur Buße dahinschleppen müssen bis ans Ende aller Tage.

Die Verse, die ihre Mäntel beschrieben, waren grün umrandet und durch eine gestrichelte Linie mit einem Ausspruch Vergils auf der gegenüberliegenden Seite verbunden: »Wenn ich auch ein Spiegel war aus bleiernem Glas, würd ich von außen doch dein Bild nicht schneller erfassen.«

Das Schrillen des Telefons holte Brunetti aus der Hölle zurück. Er ließ seinen Stuhl nach vorn kippen, hob ab und meldete sich mit Namen.

»Ich wollte mal wieder von mir hören lassen«, sagte Elio Pelusso. Brunettis ehemaliger Klassenkamerad, der seit neuestem in der Nachrichtenredaktion des *Gazzettino* arbeitete, hatte sich in der Vergangenheit als nützliche Informationsquelle bewährt. Warum er ihn gerade jetzt anrief, war Brunetti schleierhaft, das heißt, er konnte sich nicht erklären, welche Gefälligkeit Elio ihm abluchsen wollte.

»Ach ja?« gab Brunetti zurück. »Schön, deine Stimme zu hören.«

Pelusso lachte lauthals. »Was ist, habt ihr alle ein Sensibilitätstraining absolvieren müssen, um besser mit der Presse klarzukommen?«

»Merkt man das so deutlich?« fragte Brunetti.

»Ein Polizist, der behauptet, er würde sich freuen, meine Stimme zu hören, verursacht mir Gänsehaut.«

»Und wenn es ein Freund zu dir sagt?« konterte Brunetti und gab sich gekränkt.

»Das ist was anderes«, versetzte Pelusso in herzlicherem Ton. »Was ist, soll ich noch mal anrufen, damit wir von vorn anfangen können?«

Jetzt lachte auch Brunetti. »Nein, Elio, nicht nötig. Sag mir einfach, was du wissen möchtest.«

»Gar nichts, mein Freund: Diesmal habe ich was für dich.«

Brunetti verkniff sich die Bemerkung, daß er sich das Datum notieren würde, um es ja nicht zu vergessen, und sagte nur: »Ach, nein? Ich höre.«

»Mir ist zugetragen worden, daß dein Chef sich von einem gewissen Gianluca Fasano einen Floh hat ins Ohr setzen lassen.«

»So? Und was für einen?«

»Die Sorte, mit denen Leute hausieren gehen, die's nicht mögen, wenn man ihre Freunde zu sehr unter die Lupe nimmt.«

»Ich gehe wohl recht in der Annahme, daß du mir deinen Zuträger nicht nennen willst?« fragte Brunetti.

»Richtig geraten.«

»Ist er denn verlässlich?«

»Oh, ja.«

Brunetti überlegte eine Weile. Der Kellner! Entweder er oder Navarro. Er versuchte es mit einem Köder: »Ich hatte übrigens grade in einer Glasbläserei gleich neben Fasano zu tun.«

»Bei De Cal?« fragte der Reporter.

»Ja. Du kennst ihn?«

»Gut genug, um zu wissen, daß er ein Gauner ist. Abgesehen davon ein schwerkranker Mann.«

»Was heißt schwer krank?« hakte Brunetti nach.
»Und woher weißt du das?«

»Im Lauf der Jahre bin ich ihm ein paarmal begegnet. Und dann kam neulich ein Freund von mir in die Klinik, und als ich ihn besuchte, lag De Cal auf demselben Zimmer.«

»Und?« drängte Brunetti.

»Ach, du weißt ja, wie diese Onkologen sind«, entgegnete Pelusso. »Die sagen einem Patienten nie, was der ihrer Ansicht nach sowieso nicht hören will. Aber mein Freund hat oft genug das Wort ›Bauchspeicheldrüse‹ aufgeschnappt, um sich einen Reim darauf zu machen.«

»Wie lange ist das her?«

»Etwa einen Monat. De Cal war nicht zur Behandlung dort, sondern nur für irgendwelche Testreihen. Trotzdem hat man ihn zwei Tage dabegehalten, und die reichten schon, um ihn meinem Freund genauso verhaßt zu machen, wie De Cal seinen Schwiegersohn zu hassen scheint.« Und dann, wohl

weil er das Gefühl hatte, so langsam sei für seine Informationen eine Gegenleistung fällig, fragte Pelusso: »Was hast du eigentlich für ein Interesse an Fasano?«

»Bisher eigentlich gar keins. Aber das dürfte sich jetzt ändern.«

»Und wie steht's mit De Cal?«

»Der hat den Mann einer Bekannten bedroht.«

»Paßt zu ihm«, bemerkte Pelusso lakonisch.

»Sonst noch was?« fragte Brunetti, wohl wissend, daß das unbescheiden war.

»Nein.«

»Dann danke für den Anruf«, sagte Brunetti. »Ich muß das erst mal in Ruhe durchdenken.«

»All mein Sinnen und Trachten zielt darauf, Polizei und Justiz behilflich zu sein«, antwortete Pelusso in salbungsvollem Ton. Und legte auf, sobald er den erwarteten Lacher hörte.

Mit dem aufgeschlagenen *Inferno* im Schoß überlegte Brunetti, wohin Dante wohl jemanden wie De Cal verbannt hätte. Unter die Diebe? Nein, es gab keinerlei Verdachtsmomente dafür, daß der Alte je etwas gestohlen hätte, abgesehen von dem, was jeder normale Geschäftsmann am Finanzamt vorbeischmuggeln muß, um überleben zu können, und das war ja wohl kaum eine Sünde. Zu denjenigen, die Beamte und Würdenträger bestochen hatten, um ihre Ziele durchzusetzen? Aber wie sonst sollte man sich am Markt behaupten? Brunetti sah das wutverzerrte Gesicht des Alten vor sich und entschied, daß

er unter die zornigen Seelen gehörte, zu solchen wie dem Florentiner Filippo Argenti, den seine Mitverdammten in Stücke rissen. Wenn De Cal allerdings wußte, daß er todkrank war, und trotzdem in seiner Profitgier nicht nachließ, dann hätte Dante ihn vielleicht unter die Geizigen gesteckt und dazu verurteilt, mit seiner schweren Last bis in alle Ewigkeit gegen die seiner Mitschuldigen anzurennen.

Im Wissenschaftsteil der *Repubblica* hatte Brunetti einmal einen Bericht über Experimente mit Alzheimerkranken gelesen. Bei vielen von ihnen versagte jener Gehirnmechanismus, der Hunger beziehungsweise Sättigung signalisiert. Setzte man solchen Patienten wiederholt Speisen vor, so verzehrten sie diese ein ums andere Mal, ohne ein Bewußtsein dafür, daß sie eben erst gegessen hatten, also gar nicht mehr hungrig sein konnten. Genauso, dachte Brunetti bisweilen, verhielt es sich auch mit Menschen, die vom Geiz befallen waren: Die Empfindung dafür, wann man genug hat, war in ihren Köpfen gelöscht.

Brunetti faltete Tassinis Notizen zweimal zusammen und schob sie in seine Jackentasche. An der Pforte hinterließ er eine Nachricht für Vianello, worin er dem Inspektor mitteilte, daß er für heute Schluß mache, ihn aber am nächsten Morgen gern sprechen würde. Dann trat er ins Freie und gab sich dem hin, was noch vom Tage übrig war. An der Riva degli Schiavoni nahm er die Linie eins bis zur Station Salute und ging von dort, ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen, zu Fuß weiter. Er ließ sich einfach

von seiner Stimmung leiten und vertraute im übrigen auf seinen Ortssinn. Nach der Unterführung bei der Kirche folgte eine Baustelle auf die andere, bis er links abbog zum Ospedale degli Incurabili. Bobos Fresko, das nur noch in Teilen vorhanden war, hatte man jetzt eingeglast, um es vor weiterem Zerfall zu schützen. Wenn es wärmer gewesen wäre, hätte er sich das erste Eis des Jahres gegönnt, allerdings nicht in der Gelateria Nico, sondern in der kleinen weiter unten, nahe dem Lokal Gia Schiavi. So aber spazierte er am Palazzo Giustiniani vorbei und über die Fondamenta Foscari bis zur Pasticceria Tonolo, wo er sich einen Kaffee und ein Stück Gebäck bestellte. Woraus dann, weil er ja so gut wie kein Mittagessen gehabt hatte, zwei wurden: ein cremegefüllter Schwan und ein kleines, hauchzartes Schokoladenéclair.

In der Auslage eines Ladens, in dem er einmal einen grauen Pullover gekauft hatte, entdeckte er im Vorbeigehen genau den gleichen wieder, nur diesmal in Grün. Es war seine Größe und in kürzester Zeit, ohne daß er ihn anprobiert hätte, auch sein Pullover. Als er wieder auf die *calle* hinaustrat, fühlte Brunetti sich so glücklich wie einst als Kind, wenn für ihn die Schule aus war, während die anderen noch Unterricht hatten, und niemand wußte, wo er war oder was er tat.

In einer Weinhandlung unweit von San Pantalon kaufte er eine Flasche Nebbiolo sowie einen Sangiovese und einen sehr jungen Barbera. Inzwischen war

es fast sieben, und so machte er sich auf den Heimweg. Als er in seine Straße einbog, sperrte Raffi gerade ihre Haustür auf. Brunetti rief ihn beim Namen, aber sein Sohn hörte ihn nicht und schloß die Tür hinter sich. Brunetti nahm beide Einkaufstüten in die linke Hand und kramte mit der freien Rechten nach seinem Schlüsselbund. Doch bis er sich Einlaß verschafft hatte, war es zu spät, um seinem Sohn im Treppenhaus hinterherzurufen.

Kurz vor dem letzten Treppenabsatz hörte er plötzlich Raffis Stimme, obwohl er ihn allein hatte ins Haus gehen sehen. Das Rätsel löste sich, als er nach ein paar weiteren Stufen Raffi, das *telefonino* am Ohr, lässig neben ihrer Wohnungstür lehnen sah. »Nein, heute abend nicht. Ich muß die Differentialrechnung machen. Du weißt doch, was der uns immer für ein Pensum aufbrummt.«

Brunetti lächelte seinem Sohn zu, worauf der die Hand hob und, mit zur Decke verdrehten Augen männliche Solidarität heischend, beteuerte: »Aber natürlich möchte ich dich sehen!«

Es konnte wohl nur Sara Paganuzzi sein, von der Raffi da so zärtlich umgarnt wurde. Brunetti überließ ihn seinem Schicksal und betrat die Wohnung, in der es nach Artischocken duftete. Das feinherbe Aroma, das sich von der Küche über den Flur in der ganzen Wohnung verbreitete, war so durchdringend, daß Brunetti unwillkürlich an den Gestank denken mußte, der ihm vor zwölf Stunden den Atem benommen hatte. Er stellte seine Einkäufe ab,

machte einen Bogen um die Küche und verschwand im Badezimmer.

Zwanzig Minuten später kam er geduscht, mit tropf nassen Haaren, in hellen Baumwollhosen und T-Shirt in den Flur zurück, um seinen Pullover zu holen. Aber die Einkaufstüten waren beide nicht mehr da. Als er die Küche betrat, standen die drei Weinflaschen auf der Anrichte; Paola hantierte am Herd, und Chiara deckte den Tisch.

Paola wandte sich um und begrüßte ihn mit einem Luftkuß; Chiara sagte lächelnd hallo. »Frierst du nicht?« fragte Paola.

»Nein«, antwortete Brunetti, machte kehrt und lief den Flur hinunter zu Raffis Zimmer. Auf dem Weg dorthin wuchs seine gerechte Empörung: Es war *sein* Pullover; er hatte ihn mit seinem schwerverdienten Geld bezahlt; die Farbe paßte wunderbar zu dieser Hose. In der festen Überzeugung, seinen Sohn gleich in dem neuen Pullover zu erwischen, klopfte er an Raffis Tür und trat nach dessen Aufforderung ein.

»*Ciao papà!*« Raffi sah von dem Papierwust hoch, der seinen Schreibtisch bedeckte. Das aufgeklappte Lehrbuch vor ihm war, damit die Seiten nicht von selbst umschlugen, mit dem Frosch beschwert, den Chiara letzte Weihnachten für ihn getöpft hatte. Brunetti erwiderte den Gruß und überflog den Raum mit, wie er meinte, detektivischem Scharfblick.

»Ich hab ihn auf dein Bett gelegt«, sagte Raffi und wandte sich wieder seinem Lehrstoff zu.

»Ah, lieb von dir«, murmelte Brunetti. »Danke.«

Er trug ihn zum Abendessen und erntete Komplimente von Paola und Chiara, obwohl seine Tochter sich beschwerte, daß Männer immer die schicksten Pullover und Jacken abbekämen, während Mädchen dauernd pinkfarbene Angora-Sets und ähnliche Scheußlichkeiten tragen mußten. Zum Ausgleich durften Mädchen jedoch anscheinend als erste die gefüllten Artischockenböden probieren und ebenso die Schweinerippchen mit Polenta. Ohne sich darum zu scheren, daß der Wein noch gar nicht zur Ruhe gekommen war, hatte Paola den Sangiovese aufgemacht, und Brunetti fand nichts daran auszusetzen.

Wegen der zwei Gebäckstücke verzichtete er auf die gebratene Birne zum Nachtsch. Sehr zum Erstaunen seiner Familie, die sich zwar nicht nach seinem Befinden erkundigte, aber Paola fragte doch besonders fürsorglich, ob er wohl einen Grappa möge. Vielleicht zum Kaffee im Wohnzimmer, während die Kinder den Abwasch besorgten?

Sie folgte ihm wenig später mit einem Tablett, auf dem zwei Kaffeetassen standen und zwei großzügig eingeschenkte Gläser Grappa. Paola stellte alles auf den Tisch und setzte sich neben ihn. »Warum hast du vorhin geduscht?« fragte sie.

Er löffelte Zucker in seinen Kaffee und rührte um. »Um mich aufzuwärmen. Ich war spazieren, und es ist abends noch ziemlich kalt draußen.«

»Und? Hat's geholfen?«

»Hmhm«, murmelte Brunetti, trank seinen Kaffee aus und langte nach dem Grappa.

Auch Paola vertauschte ihre Tasse mit dem Glas und lehnte sich im Sofa zurück. »Schöner Tag für einen Spaziergang.«

Wieder brachte Brunetti nur ein »Hmhm« zustande. Aber nach einer Pause sagte er: »Ich erzähl's dir ein andermal, einverstanden?«

Paola rückte unmerklich näher, bis ihre Schultern sich berührten. »Ja, natürlich.«

»Sag mal, du bist doch gut in Kreuzworträtseln und so, nicht wahr?«

»Ja, schon.«

»Ich bin da nämlich auf etwas gestoßen und möchte dich bitten, dir das mal anzuschauen.« Brunetti erhob sich und ging, ohne ihre Antwort abzuwarten, in den Flur, um Tassinis Notizen aus seiner Jackentasche zu holen.

Zurück im Wohnzimmer faltete er die drei Blätter auseinander und reichte sie Paola. »Das stammt von einem Toten, der auf Murano gearbeitet hat. Ich glaube, er wurde ermordet.«

Paola hielt die Seiten auf Armeslänge von sich weg. Brunetti stand noch einmal auf und holte ihr die Lesebrille aus dem Arbeitszimmer. Nachdem Paola vergeblich versucht hatte, die Blätter nebeneinanderzuhalten, schob sie, um Platz zu schaffen, das Tablett beiseite und breitete die Notizen auf dem Tisch aus.

»Ich dachte schon an Bankleitzahlen«, erklärte

Brunetti. »Doch das ergibt keinen Sinn. Der Mann hatte kein Geld. Und ich glaube, es interessierte ihn auch nicht besonders.«

Paola neigte sich wieder aufmerksam über die drei Blätter. »Daten hast du auch ausgeschlossen, oder?« fragte sie, und er murmelte zustimmend.

Nach einer Weile stellte sie fest: »Die erste Ziffer auf der ersten Seite ist fast doppelt so hoch wie die zweite.«

»Und, kannst du damit was anfangen?«

»Nein.« Paola schüttelte rasch den Kopf. Zu den Zahlen auf dem zweiten und dritten Blatt sagte sie gar nichts.

Schweigend hockten sie weitere zehn Minuten da und konzentrierten sich erfolglos auf Ziffern und Zeichen. So fand sie Chiara, die auf dem Weg zurück zu ihren Lateinaufgaben durchs Wohnzimmer kam. Sie ließ sich neben Brunetti auf die Sofalehne plumpsen und fragte: »Was habt ihr da?«

»Rätsel«, antwortete Brunetti. »Aber wir kommen beide nicht auf die Lösung.«

»Du meinst die Koordinaten?« Chiara zeigte auf die Zahlen auf dem dritten Blatt.

»Koordinaten?« wiederholte Brunetti verblüfft.

»Klar«, warf Chiara lässig hin. »Was denn sonst? Hier«, sagte sie und tippte auf das Gradzeichen nach der ersten Ziffer. »Grad, Minute, Sekunde.« Sie zog das Blatt näher heran und fuhr fort: »Das ist die geographische Breite – die kommt immer zuerst –, und hier hast du die Länge.« Nachdem sie die Zah-

len noch einmal verglichen hatte, meinte sie: »Die drei Positionen, die da angegeben sind, liegen ziemlich nahe beieinander. Die zweite südöstlich und die dritte südwestlich von der ersten. Wollt ihr wissen, wo das ist?«

»Wo was ist?« fragte Brunetti, immer noch leicht benommen.

»Na, der Ort, der diese Koordinaten hat.« Chiara klopfte mit dem Finger aufs Papier. »Wollt ihr wissen, wo der liegt?«

»Ja«, sagte Paola.

»Okay.« Chiara sprang auf und lief in ihr Zimmer, von wo sie den Riesenatlas anschleppte, den sie sich zu Weihnachten gewünscht hatte: die über fünfhundert Seiten starke Ausgabe eines britischen Verlages mit einem Seitenformat fast so groß wie das des *Gazzettino*. Der beste Atlas, den Brunetti hatte auftreiben können.

Chiara wuchtete den Band auf den Tisch, dann zog sie die darunterliegenden Blätter an den Ecken hervor. Sie brauchte beide Hände, um den Atlas in der Mitte aufzuschlagen; anschließend ging, während sie ihn durchblätterte, ihr Blick beständig zwischen Tassinis Aufzeichnungen und den Buchseiten hin und her. Mit einem ärgerlichen Schnauben kehrte sie nach einer Weile zum Anfang zurück, fuhr mit dem Finger erst oben an der Ziffernskala einer Europakarte entlang, dann rechts neben der Seite abwärts.

Sorgsam wendete sie Blatt um Blatt. Als sie die

gesuchte Seite gefunden und aufgeschlagen hatte, blickten alle drei verdutzt auf die Lagune von Venedig.

»Scheint irgendwo auf Murano zu sein«, sagte Chiara. »Aber um die exakten Positionen zu bestimmen, braucht ihr was in größerem Maßstab – am besten eine Seekarte der Lagune.«

Ihre Eltern gaben keine Antwort; beide blickten voll Staunen auf die Karte. Chiara rutschte von der Sofalehne. »Ich muß zurück zu den Gallischen Kriegen«, seufzte sie und verschwand auf ihr Zimmer.

Ob sie das alles aus diesen Patrick-O'Brian-Schmökern gelernt hat?« brummte Brunetti, als Chiara gegangen war.

Die Frage war eher scherzhaft gemeint, doch Paola beantwortete sie ganz ernsthaft: »Dargestellt wurden Längen- und Breitengrade im neunzehnten Jahrhundert sicher nicht anders als heute: Unserer Tochter stehen inzwischen nur bessere Karten zur Verfügung.«

»Ich werde nie mehr was gegen diese Bücher sagen«, versprach Brunetti.

»Aber ihnen selber trotzdem keine zweite Chance geben?«

Ein Einwurf, den Brunetti geflissentlich überhörte. »Haben wir eigentlich noch diese Seekarten?«

»Die müßten in der Kassette sein«, antwortete Paola und überließ es ihrem Mann, das ramponierte Holzkästchen aufzustöbern, in dem die Familie Reisekarten und Stadtpläne aufbewahrte.

Binnen weniger Minuten war Brunetti mit einem Stapel Karten zurück, reichte Paola die Hälfte davon und nahm sich den Rest vor. Nach kurzem Suchen hielt Paola eine Karte hoch und verkündete: »Hier, die große von der Lagune.«

Es war ein Souvenir aus dem Sommer, in dem sie mit dem lädierten alten Boot eines Freundes die La-

gune erkundet hatten. Gut zwanzig Jahre mußte das jetzt her sein, denn die Kinder waren damals beide noch nicht auf der Welt.

Brunetti erinnerte sich an eine sternenklare Nacht, in der sie, von der Ebbe überrascht, in einem Kanal festgesessen hatten.

»Diese Moskitos«, seufzte Paola, die wie er an jene Nacht zurückdachte und daran, was geschehen war, nachdem sie sich gegenseitig mit Insektenschutzmittel eingerieben hatten.

Brunetti ließ seinen Stapel auf den Boden fallen und breitete die Lagunenkarte auf dem Tisch aus. Unaufgefordert gab Paola ihm die Breitenkoordinate der ersten von Tassinis Zahlen an, während er mit dem Finger am Kartenrand abwärts fuhr, bis er die Stelle gefunden hatte. Mit den Knien schob er den Tisch zurück, um mehr Platz zu schaffen. Paola las den Längengrad vor, und er suchte mit dem Finger am oberen Rand der Karte die entsprechende Ortsangabe. Sodann folgte sein linker Zeigefinger einer vertikalen, der rechte einer horizontalen Linie, bis beide sich am Schnittpunkt trafen. Wie sich herausstellte, war die zweite Position nur wenige Meter von der ersten entfernt.

»Die befinden sich alle auf Sacca Serenella«, stellte er fest.

»Was dich nicht zu überraschen scheint.«

»Tut es nicht, nein.«

»Und wieso nicht?«

Obwohl er die genauen Todesumstände aussparte,

brauchte Brunetti fast eine halbe Stunde, um ihr Tassinis Geschichte zu erzählen, bis hin zur Durchsuchung seiner Kammer, die gar nicht weit entfernt lag vom Schnittpunkt jener Koordinaten. Er schloß mit der bitteren Unterredung bei Frau und Schwiegermutter.

Als er geendet hatte, ging Paola in die Küche und kam mit dem Grappa zurück. Sie reichte Brunetti die Flasche, und nachdem sie sich wieder neben ihn gesetzt hatte, faltete sie die Karte zusammen und legte sie auf den Stapel am Boden. Dann nahm sie ihm die Flasche aus der Hand und schenkte beiden noch ein Gläschen ein.

»Hat er das wirklich alles geglaubt? Daß er sich mit Schadstoffen vergiftet und deshalb ein behindertes Kind gezeugt hätte?« fragte Paola.

»Ich glaube schon, ja.«

»Trotz des medizinischen Befundes?«

Brunetti zuckte mit den Schultern, um anzudeuten, wie wenig jemand, der den Ärzten mißtraute, von solchen Gutachten hielt. »Nach seiner Vorstellung ist es eben so gewesen.«

»Aber wie hätte er sich denn vergiften können?« fragte sie. »Ja, wenn er auf Marghera gearbeitet hätte, aber ich habe noch nie gehört, daß Murano gefährdet sei oder vielmehr die Leute, die dort beschäftigt sind.«

Brunetti rief sich seine Unterredung mit Tassini ins Gedächtnis. »Er sprach von einer Verschwörung gegen ihn. Glaubte, die wahren Testergebnisse wür-

den ihm vorenthalten, damit es keine ausreichenden genetischen Beweismittel gäbe.« Als er die Skepsis in Paolas Augen las, fügte er hinzu: »Tassini war fest davon überzeugt.«

»Aber *wovon* eigentlich?« wollte Paola wissen.

Brunetti spreizte in einer hilflosen Gebärde die Hände. »Das habe ich leider auch nicht aus ihm rausgekliegt: weder, was ihm seiner Meinung nach fehlte, noch wie es sich auf das Kind hätte übertragen können. Alles, was er mir verraten hat, war, daß De Cal nicht als einziger an dem, was sich da abspielte, beteiligt sei.« Und bevor Paola nachhaken konnte, ergänzte er bedauernd: »Nein, um was es dabei ging, hat er mir nicht gesagt.«

»Meinst du, er war verrückt?« fragte Paola mitleidig.

»Auf dem Gebiet kenne ich mich nicht aus«, antwortete Brunetti nach einigem Überlegen. »Der Mann war von etwas überzeugt, wofür es anscheinend keine Indizien gibt und das er folglich auch nicht beweisen konnte. Aber ich würde das noch nicht als verrückt bezeichnen.«

Er war neugierig, ob Paola ihn darauf hinweisen würde, daß er soeben das Wesen des religiösen Glaubens beschrieben habe. Doch sie war offenbar heute abend nicht auf billige Pointen aus und sagte nur: »Immerhin hat er fest genug daran geglaubt, um diese Zahlen aufzuschreiben, was immer auch dahintersteckt.«

»Ja«, räumte Brunetti ein. »Aber bloß, weil er ein

paar Zahlen notiert hat, braucht er noch lange nicht richtig gelegen zu haben mit seinem Verdacht.«

»Was ist denn eigentlich mit den anderen Zahlen?« Paola klaubte die beiden restlichen Blätter vom Boden und legte sie auf den Tisch.

»Keine Ahnung«, erwiderte Brunetti. »Ich habe den ganzen Nachmittag draufgestarrt, ohne daß mir irgendwas dazu eingefallen wäre.«

»Kein Anhaltspunkt?« fragte sie. »War denn sonst nichts in der Kammer?«

»Nein«, sagte Brunetti. Doch dann fielen ihm die Bücher ein. »Nichts außer Industrikrankheiten und Dante.«

»Sehr witzig, Guido!«

Brunetti erhob sich und ging abermals hinaus zur Garderobe, wo seine Jacke hing; diesmal brachte er die beiden Bücher mit.

Für die *Industrikrankheiten* hatte Paola ebenso wenig Verwendung wie er, nur daß sie das Buch auf den Boden warf statt auf den Tisch. »Dante«, sagte sie andächtig, als Brunetti ihr den Band reichte. Erst schlug sie die Titelseite auf, dann das Impressum, bevor sie sich dem Text zuwandte und ihn etwa von der Mitte bis zum Ende durchblätterte.

»Das ist eine Schulausgabe, nicht wahr?« bemerkte sie. »War dieser Tassini belesen?«

»Zumindest hatte er eine Menge Bücher zu Hause.«

»Was für welche?« Wie Brunetti glaubte auch Paola, daß die Persönlichkeit eines Menschen sich in seiner Lektüre widerspiegelte.

»Das kann ich dir nicht sagen«, antwortete er. »Ich bin nie so nahe an die Wand mit dem Bücherregal herangekommen, daß ich die Titel hätte lesen können.« Bei seiner Unterredung mit Tassinis Schwiegermutter hatte er sich gar nicht bewußt dafür interessiert; trotzdem sah er jetzt die Buchreihen vor sich: darunter die goldgeprägten Rücken jener Sammlung von Romanklassikern, die auch Paola in ihrem Arbeitszimmer stehen hatte, sowie einige Gedichtbände.

»Doch, ich glaube, er hat viel gelesen«, entschied Brunetti endlich.

Aber da hatte Paola sich schon in Dante vertieft. Er beobachtete sie ein paar Minuten, bis sie beim Umblättern aufsaß und mit vor Staunen geweiteten Augen fragte:

»Warum vergesse ich nur ein ums andere Mal, wie großartig er ist?«

Brunetti packte die Karten zusammen und legte den Stapel neben dem Tisch auf den Boden.

Mit einemmal spürte er, wie die geballte Last dieses ereignisreichen Tages ihn niederdrückte. »Ich glaube, ich muß mich jetzt hinlegen«, sagte er, ohne sich näher zu erklären. Paola nickte zustimmend und tauchte wieder ab in die Hölle.

Brunetti versank augenblicklich in einen so tiefen Schlaf, daß er nicht einmal merkte, wann Paola ins Bett kam. Falls sie das Licht anknipste, irgendwelche Geräusche machte oder noch wach blieb und las:

Brunetti bekam nichts davon mit. Doch als um fünf Uhr früh am nächsten Morgen das Geläut von San Marco durchs offene Fenster hereinschallte, fuhr er auf und sagte laut und klar: »Paragrafen!«

Er machte Licht, stemmte sich mit der Schulter hoch, um nachzuschauen, ob er Paola geweckt habe, und sah, daß sie noch schlief. Dann schälte er sich aus dem Bett und tappte hinaus auf den Flur, dessen eine Wand mit den Büchern bestückt war, die er als die seinen betrachtete: Werke von griechischen und römischen Historikern sowie deren Nachfolgern aus den nächsten zweitausend Jahren. Gegenüber standen Kunst- und Reiseführer und, auf dem obersten Bord, einige der Lehrbücher aus seiner Studienzeit nebst neueren Abhandlungen über Zivil- und Strafrecht.

Auf dem Tisch im Wohnzimmer lagen Tassinis Notizen noch neben den *Industriekrankheiten*. Brunetti war promovierter Jurist, hatte jahrelang Gesetzestexte studiert und gepaukt: Wieso nur hatte er Tassinis Einträge nicht erkannt? Wenn man die ersten sechs Ziffern jeweils als Datum las, ergab sich daraus der 20. September 1973 und der 10. September 1982. Und die letzten drei Zahlen standen dann für den zugehörigen Paragraphen. Brunetti wußte, daß er die Ausgabe der *Gazzetta Ufficiale* nicht hier, sondern im Büro aufbewahrte; trotzdem suchte er danach, bis er kalte Füße bekam und sich mit Tassinis Notizen und seinem Buch ins Schlafzimmer zurückzog.

Er stieg ins Bett und schob sich das Kissen in den Rücken. Doch kaum daß er es bequem zurechtgeklopft hatte, stand er leise fluchend wieder auf, um seine Brille aus dem Wohnzimmer zu holen. Er knotete sich noch den neuen Pullover um die Schultern und schlüpfte zurück ins Bett.

Die drei handbeschriebenen Blätter ließ er in die Kuhle zwischen sich und seiner gleichsam bewußtlosen Frau gleiten, griff nach den *Industriekrankheiten* und schlug das Register auf.

Brunetti las bis kurz vor sechs. Dann klappte er das Buch zu, machte sich in der Küche einen Caffè Latte und nahm ihn mit zurück ins Schlafzimmer. Er setzte sich ins Bett, nippte an seiner Tasse und sah zu, wie das erste Tageslicht seine Strahlen nach den Bildern an der Wand gegenüber ausstreckte.

»Paola«, sagte er, nachdem die Kirchturmuhrr sieben geschlagen hatte. Und noch einmal: »Paola?«

Es war offenbar eher sein Tonfall als ihr Name, der zu ihr durchdrang, denn sie antwortete mit ganz normaler Stimme: »Wenn du mir einen Kaffee bringst, dann höre ich dir zu.«

Wohl oder übel stieg Brunetti zum viertenmal aus dem Bett. Er machte frischen Kaffee und kehrte mit zwei Tassen ins Schlafzimmer zurück. Paola saß inzwischen aufrecht im Bett, balancierte ihre Lesebrille auf der Nasenspitze und Tassinis Buch auf den Knien.

Brunetti reichte ihr eine Tasse. Paola nahm sie dankbar lächelnd in Empfang, trank einen Schluck

und klopfte einladend auf die Bettkante. Er setzte sich zu ihr, und fürs erste tranken sie schweigend ihren Kaffee. Doch nach einer Weile schob Paola sich die Brille auf die Stirn und sagte: »Ich begreife nicht, wie du dir die halbe Nacht mit solchem Zeug um die Ohren schlagen kannst, Guido.« Mit der freien Hand klappte sie das Buch zu und warf es aufs Bett.

»Ich glaube, ich weiß jetzt, was die restlichen Zahlen bedeuten«, platzte Brunetti heraus. »Tassini kannte die Gesetze gegen Umweltverschmutzung und hat sie vorschriftsmäßig aufgelistet, ganz wie ein Jurist, nur ohne die Leerstelle zwischen Datum und Paragraphenziffer.«

Statt sich, wie er erwartet hatte, nach dem Inhalt dieser Gesetze zu erkundigen, überraschte Paola ihn mit der Frage: »Wie mag er da bloß rangekommen sein?« Ihr Ton verriet mehr als ein Quentchen Spott des Bildungsbürgers für diejenigen, die nach seinem Wissen strebten.

»Keine Ahnung«, gestand Brunetti.

»Hat er am Ende Jura studiert?«

»Da bin ich überfragt«, sagte Brunetti, und dabei ging ihm auf, wie wenig er über Tassinis Vergangenheit wußte. Der Mann war allzu rasch vom Verdächtigen zum Opfer geworden.

»Seine Schwiegermutter meinte, er sei nur deshalb Nachtwächter geworden, damit er die ganze Nacht dasitzen und lesen konnte«, erklärte er Paola.

Worauf sie lächelnd zur Antwort gab: »Es sollte mich nicht wundern, wenn meine Mutter früher

einmal ganz ähnlich über dich gedacht hätte, Guido.« Doch dann beugte sie sich vor und drückte seine Hand zum Zeichen, daß sie nur Spaß machte. Zumindest hoffte er das.

Brunetti erhob sich und nahm Paola die leere Tasse ab. »Ich glaube, es wird Zeit für mich«, sagte er und nahm sich vor, auf dem Weg ins Büro die Morgenzeitungen zu kaufen. Er war gespannt, was sie über den Tod auf Murano berichten würden.

Paola nickte, griff nach dem Buch auf ihrem Nachttisch, schlug es auf und zog ihre Brille von der Stirn herunter. Brunetti nahm Tassinis Buch vom Bett und ging in die Küche, wo er ihre Tassen ins Spülbecken stellte.

Auf dem Weg zur Questura besorgte Brunetti sich den *Corriere* und den *Gazzettino* und breitete die Blätter auf dem Schreibtisch aus, sobald er sein Büro betreten hatte. Da die Leiche am Vortag in aller Frühe entdeckt worden war, hatten die Reporter den ganzen Tag Zeit gehabt, in der Fabrik, im Krankenhaus und endlich in Tassinis Wohnung herumzuschnüffeln. Der *Gazzettino* brachte ein Foto von Tassini, das offenbar schon etliche Jahre alt war, und eines von der Fornace De Cal mit drei Carabinieri im Vordergrund. Brunetti hatte keine Ahnung, daß und warum sie hinzugezogen worden waren. Wie beide Zeitungen übereinstimmend berichteten, war Tassinis Leiche von einem Kollegen entdeckt worden, der die Aufgabe hatte, vor der Frühschicht das

Glasgemenge, das über Nacht in den Schmelzöfen aufbereitet wurde, zu temperieren. Die Temperatur am Fundort der Leiche, unmittelbar vor einem der Öfen, wurde auf weit über hundert Grad Celsius geschätzt.

Die Polizei hatte Tassinis Kollegen und seine Familie vernommen, die offiziellen Ermittlungen würden jedoch erst nach dem Ergebnis der Obduktion aufgenommen werden. Tassini, 36, war seit sechs Jahren bei De Cal beschäftigt und hinterließ eine Frau mit zwei Kindern.

Kaum daß Brunetti die beiden Artikel zu Ende gelesen hatte, rief er Ettore Rizzardi, den *medico legale*, auf seinem Handy an. Der Pathologe meldete sich mit einem lakonischen »Sì.«

»Ich bin's, Guido«, begann Brunetti.

Bevor er weitersprechen konnte, unterbrach ihn Rizzardi lebhaft: »Du wirst es nicht glauben, aber er ist an einem Herzinfarkt gestorben!«

»Wie bitte? Er war noch keine vierzig!«

»Es war ja auch nicht die Art von Infarkt, die du meinst«, versetzte Rizzardi zum Erstaunen Brunettis, der nicht gewußt hatte, daß es mehr als einen Typus gab.

»Was für einer dann?«

»Der Mann war völlig dehydriert«, sagte Rizzardi und fuhr fort: »Er hat fast die ganze Nacht dort gelegen. Die Hitze hat ihn umgebracht. Venturi, dieser Trottel, hat sich nicht die Mühe gemacht, die Temperatur zu messen, aber ich habe in der *fornace* an-

gerufen und mich bei den *maestri* schlau gemacht. Die konnten mir sagen, wie hoch die Raumtemperatur gewesen sein muß, wenn der Ofen auf circa 1400 Grad erhitzt war und die Türe offenstand.«

»Und wie hoch?« fragte Brunetti.

»Rund hundertfünfzig Grad«, antwortete Rizzardi. »Allerdings nur unmittelbar vor der Öffnung. Unten am Boden wäre es nicht ganz so heiß, aber immer noch heiß genug, um jemanden umzubringen.«

»Was passiert da?«

»Man schwitzt. Schlimmer als in jeder Sauna, die du dir vorstellen kannst, Guido. Man schwitzt und schwitzt, bis kein Tropfen mehr im Leib ist. Aber bis die Schweißproduktion versiegt, hat er sämtliche Mineralien ausgeschwemmt. Ohne die jedoch, insbesondere Natrium und Kalium, wird der Herzschlag arrhythmisch, und in der Folge kommt es zum Infarkt.«

»Und dann stirbt man«, ergänzte Brunetti.

»So ist es, ja.«

»Irgendwelche Spuren von Gewalteinwirkung?« fragte Brunetti.

»Eine Schürfung am Kopf, mit Bluterguß. Die Haut war aufgeplatzt, aber kein Schmutz in der Wunde und kein Hinweis darauf, woran er sich gestoßen haben könnte.«

»Oder womit er geschlagen wurde?« warf Brunetti ein.

»Oder in Berührung kam, Guido«, entgegnete

Rizzardi mit fester Stimme. »Die Wunde hat eine Weile geblutet, bis der Tod eintrat.«

Daß eventuelle Spuren menschlichen Gewebes an der Ofentür durch die Hitze zerstört worden wären, hatte er bereits von Bocchese gehört, weshalb Brunetti sich gar nicht erst danach erkundigte. »Sonst noch was?« fragte er nur.

»Nein«, sagte Rizzardi, »keinerlei Verdachtsmomente.«

»Hast du ihn obduziert?« fragte Brunetti, plötzlich gespannt darauf, wieso Rizzardi soviel über den Zustand der Leiche wußte.

»Ich habe mich erboten, meinem Kollegen, Doktor Venturi, zur Hand zu gehen. Rein aus professioneller Neugier, weil ich so einen Fall noch nie gehabt hätte«, erklärte Rizzardi im sachlichen Ton des Spezialisten.

Doch dann fuhr er mit veränderter Stimme fort: »Und das ist die Wahrheit, Guido. Ich hatte so was wirklich noch nie gesehen, kannte es nur aus der Fachliteratur. Du hättest seine Lungen sehen sollen! Das hätte ich mir im Leben nicht vorstellen können. Was die an Flüssigkeit produzieren mußten, damit er in dieser Hitze atmen konnte. Rauchvergiftungen hatte ich natürlich schon auf dem Tisch, doch ich hatte ja keine Ahnung, daß pure Hitze die gleiche verheerende Wirkung hat.«

»Aber es war ein Herzinfarkt?« fragte Brunetti, und sei es nur, um Rizzardis akademische Begeisterung zu bremsen.

»Ja. So hat Venturi es im Totenschein vermerkt.«

»Und was hättest du reingeschrieben?« forschte Brunetti in der Hoffnung, Rizzardi würde seinen Verdacht doch noch bestätigen.

»Herzinfarkt, Guido. Herzinfarkt! Daran ist der Mann gestorben, an einem Herzinfarkt.«

»Eins noch, Ettore: Habt ihr den Inhalt seiner Taschen zu Protokoll genommen?«

»Augenblick mal«, antwortete der Doktor. »Ich hatte die Liste eben noch in der Hand.« Brunetti hörte es knacken, als Rizzardi das *telefonino* ablegte, dann raschelte Papier.

Kurz danach meldete der Pathologe sich wieder. »Also: ein Schlüsselbund, eine Brieftasche mit Ausweis sowie dreißig Euro in Scheinen, ein Taschentuch und ein paar lose Münzen im Wert von siebenundachtzig Cent. Das war alles.«

Brunetti bedankte sich und legte auf.

Nach dem Telefonat mit Rizzardi stieg Brunetti hinunter ins Archiv und kopierte die Gesetzestexte, deren Paragraphen Tassini sich notierte hatte. Zurück in seinem Büro, las er die Verordnungen durch. Die von 1973 erließ Grenzwerte für Abwässer, die in die Lagune, die Kanalisation, ja sogar ins Meer geleitet werden durften. Ferner bestimmte sie Fristen, binnen derer die Glashersteller spezielle Wasserfilter zu installieren hatten, und setzte eine Kommission zur Überprüfung dieser Anlagen ein. Die Verordnung von 1982 verhängte sogar noch strengere Auflagen zur Wasserentsorgung und erwähnte auch die Säuren, von denen Assunta gesprochen hatte. Während Brunetti diese Grenzwerte und Beschränkungen durchbuchstabierte, vernahm er eine innere Stimme, die sich nicht zum Schweigen bringen ließ, sondern hartnäckig fragte, wie es wohl vorher zugegangen und was alles in die Lagune geflossen sei, ehe diese Gesetze verabschiedet wurden.

Als er mit den Texten fertig war, schien es ihm ein Gebot der Vernunft, Patta über Tassinis Notizen zu unterrichten und ihn über die Bedeutung einiger seiner Zahlenkombinationen aufzuklären. Gern hätte er angeregt, die von den geographischen Koordinaten bestimmten Orte untersuchen zu lassen, um Tassinis Verdacht auf seine Berechtigung hin zu überprüfen.

Aber aufgrund langjähriger Erfahrung mit Patta und seinem Talent, die Untiefen der städtischen Bürokratie zu umschiffen, konnte er sich ausrechnen, wie empfänglich sein Vorgesetzter für einen solchen Vorschlag wäre. Falls Pelusso die Wahrheit gesagt hatte – und Brunetti sah keinen Grund, daran zu zweifeln –, dann war Fasano im übrigen einflußreich genug, um Patta mit einer Beschwerde matt zu setzen. Demnach hatte Brunetti ihn bisher unterschätzt.

In seinem Entschluß schwankend geworden, setzte sich Brunetti, der bereits aufgestanden war, noch einmal hinter den Schreibtisch und stieß dabei versehentlich gegen eins von Tassinis Büchern, die sich ihm dadurch neuerlich in Erinnerung brachten. Wohin Dante wohl Patta verwiesen hätte? Unter die Heuchler? In den Sumpf der zornigen Seelen? Oder vielleicht hätte er Barmherzigkeit walten lassen und den Vice-Questore nur in die Vorhölle zu den lauen Seelen, den Opportunisten, geschickt. Brunetti schlug die erste Textseite von *L'Inferno* auf und ließ den Blick darauf ruhen. Canto I. Canto I. Er blätterte ein Stück weiter, und auf einmal fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: Canto II. und dann Canto III. und als nächstes Canto IV. Brunetti holte tief Luft: Wie hatte er nur so blind sein können? Er hatte das Buch und zugleich Tassinis Notizen mit den römischen Ziffern in Händen gehalten und trotzdem nichts begriffen.

Anhand des entsprechenden Blattes von Tassinis Aufzeichnungen suchte er die erste Zahlenkombina-

tion heraus und schlug dann den Vers 103 im Canto VII. nach. »*L'acqua era buia assai più che persa.*« – »Das Wasser war noch dunkler als *persa*«, murmelte er vor sich hin. »Was zum Henker bedeutet *persa*?« Ein Blick auf die Uhr ließ darauf hoffen, daß Paola noch zu Hause war, und Brunetti griff zum Telefon.

»*Pronto*«, meldete sie sich nach dem fünften Klingeln.

»Paola«, rief er aufgeregt, »was heißt *persa*?«

»In welchem Kontext?« erkundigte sie sich sachlich. Seine sonderbare Frage schien sie nicht im geringsten zu irritieren.

»Ein Dante-Zitat«, antwortete er.

»Ich glaube, es ist eine Farbe, aber ich sehe lieber mal im Kommentar nach. Warte einen Moment.« In weniger als einer Minute war sie zurück, und Brunetti hörte sie leise murmeln, während sie nach dem gewünschten Stichwort suchte – eine Gewohnheit, die Chiara von ihr übernommen hatte. Endlich hatte sie die gesuchte Stelle gefunden: »»Eine Farbe zwischen Purpur und Schwarz, aber Schwarz überwiegt.«« Paola hielt inne und wartete auf seine Reaktion. Als keine kam, fragte sie: »Sonst noch was?«

»Bis jetzt nicht. Aber ich melde mich.«

Paola legte auf.

Brunetti wandte sich wieder dem *Inferno* zu. Der Fluß, dem Dante folgte, mündete schließlich in den Styx, aber Tassinis Verweis betraf nur das dunkle Wasser in Vers 103.

Das nächste Zitat mutete nicht weniger trostlos an:
»Nicht grün die Blätter, nein, von düstrer Farbe, / Nicht glatt die Äste, nein, gekrümmt und knotig.«

Brunetti fuhr mit der Suche fort: *»Des Grabens Ufer überzog ein Schimmel, / Vom Dunst der Tief erzeugt, der hier sich ansetzt, / Den Augen und der Nase gleich verletzend.«*

Und als letztes: *»Und hob' wohl acht, die Füße / Noch nicht in den entbrannten Sand zu setzen.«*

Insgesamt kaum der Stoff für einen großen Umweltskandal, aber wenn Signorina Elettra Tassini richtig beurteilte und er tatsächlich so ein Rechtgläubiger mit felsenfesten Überzeugungen gewesen war, dann hätte er diese Schilderungen aus der Danteschen Hölle nach eigenem Gutdünken ausgelegt und an Zeichen und Omen herausgelesen, was er darin finden wollte.

Brunetti beschloß, nun doch mit Patta zu reden, und sei es nur aus dem perversen Wunsch heraus, seine Einschätzung des Mannes bestätigt zu sehen. Hatte nicht Papst Celestin der Fünfte auf sein Pontifikat verzichtet, um sich der Macht des Amtes zu entledigen? Wie anders dagegen Patta, den an seinem Beruf nur eines interessierte, nämlich die Machtbefugnisse und Privilegien, die mit dem Amt einhergingen. Den Vice-Questore splitterknackend und blutige Tränen vergießend durch ein Feld voller Würmer und Maden zu jagen, wäre vielleicht eine

überzogene Strafe für seine Pflichtvergessenheit; dennoch begleitete Brunetti dieses Bild auf dem Weg zum Büro seines Vorgesetzten.

Signorina Elettra blickte vom Schreibtisch hoch, als er hereinkam, und setzte ein eigentümliches Lächeln auf. »Ich habe ein paar Erkundigungen über Signor Fasano eingeholt, und es spricht alles dafür, daß er der ist, der er zu sein vorgibt.«

»Sehr gut, vielen Dank auch«, lobte Brunetti geistesgegenwärtig. »Sagen Sie, Signorina, ist der Vice-Questore da?«

»Ja. Möchten Sie ihn sprechen?« fragte sie förmlich zurück. Als ob Brunetti einen anderen Grund hätte haben können, zwei Treppen herunterzusteigen und sich nach Patta zu erkundigen. Er versuchte sich zu erinnern, wie respektlos er sich bei ihrem letzten Gespräch über Fasano geäußert hatte: War sie deshalb so steif und zugeknöpft?

Signorina Elettra griff zum Telefon, drückte eine Taste, fragte nach, ob Dottor Patta für Commissario Brunetti zu sprechen sei, legte auf und nickte zur Tür. Brunetti bedankte sich noch einmal und betrat, ohne anzuklopfen, Pattas Büro.

»Ah, Brunetti!« rief der Vice-Questore ihm entgegen. »Ich war eben im Begriff, Sie anzurufen.«

»Ach wirklich, Dottore?« sagte Brunetti und ging zielstrebig auf Pattas Schreibtisch zu.

»Ja, setzen Sie sich, setzen Sie sich nur!« forderte Patta ihn mit einladender Geste auf.

Brunetti tat, wie ihm geheißen. Doch Pattas

Leutseligkeit versetzte sein Warnsystem in höchste Alarmbereitschaft.

»Ich wollte mit Ihnen über diese Sache auf Murano sprechen«, sagte Patta.

Brunetti tat sein Bestes, um nur mäßiges Interesse zu bekunden.

»Ein Hirngespinnst, mehr nicht«, fuhr Patta fort, »auch wenn Sie mit aller Gewalt einen Fall daraus konstruieren wollen.«

»Immerhin ist ein Mensch ums Leben gekommen, Dottore.« Ein Einwurf, mit dem Brunetti seinen Vorgesetzten überrumpeln und ihn dazu bewegen wollte, die eigenen Worte noch einmal zu überdenken.

Patta maß ihn mit durchdringendem Blick. »An einem Herzinfarkt, Brunetti. Der Mann starb an einem Herzinfarkt.« Der leutselige Ton hatte sich verflüchtigt. Als Brunetti keine Antwort gab, fügte Patta hinzu: »Ich ging davon aus, daß Sie inzwischen mit Ihrem Freund Rizzardi gesprochen hätten, Commissario.« Und da Brunetti jede Stellungnahme zu verweigern schien, wiederholte Patta noch einmal: »Er starb an einem Herzinfarkt.«

Brunetti saß schweigend da. Offenbar war Patta noch nicht am Ende. Und wirklich fuhr der Vice-Questore fort: »Ich weiß nicht, ob Sie sich schon eine Theorie zurechtgelegt haben, die für einen unnatürlichen Tod spricht, Brunetti. Aber wenn ja, dann widerrufen Sie die gefälligst. Der Mann ist zusammengebrochen und an einem Herzinfarkt gestorben. Ein Arbeitsunfall, basta.«

»Er war Nachtwächter, kein Glasbläser«, wandte Brunetti ein. »An dem Schmelzofen hatte er nichts verloren.«

»Im Gegenteil«, versetzte Patta mit einem Gleichmut, den Brunetti ebenso verblüffend wie aufreizend fand. »Gerade weil er Nachtwächter war, hatte er jede Menge Gründe, sich dort aufzuhalten. Ein Defekt am Ofen beispielsweise, ein plötzlicher Temperaturanstieg, den er regulieren mußte. Vielleicht hatte auch jemand diese Stange herumliegen lassen, über die er dann, als er sie wegräumen wollte, so unglücklich gestolpert ist. Oder er hat es gemacht wie so viele in diesen Werkstätten, die sich nachts als heimliche Glasbläser ein kleines Zubrot verdienen.« Pattas Lächeln unterstrich die Plausibilität all dieser Möglichkeiten, und Brunetti fragte sich, woher der Vice-Questore als Sizilianer soviel über die Kunst des Glasmachens auf Murano wußte. Scarpa wäre eine denkbare Quelle, Scarpa, der den Wunsch seines Vorgesetzten teilte, die Stadt als kriminalitätsfreie Zone auszugeben, und welches Verbrechen konnte einer solchen Bilanz mehr schaden als Mord? Doch Scarpa war genausowenig ein Venezianer wie sein Herr und Meister. Dann also Fasano?

Noch bevor er den Mund aufmachte, war Brunetti klar, daß er nichts würde ausrichten können gegen Pattas selbstgefällige Überzeugung, daß die Ermittlungen – wie klein und bescheiden man sie auch geführt haben mochte – nunmehr gegenstandslos seien. Trotzdem sagte er: »Was mich zu Ihnen führt,

Dottore, sind gewisse Dokumente, die sich in Tassinis Besitz befanden.«

»Was heißt in seinem Besitz?«

»Er verwahrte sie bei sich zu Hause auf.«

»Und wie sind diese Papiere in *Ihren* Besitz gelangt, Commissario?«

»Ich habe sie an mich genommen, als ich seiner Witwe die traurige Nachricht überbrachte.«

»Haben Sie einen Bericht über diese Beschlagnahme angefertigt?«

»Selbstverständlich«, log Brunetti, der wußte, daß es für Signorina Elettra ein leichtes war, seinen Bericht zurückzudatieren, wenn er endlich dazukam, ihn zu schreiben.

Patta zog seine Antwort nicht in Zweifel. Statt dessen fragte er: »Und um was für Dokumente handelt es sich?«

»Listen mit Zahlencodes.«

»Was denn für Zahlen?«

»Zahlen, die auf diverse Gesetze und auf bestimmte geographische Positionen verweisen. Und auf etliche Stellen in Dantes *Inferno*. Eine Ausgabe des Gedichts lag in Tassinis Kammer an seinem Arbeitsplatz.«

»Und befindet dieses Buch sich jetzt ebenfalls in Ihrem Besitz?« fragte Patta.

»Ja.«

»Ist das nun alles, was Sie gefunden haben, Brunetti? Oder gibt es noch etwas außer« – hier wechselte Patta in jene gedehnte Sprechweise, wie man

sie gegenüber eigensinnigen oder ungehorsamen Kindern benutzt – »Zahlen, die auf diverse Gesetze und bestimmte geographische Positionen verweisen, nicht zu vergessen Dantes *Inferno*?« Patta konnte oder wollte der Versuchung nicht widerstehen, Brunetti fast im Wortlaut nachzuäffen.

Der aber stellte sich taub gegen diese Kränkung und antwortete wie auf eine ernsthafte Nachfrage: »Es muß einen Grund dafür geben, daß Tassini diese Zahlen gesammelt hat, Dottore.«

Patta schüttelte in gespielter Verwirrung den Kopf. »Diverse Gesetze und bestimmte Positionen? Ich bitte Sie, Brunetti! Was kommt als nächstes, die Losnummer, die bei der Lotterie gewinnt? Oder die geographischen Koordinaten für die Landung der Außerirdischen?« Patta erhob sich, ging, um seiner Erregung Herr zu werden, ein paar Schritte auf und ab und murmelte »Dante, Dante« vor sich hin, bevor er sich bezwang, kehrtmachte und wieder Platz nahm. »Auch wenn es Sie überraschen mag, Brunetti, aber dies ist eine Questura!« Er beugte sich über die Tischplatte und wies mit dem Finger auf den Commissario. »Und kein Zelt in der Wüste, wohin die Leute pilgern, damit Sie ihnen die Karten legen und Séancen abhalten.«

Brunetti warf Patta einen kurzen Blick zu, bevor er sich auf einen Punkt auf dem Schreibtisch zwischen ihnen konzentrierte.

»Haben Sie mich verstanden, Brunetti?«

Als der Commissario keine Anstalten machte, et-

was zu erwidern, wiederholte Patta schroff: »Ob Sie mich verstanden haben, Brunetti?«

»Ja, Dottore, durchaus«, sagte Brunetti, selbst überrascht, wie sehr das der Wahrheit entsprach. Dann stand er auf.

»Und was haben Sie nun mit diesen Zahlen vor, Brunetti?« fragte Patta scharf. Seine Stimme klang sarkastisch und zugleich drohend.

»Die Verweise auf Dante werde ich behalten, Dottore. Es ist immer gut zu wissen, wo man die Heuchler und die Opportunisten findet.«

Pattas Gesicht erstarrte, aber er hatte offenbar noch nicht genug. »Und Ihre Gesetze und Koordinaten?«

»Ach, ich weiß nicht, Dottore«, sagte Brunetti und wandte sich zur Tür. »Aber es kann nie schaden, wenn man die Gesetze kennt und weiß, wo genau man steht.« Er öffnete die Tür, wünschte sehr höflich »*Buon giorno*« und schloß die Tür hinter sich.

Als Brunetti aus Pattas Büro kam, nahm er im Vorzimmer von Signorina Elettra den Ordner entgegen, den sie ihm reichte, dankte ihr dafür und vergewisserte sich, daß er das Blatt mit Tassinis Koordinaten bei sich trug. Dann verließ er die Questura und ging hinunter zum Kanal. Foa war nirgends zu sehen, doch er fand ihn schließlich in der Bar an der Brücke, wo der junge Bootsführer einen Kaffee trank und *La Gazzetta dello Sport* las.

Er lächelte, als er Brunetti hereinkommen sah.
»Für Sie auch einen Kaffee, Commissario?«

»Sehr gern.« Brunetti wünschte, er hätte sich in irgendeiner Sportart gut genug ausgekannt, um sich angemessen darüber zu unterhalten. Statt dessen konnte er nur anmerken, wie warm es schon sei.

Als der Kaffee vor ihm stand, fragte Brunetti:
»Haben Sie eigentlich so ein Navigationsgerät, Foa?«

»Ein GPS, Commissario?«

»Ja.«

»Auf dem Boot, Commissario«, antwortete Foa.
»Brauchen Sie's?«

»Ja.« Brunetti rührte in seinem Kaffee. »Haben Sie gerade viel zu tun?«

»Abgesehen davon, daß ich mich über diese unverbesserlichen Clowns ärgern muß, eigentlich gar

nichts.« Foa schlug mit dem Handrücken auf die Zeitungsseite. »Wieso, müssen Sie irgendwohin, Commissario?«

»Ja, rüber nach Murano«, antwortete Brunetti.

Auf dem Weg zum Boot erklärte Brunetti, was es mit Tassinis Zahlen auf sich hatte, und ließ sich Foas Kompliment dafür, daß er sie entschlüsselt habe, anstandslos gefallen. An Bord schloß Foa ein Fach am Armaturenbrett auf und entnahm ihm ein Instrument mit verglastem Gehäuse. Das GPS-Gerät war kaum größer als ein *telefonino* und zeigte sowohl die Nordausrichtung an als auch die genauen Koordinaten am jeweiligen Standort des Instruments. Foa stellte es vor sich auf die Ablage und warf den Motor an. Das Boot legte ab, bog binnen kurzem in den Rio di Santa Giustina ein und trug sie rasch hinaus in die Lagune.

»Wie geht denn das?« fragte Brunetti und nahm das GPS-Gerät zur Hand. Als Kind einer autlosen Stadt hatte er stets Venedig für sein technisches und technologisches Ungeschick verantwortlich gemacht, obwohl er wußte, daß er in Wahrheit selbst der Schuldige war oder vielmehr sein mangelndes Interesse dafür, wie diese Dinge und insbesondere die raffinierten technischen Spielereien funktionierten.

»Über Satelliten«, antwortete Foa, der sich spontan entschloß, quer durchs Kielwasser eines Vaporetto der Linie 42 zu schneiden, das Kurs auf den Friedhof nahm. Ihr Boot schwankte so heftig, daß Brunetti sich an der Reling festklammern mußte,

während Foa sich wie selbstverständlich dem Auf und Ab der Wellen überließ. Er nahm die rechte Hand vom Steuer und deutete himmelwärts. »Die kreisen haufenweise da oben rum, erfassen Daten, machen Aufzeichnungen und behalten das Geschehen im Auge.« Und nach einer Pause setzte er hinzu: »Wahrscheinlich fotografieren sie auch schon, was wir frühstücken.«

Brunetti entschied sich, diese Einleitung zu ignorieren, und Foa kehrte zu den prosaischen Fakten zurück. »Der Satellit sendet Signale aus, an denen Sie genau erkennen können, wo Sie sich befinden. Da, schauen Sie!« Und er wies am Display auf die zwei illuminierten Rechtecke mit den ständig wechselnden Digitalanzeigen. »Hier«, erklärte der Bootsführer und wandte sein Augenmerk von der Fahrinne vor sich auf den GPS-Monitor, »lesen Sie den Breitengrad ab. Und daneben den Längengrad. Solange wir unterwegs sind, ändern die Werte sich fortwährend.« Und wie um dies zu demonstrieren, scherte Foa hart nach rechts aus und dann ebenso abrupt wieder nach links. Falls Längen- und Breitengradanzeige darauf reagierten, bekam Brunetti es nicht mit, denn er klammerte sich abermals mit aller Kraft an die Reling, um nicht über Bord zu gehen.

Nach diesem waghalsigen Manöver legte Brunetti das GPS-Gerät zurück und richtete sein Augenmerk auf die Silhouette von Murano, der sie sich mit beachtlichem Tempo näherten. »Wieder dahin, wo wir letztes Mal waren?« erkundigte sich Foa.

»Ja. Und diesmal möchte ich, daß Sie mitkommen.«

Foa zeigte unverhohlen seine Freude über diese Einladung. Er drosselte den Motor, lenkte das Boot auf den Anleger zu, schaltete kurz in den Rückwärtsgang und ließ es dann fast bewegungslos auf den Wellen schaukeln, bis eine seitliche Strömung sie sanft an die Uferbefestigung schob. Foa sprang an Land, vertäute das Boot an einem Ring im Pflaster und sicherte es zusätzlich mit einem zweiten Seil am Bug.

Brunetti steckte das GPS-Gerät ein und kletterte zu Foa hinauf. Gemeinsam machten sie sich auf den Weg zur Fornace De Cal. »Wollen Sie noch mal mit dem Alten reden?« fragte Foa.

»Nein«, antwortete Brunetti. »Ich bin auf der Suche nach diesen Orten hier.« Er zückte seine Brieftasche und entnahm ihr das Blatt mit den Koordinaten.

Foa beugte sich über das Blatt und las die Ziffernfolgen. »Längen- und Breitengrade stimmen mit denen der Lagune überein«, sagte er. Und setzte hinzu: »Die angegebenen Positionen müssen hier ganz in der Nähe sein.« Brunetti, der sich ja schon anhand der Seekarte einen ungefähren Überblick verschafft hatte, nickte zustimmend.

Die beiden umgingen die Werkshalle und wandten sich nach links in Richtung der Brachfläche. Brunetti sah erleichtert, daß die Seite des Gebäudes, an der sie vorbeimußten, fensterlos war.

Am Rand des dünnen Rasenflecks machten sie halt, und Brunetti holte das GPS heraus. Er wollte Foa schon das Blatt mit den Koordinaten reichen, besann sich aber darauf, daß der Bootsführer sich mit dem Navigationsgerät weit besser auskannte als er, und gab statt dessen dieses weiter. Foa prägte sich noch einmal die Zahlen auf dem Blatt ein und machte sich auf den Weg.

Den Blick fest auf das Instrument gerichtet, marschierte er über das Brachland und schwenkte in leichtem Bogen nach links ab, in Richtung Norden. Auf halbem Weg zwischen der Fornace De Cal und der Lagune blieb er stehen. Als Brunetti hinzukam, zog Foa die Hand, die das Blatt hielt, zu sich heran und überprüfte die zweite Zahl.

Ohne das GPS aus den Augen zu lassen, wandte sich Foa weiter nach links, dem Zaun zu, der einmal das Gelände von De Cal und das Nachbargrundstück voneinander getrennt hatte. Von seiner früheren Bestimmung war einzig eine Reihe gebleichter Latten und Pfähle übriggeblieben, die sich ausnahmen wie das zerfallene Skelett eines vor langer Zeit von einem räuberischen Wild gerissenen Landtieres. Gleichsam als Ersatz für die fehlende Abgrenzung zwischen den beiden Grundstücken hatte man den einstigen Zaunstreifen kahl gelassen: Der Graswuchs begann erst etwa einen Meter rechts und links der eingestürzten Pflöcke.

Nach einer Weile machte Foa halt, kontrollierte die GPS-Anzeige und trat dann ein paar Schritte nä-

her zum Zaun. »Wie lautete die Sekundenzahl, Commissario? Von der ersten Längenangabe?«

Brunetti sah auf dem Blatt nach. »Neunzig.«

Foa machte zwei kleine Schritte seitwärts, bis er mit gespreizten Beinen über den verrottenden Zaunresten stand. Er stieß ein paar Latten beiseite, schaute auf das GPS-Display und korrigierte seine Position um eine Idee nach rechts. »Okay, hier ist es!« rief er Brunetti zu. »Was auch immer diesem Typ so wichtig war: Das ist die erste Stelle, zu der er Sie hinführen wollte.« Foa trat wieder zu Brunetti, beugte sich forschend über das Blatt Papier und wandte sich dann der Fornace De Cal zu. »Der zweite Koordinatenpunkt muß in dem Gebäude da sein.«

Nachdem er abermals das GPS-Display konsultiert hatte, ließ Foa den Blick über das Gelände schweifen. »Und die dritte Stelle«, sagte er, »die befindet sich sehr wahrscheinlich da drin.« Er zeigte auf die Werksgebäude ein Stück weiter rechts, neben De Cals Firma.

Brunetti sah sich um. Konnte es sein, daß sich von diesem Punkt her etwas erkennen ließ, das aus einem anderen Blickwinkel nicht sichtbar war? Unschlüssig drehten sich beide Männer im Kreis; die Möglichkeit, daß es hier etwas zu entdecken gäbe, wurde diskussionslos verworfen. Brunetti wandte sich wieder der Fornace De Cal zu, und als er einen Schritt vortrat, vernahmen beide ein schmatzendes Geräusch. Auf dem Weg hierher hatte keiner von ihnen bemerkt, wie matschig der Boden war, doch als sie

jetzt nach unten blickten und die Füße hoben, konnten sie zusehen, wie ihre Fußabdrücke sich im Nu mit Wasser füllten.

Sie hatten beide den gleichen Einfall. »Ich habe einen Eimer im Boot, Commissario. Falls Sie etwas von der Brühe für Bocchese mitnehmen wollen.«

»Ja, holen Sie ihn bitte.« Sowenig Brunetti wußte, was solch eine Probe ergeben mochte, so sicher war er, daß sie auf irgend etwas stoßen würden. Während er auf Foa wartete, der hinunter zum Boot gelaufen war, trat Brunetti auf der Stelle und hörte und spürte dabei jedesmal das Blubbern des Schlamms.

Foa war bald zurück und brachte ein rosa Plastik-eimerchen mit und eine kleine Schaufel – Spielzeug, mit dem Kinder am Strand ihre Sandburgen bauten. Als der Bootsführer Brunettis forschenden Blick auffing, preßte er nervös die Lippen zusammen. »Na ja, manchmal nehme ich das Boot am Wochenende mit nach Hause. Wenn ich zum Beispiel den Motor überholen muß.«

»Und Ihre Tochter hilft Ihnen dabei?« erkundigte sich Brunetti schmunzelnd.

»Sie ist erst drei, Commissario.« Foa grinste verlegen.

»Aber sie kommt gern mit, wenn ich zum Muschelfangen in die Lagune rausfahre.«

»Ja, für solche Ausflüge sollte man schon ein zuverlässiges Boot nehmen«, sagte Brunetti, »besonders, wenn man ein Kind dabei hat.«

Foa dankte ihm mit einem Lächeln. »Das Benzin zahle ich aus eigener Tasche«, sagte er. Und Brunetti, der ihm glaubte, gefiel es, daß Foa Wert darauf legte, dies klarzustellen.

Brunetti nahm die Schaufel, stieß sie in den Schlamm zu ihren Füßen und kippte ein paar Ladungen in den Eimer, den Foa ihm hinhielt. Dann drückte er das Schaufelblatt flach auf den Boden und fing eine Handvoll Wasser auf, das er vorsichtig über den Schlamm goß.

Auf einmal ließ sich zur Linken eine Männerstimme vernehmen. »Was machen Sie da?«

Brunetti hielt inne und richtete sich auf. Von der Glasbläserei her, die seines Wissens Gianluca Fasano gehörte, kam ihnen ein hochgewachsener Mann entgegen – größer als Vianello und auch stämmiger. »Was machen Sie hier?« wiederholte er barsch. Foas Polizeiuniform beeindruckte ihn offenbar nicht im geringsten. Ein dicker Knochenwulst über seinen Brauen verschattete die Augen. Die schmalen Lippen waren aufgesprungen, und die Haut an der Mundpartie schien entzündet.

»*Buon giorno*«, sagte Brunetti und ging dem Mann mit ausgestreckter Hand entgegen. Der war so überrascht, daß er einschlug. »Ich bin Commissario Guido Brunetti.«

»Palazzi«, entgegnete der andere. »Raffaele.«

Foa trat hinzu, und Brunetti stellte die beiden einander vor, worauf sie sich ebenfalls mit Handschlag begrüßten.

»Können Sie mir sagen, was Sie da machen?« fragte Palazzi, diesmal in gemäßigterem Ton.

»Es geht um den Tod des Nachtwächters. Ich leite in dem Fall die Ermittlungen. Er hat doch auch für Ihren Betrieb gearbeitet, nicht wahr?«

»Ja.« Palazzi nickte, dann wies er auf den Eimer. »Aber was ist das?«

»Wir nehmen eine Bodenprobe von Signor De Cals Grundstück.« Brunetti zeigte mit dem Spaten auf die Stelle, wo Palazzi sie zuerst gesehen hatte.

»Ach, und wozu?« fragte Palazzi mit unverhohlener Neugier.

»Um sie zu untersuchen«, antwortete Brunetti.

»Wegen Giorgio?«

»Sie kannten ihn?« fragte Brunetti.

»Ach, den haben wir alle gekannt«, sagte Palazzi mit wehmütigem Lächeln. »Armer Kerl! Ich kannte ihn seit – warten Sie – sechs Jahren?« Palazzi schüttelte den Kopf, als wundere er sich, wie rasch die Zeit verging.

»Demnach kannten Sie ihn schon vor der Geburt seiner Tochter?« fragte Brunetti.

»Der arme Teufel!« Palazzi seufzte. »Das hätte keiner verdient.«

»Was, Signor Palazzi?« Brunetti stellte den Eimer ab zum Zeichen, daß er sich auf ein längeres Gespräch einrichtete. Foa baute sich breitbeinig entspannt daneben auf.

»Na, das mit der Kleinen. Daß sie so auf die Welt

kommen mußte. Ich hab selber zwei Kinder, und die sind Gott sei Dank normal.«

»Haben Sie Signor Tassinis Tochter einmal gesehen?«

»Nein, aber Giorgio hat mir von ihr erzählt. Nicht nur mir, uns allen.«

»Hat er auch über die möglichen Gründe für ihre Behinderung gesprochen?« fragte Brunetti.

»O Gott, hundertmal hat er uns die vorgebetet, so lange, bis ihm keiner mehr zuhören mochte.« Palazzi dachte einen Augenblick nach und fuhr dann fort: »Jetzt, wo er tot ist, tut es mir leid, daß wir nicht mehr Geduld mit ihm hatten. Wäre wohl nicht so schwer gewesen.« Doch dann besann er sich und sagte: »Aber es war furchtbar. Wirklich! Wenn er einmal loslegte, hat er eine geschlagene Stunde auf uns eingeredet oder zumindest so lange, bis man ihm den Mund verbot oder ihn einfach stehenließ. Ich glaube, manchmal ist er extra früher gekommen oder morgens nach seiner Schicht etwas länger geblieben, nur um uns sein Herz auszuschütten.« Palazzi machte eine Pause, dann sagte er abschließend: »Wir haben wohl irgendwann nicht mehr hingehört, oder er hat gemerkt, daß wir uns taub stellten. Jedenfalls war er in letzter Zeit nicht mehr so redselig.«

»War er psychisch gestört?« hörte Brunetti sich zu seinem eigenen Erstaunen fragen.

Palazzi klappte der Kiefer runter bei dieser Respektlosigkeit gegenüber einem Toten. »Nein. Gior-

gio war nicht verrückt. Er war bloß ... nun ja ... merkwürdig eben. Ich meine, über vieles konnte man sich ganz normal mit ihm unterhalten, aber so wie gewisse Themen aufs Tapet kamen, drehte er einfach durch.«

»Hat er seinen Chef, Signor De Cal, jemals bedroht? Oder Signor Fasano?«

Allein der Gedanke brachte Palazzi zum Lachen. »Giorgio und wem drohen? Wenn Sie so was ernsthaft fragen, dann sind höchstens Sie verrückt.«

»Und umgekehrt?« setzte Brunetti rasch nach. »Haben vielleicht sie ihn bedroht?«

Jetzt war Palazzi ehrlich erstaunt. »Warum hätten sie das tun sollen? Sie konnten ihn doch einfach rausschmeißen. Ihn an die Luft setzen. Er hat *in nero* gearbeitet, hätte sich also nicht wehren können. Er hätte gehen müssen.«

»Gibt's unter Ihnen viele Schwarzarbeiter?« Brunetti bereute die Frage, kaum daß er sie ausgesprochen hatte.

Es entstand eine lange Pause, und dann sagte Palazzi mit sehr sachlicher, beherrschter Stimme: »Darüber weiß ich nichts, Commissario.« Sein Ton verriet Brunetti, wie wenig Palazzi von nun an wissen würde. Statt nachzuhaken, bedankte sich Brunetti, schüttelte ihm die Hand und wartete, bis auch Foa sich verabschiedet hatte, bevor er das rosa Eimerchen wieder aufnahm. Auf das Vorhaben, sich Zutritt zu den Werkstätten zu verschaffen und nach den Stellen zu suchen, die mit den beiden anderen

Koordinatenpunkten übereinstimmten, wollte er vorläufig verzichten.

Palazzi hatte kehrtgemacht und stapfte über das aufgelassene Gelände zurück zu Fasanos Werkstatt. Erst als er ihm nachsah, entdeckte Brunetti die sonnenverblichenen Lettern über der Rückwand des Gebäudes. »Vetreria Regini«, entzifferte er.

»Signor Palazzi!« rief er dem Davonschreitenden nach.

Palazzi blieb stehen und sah sich um.

»Was ist das?« fragte Brunetti und wies auf die Lettern.

Palazzi folgte Brunettis Finger mit den Augen. »Der Name der Glasbläserei«, rief er zurück. »Vetreria Regini.«

Er sagte es so langsam, als bezweifle er, daß Brunetti die Inschrift ohne Hilfe lesen könne.

Schon wollte Palazzi seinen Weg fortsetzen, doch Brunettis Stimme hielt ihn zurück: »Ich dachte«, rief er, »der Betrieb gehört Fasano. Familienbesitz.«

»Ist es auch«, gab Palazzi zur Antwort. »Mütterlicherseits.« Damit machte er endgültig kehrt und ging davon.

Brunetti widerstand der Versuchung, noch auf Murano zu bleiben und in der Trattoria Nanni auf eine Portion frischen Fisch mit Polenta einzukehren. Statt dessen ließ er sich von Foa zur Questura zurückbringen, und als sie dort anlangten, schickte er den Bootsführer mit dem Eimerchen zu Bocchese ins Labor, um Schlamm und Wasser analysieren zu lassen.

Da Paola und die Kinder heute mittag bei ihren Eltern eingeladen waren, aß Brunetti in einem Restaurant in Castello; eine Mahlzeit, die er achtlos verzehrte und schon wieder vergessen hatte, als er das Lokal verließ. Anschließend machte er einen Spaziergang nach San Pietro di Castello, wo er sich die Grabstele am Bischofsthron mit den eingravierten Koranversen ansah. Die andauernde Debatte darüber, ob es sich hierbei nun um Kulturdiebstahl handele oder um ein multikulturelles Statement, schmälerte seine Bewunderung für die herrliche Schnitzerei nicht im mindesten.

Ohne Eile trat er den Rückweg zur Questura an. Kurz vor sechs kam Vianello zu ihm herauf, sah die gebundenen Jahrgänge der *Gazzetta Ufficiale* auf seinem Schreibtisch und wollte wissen, was es damit auf sich habe. Nachdem Brunetti ihm den Zusammenhang erklärt hatte, fragte er den Inspektor, wie

die Glasmanufakturen es seiner Ansicht nach vor dem Erlaß der neuen Ökogesetze mit der Entsorgung gehalten hätten.

»Ganz nach Lust und Laune«, entgegnete Vianello so entrüstet, wie es von ihm zu erwarten war. Dann aber setzte er zu Brunettis Erstaunen hinzu: »Allerdings glaube ich nicht, daß sie auf Murano viel Schaden angerichtet haben.«

Brunetti wies auf einen der beiden Besucherstühle vor seinem Schreibtisch. »Und warum nicht?« fragte er.

Vianello setzte sich. »Nun ja, ›Schaden‹ ist ein relativer Begriff«, sagte er. »Jedenfalls wenn man's mit Marghera vergleicht. Das ändert nichts an dem, was auf Murano geschehen ist, ich weiß. Aber die wahren Mörder sitzen in Marghera.«

»Du hast wirklich einen Haß auf die, nicht?« fragte Brunetti.

Vianellos Miene war todernst. »Ja, natürlich: wie jeder denkende Mensch. Und Tassini gab vor, Murano zu hassen. Nur daß er sich nie so verhalten hat.«

Brunetti konnte ihm nicht folgen. »Das verstehe ich nicht, Lorenzo.«

»Wenn er es wirklich geglaubt hätte – daß die Arbeit bei De Cal für das Unglück seiner Tochter verantwortlich war –, dann hätte er versucht, sich zu rächen. Aber alles, was er gemacht hat, war, mit seinen Kollegen in der *fornace* zu reden. Und denen einzuhämmern, daß De Cal an allem schuld sei.«

»Und was schließt du daraus?« forschte Brunetti.

»Daß er nur dem eigenen Schuldbewußtsein Luft machte«, gab Vianello zur Antwort.

Der Auffassung war Brunetti von Anfang an gewesen, brauchte also nicht mehr darauf einzugehen. »Aber was ist mit dir, Lorenzo? Warum ist dir Marghera so verhaßt?« fragte er.

»Weil ich Kinder habe«, erwiderte Vianello.

»Ich auch«, gab Brunetti zurück.

»Wenn du nach Hause kommst«, sagte Vianello in ruhigerem Ton, »frag deine Frau nach der Beilage des heutigen *Gazzettino*.«

»Welche Beilage?«

Vianello stand auf und wandte sich zum Gehen. »Frag sie einfach«, meinte er. Schon an der Tür, hatte er aber doch noch etwas mitzuteilen. »Ich habe mit ein paar von De Cals Leuten gesprochen. Sie sagen, die Geschäfte gehen schlecht. Alle, mit denen ich mich unterhalten habe, wußten etwas über angebliche Verkaufsabsichten. Über seine Preisforderungen wollte zwar jeder was anderes gehört haben, aber die Summe lag immer weit über einer Million.«

»Sonst noch was?« fragte Brunetti.

»Ach ja: Tassini hatte den Zweitjob als Nachtwächter bei Fasano erst vor zwei Monaten angetreten.«

»Und davor?«

»Ganz früher hat er in der *molatura* gearbeitet. Nach der Geburt seiner Kinder wurde er dann De Cals *uomo di notte*, aber das weißt du ja.«

»War das nun ein Auf- oder Abstieg?« Brunetti fragte es aus reiner Neugier. »Er hatte schließlich eine Frau und zwei Kinder zu unterhalten.«

Vianello zuckte mit den Schultern. »Weiß ich auch nicht. Fasanos Nachtwächter ging in Rente, und Tassini hat sich um die Stelle beworben. So wurde es mir wenigstens von zwei seiner Kollegen berichtet. Er habe gern nachts gearbeitet, weil er da nebenher lesen konnte. Wie die beiden das erzählten, hätte man allerdings glauben können, er wollte sich einen zweiten Kopf wachsen lassen.« Vianello lachte über seinen Kommentar, Brunetti stimmte mit ein, und die Spannung zwischen ihnen verflog.

Nachdem der Inspektor gegangen war, nahm Brunetti seine Neugier auf die ominöse Zeitungsbeilage zum Vorwand für einen frühen Feierabend und kam eine Stunde vor der gewohnten Zeit nach Hause.

Paola saß in ihrem Arbeitszimmer am Schreibtisch, vor sich ein Manuskript. Brunetti küßte sie auf die dargebotene Wange und sagte: »Vianello hat mir aufgetragen, dich nach einer Beilage im heutigen *Gazzettino* zu fragen.«

Einen Moment lang stutzte sie, doch dann schob sie das Manuskript zur Seite, bückte sich und hievte ein ungeordnetes Bündel Papiere und Zeitungen auf den Tisch. »Das sieht ihm ähnlich, nicht?« meinte sie lächelnd und begann in dem Stoß zu wühlen.

»Um was geht's denn eigentlich?«

Paola suchte unbeirrt weiter, bis sie etwas aus

dem Stapel herauszog und triumphierend hochhielt. »*Porto Marghera*«, las sie laut vor, »*Situazione e Prospettive*«. Sie hielt ihm das Blatt hin, damit er die Schlagzeile lesen konnte. »Glaubst du, es ist Zufall, daß die Zeitung diesen Bericht zeitgleich mit dem Prozeß veröffentlicht?«

»Aber der läuft doch schon ewig«, wandte Brunetti ein. Der Prozeß gegen den Petrochemiekonzern wegen Verunreinigung von Land, Luft und Lagune schleppte sich nun schon jahrelang hin: Das war dem ganzen Veneto bekannt, und genauso gut wußte man, daß er sich noch viele weitere Jahre hinziehen würde oder zumindest so lange, bis die Verjährungsfrist ablief und man ihn ins Himmelreich der abgewiesenen Fälle befördern konnte.

»Laß mich dir einen Absatz vorlesen, und dann sag mir, ob du da an Zufall glaubst.« Paola blätterte die Beilage durch und überflog die letzte Seite. »Abschließend danken die Autoren all denen, die zum Entstehen dieser Publikation beigetragen haben – einer Dokumentation, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, Aufklärung zu leisten und die Bevölkerung im Veneto über etwaige Umweltgefahren zu informieren, die von den Industrieanlagen in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft ausgehen.« Paola sah Brunetti an, um sich seiner vollen Aufmerksamkeit zu vergewissern. »Und wem, glaubst du, gebührt der Dank für diese freundliche Kooperation?« fragte sie und fuhr – unnötigerweise vermutlich – mit dem Finger die Zeilen entlang. »Den Betreibern des Industriegebiets.«

Als Brunetti sich nicht dazu äußerte, warf sie die Beilage auf den Schreibtisch und rief: »Komm schon, Guido, du mußt zugeben, das ist phantastisch. Genial ist das! Da erstellen sie eine Dokumentation über diese Giftschleudern knapp drei Kilometer vor unserer Haustür, in denen wahrscheinlich genügend Toxine lagern, um den ganzen Nordosten des Landes auszumerzen, und dann läßt man das Gefahrenpotential dieser Substanzen ausgerechnet von den Betreibern der verantwortlichen Unternehmen beurteilen!« Sie lachte lauthals, aber Brunetti stimmte nicht mit ein.

Wie ein Quizmaster im Fernsehen machte Paola eine Kunstpause und setzte eine gespannte Miene auf, als wolle sie ihn mit dieser gespielten Neugier zu einer Antwort provozieren. Als er weiter schwieg, fuhr sie fast beschwörend fort: »Oder sieh es mal aus einer anderen Warte: Wie wäre es, wenn Patta die nächste Kriminalitätsstatistik vom Boss der hiesigen Mafia oder meinetwegen auch von dem der Chinesenmafia erstellen ließe?« Sie schwenkte die Broschüre über ihrem Kopf und verkündete: »Wir sind alle verrückt, Guido.«

Brunetti, der inzwischen auf dem Sofa Platz genommen hatte, hörte ihr still, aber aufmerksam zu. »Laß mich dir nur noch eine Stelle vorlesen«, bat Paola. Sie blätterte ein paar Seiten nach vorn, dann wieder ein Stück zurück. »Ah, da hab ich's! Hör dir das an: ›Verhaltensregeln für den Notfall.« Sie schob die Brille hoch, hielt das Blatt dichter vor die

Augen und fuhr fort. »Bleiben Sie im Haus, schließen Sie die Fenster, drehen Sie das Gas ab, meiden Sie das Telefon, aber hören Sie Radio, und gehen Sie unter keinen Umständen ins Freie.« Paola wandte sich ihm zu und meinte sarkastisch: »Fehlt bloß noch, daß sie uns das Atmen verbieten.« Sie ließ das Blatt sinken und fügte hinzu: »Wir leben keine drei Kilometer von dort, Guido.«

»Aber das weißt du doch schon seit Jahren.« Brunetti ließ sich tiefer in die Polster gleiten.

»Ja, das schon«, räumte sie ein, »aber das hier wußte ich nicht.« Sie griff wieder nach der Beilage und schlug eine Seite auf. »Ich wußte nicht, daß sechsunddreißig Millionen Tonnen an ›Material‹ da durchgeschleust werden. Ich habe keine Ahnung, wieviel sechsunddreißig Millionen Tonnen sind, und die verraten uns natürlich nicht, was drin ist, in ihren sechsunddreißig Millionen Tonnen. Aber gesetzt den Fall, es brennt, dann würde vermutlich schon sehr viel weniger ausreichen, um ...« Hier versagte ihr die Stimme.

»Wie kommst du denn darauf, daß so was passieren könnte?« fragte er.

»Weil ich heute anderthalb Stunden lang versucht habe, der Telefongesellschaft die neue Gültigkeitsfrist meiner Kreditkarte durchzugeben«, fauchte sie.

»Und wo ist der Zusammenhang?« fragte er mit olympischer Gelassenheit.

»Die hatten mir geschrieben, meine Karte sei abgelaufen und ich solle mich unter ihrer kostenfreien

Servicenummer melden. Als ich dort anrief, landete ich in einem Menü mit dem üblichen lustigen Fragenkatalog: Drücken Sie die Eins für dies und die Zwei für das und die Drei, falls Sie ein neues Servicepaket abschließen möchten. Und dann war die Leitung tot. Sechsmal!«

»Wieso hast du dir das sechsmal angetan?«

»Was blieb mir denn anderes übrig? Selbst wenn ich meinen Vertrag hätte kündigen wollen, müßte ich immer noch da anrufen, mich abmelden und veranlassen, daß sie die Endabrechnung an die Bank schicken.«

»Und wann verrätst du mir, was das alles mit Marghera zu tun hat?« Brunetti merkte auf einmal, wie müde er war und wie gern er sich dieser Unterhaltung entzogen hätte.

Paola nahm die Brille ab; sei es, um ihn besser sehen zu können, sei es, damit er unter ihrem Basiliskenblick versteinere. »Weil an beiden Stellen die gleichen Leute arbeiten, Guido. Die Computerprogramme und die Sicherheitssysteme – alles wird von den gleichen Leuten entworfen. Als ich am Ende meiner Odyssee doch noch ein menschliches Wesen an die Strippe kriegte, wies die Frau mich an, das Ablaufdatum meiner Karte zu faxen, weil das System ihr nicht erlaube, persönliche Daten telefonisch entgegenzunehmen.«

Brunetti lehnte den Kopf an die Sofalehne und schloß die Augen. »Ich sehe immer noch keinen Zusammenhang.«

»Derjenige, der es versäumt hat, in dem Brief an mich die Faxnummer anzugeben, könnte leicht derselbe sein, der in einer der Fabriken in Marghera eine Taste oder einen Hebel zu bedienen hat und der, statt ihn so rum zu drehen ...« Paola wartete, bis er die Augen wieder aufmachte, und er sah sie ein unsichtbares Steuerrad nach rechts kurbeln. »... ihn genau andersrum dreht«, fuhr sie fort und schwenkte die Hände nach links. »Und dann ist alles hin, Marghera, Venedig, wir alle.«

»Sachte, sachte«, mahnte Brunetti, erschöpft und verärgert über diese Schwarzmalerei. »Du bist ja die reinste Cassandra.«

»Genau wie Vianello?« fragte sie.

Brunetti, der sich nicht mehr erinnerte, wie er da hineingeraten war, ließ alle diplomatische Vorsicht fahren. »Wenn ihn so richtig der Hafer sticht, ja, dann seid ihr euch schon sehr ähnlich.«

Der sportliche Eifer, mit dem Paola die Diskussion eröffnet hatte, war eisigem Schweigen gewichen. Brunetti bückte sich nach dem neuen *Espresso*, schlug ihn aufs Geratewohl auf und landete bei den Kinokritiken. Verbissen konzentrierte er sich auf die Besprechung von Filmen, die er sich nie im Leben anschauen würde. Als er damit durch war, blätterte er wahllos weiter und stieß auf den Leitartikel, der den Marghera-Prozeß behandelte. Er schlug das Heft zu und ließ es zu Boden fallen.

»Schon gut«, sagte er. »Schon gut.« Und nach einer kleinen Pause: »Es war ein anstrengender Tag,

Paola. Und ich möchte das, was davon übrig ist, nicht im Streit mit dir verbringen.«

Da er die Augen wieder geschlossen hatte, hörte er nur, wie sie zu ihm kam, und spürte gleich darauf ihr Gewicht neben sich auf dem Sofa. »Ich geh und mach das Abendessen«, flüsterte sie. Ihr Gewicht verlagerte sich, und dann fühlte er ihre Lippen auf seiner Stirn.

Als sie sich eine Stunde später zu Tisch setzten, zusammen aßen und tranken, klagten die Kinder wortreich über ihre Lehrer und die Hausaufgabenlast, die anscheinend nie abnahm.

»Wenn ihr studieren wollt«, sagte Brunetti, »dann kommt ihr ums Pauken nicht herum.«

»Und wenn ich nicht auf die Uni gehe«, fragte Chiara, »was dann?« Brunetti entdeckte keinen Trotz in ihren Worten; er sah Paola aufhorchen.

»Dann wirst du dir wohl eine Arbeit suchen müssen.« Brunetti bemühte sich, sachlich zu antworten und keine Kritik mitschwingen zu lassen, auch wenn für ihn die bessere Wahl außer Zweifel stand.

»Aber es heißt doch immer, daß man so oder so keine Stelle bekommt«, klagte Chiara.

»Steht auch dauernd in der Zeitung«, fiel Raffi ein, dessen Gabel über seinem Schwertfischsteak schwebte. »Nehmt nur Caterina und Fulvio«, verwies er auf die älteren Geschwister seines besten Freundes. »Beide haben promoviert, aber alle zwei sind arbeitslos.«

»Das stimmt nicht«, widersprach Chiara. »Caterina arbeitet in einem Museum.«

»Du meinst, sie verkauft Kataloge im Correr«, sagte Raffi. »Das ist doch keine Arbeit für sie, nicht nach sechs Jahren Studium. Und wenn schon, dann würde sie als Schuhverkäuferin bei Prada mehr verdienen.« Brunetti fragte sich, ob Raffi das für einen besseren Job hielt.

»Prada ist auch nicht das Gelbe vom Ei für eine angehende Kunsthistorikerin«, wandte Chiara ein.

»Aber der Ramschladen im Correr-Museum genauso wenig«, gab ihr Bruder zurück.

Brunetti, der die letzte Ausstellung im Correr gesehen und für den Katalog über vierzig Euro hatte berappen müssen, hätte den Museumsshop kaum als Ramschladen bezeichnet, doch das behielt er für sich und fragte statt dessen: »Und was ist mit Fulvio?«

Raffi musterte seinen Fisch, und Chiara nahm sich noch einmal Spinat nach, obwohl sie ihr Besteck zuvor schon ordentlich auf dem Teller abgelegt hatte. Keins der Kinder antwortete, und die Situation wurde langsam peinlich. Brunetti tat, als habe er nichts bemerkt, und sagte: »Er wird schon was finden. Ist doch ein aufgeweckter Kerl.« Und an Paola gewandt: »Gibst du mir bitte mal den Spinat? Das heißt, falls Chiara was davon übrigläßt.«

Paola reichte ihm nicht nur die Schüssel, sondern überspielte zugleich elegant das betretene Schweigen, mit dem die Kinder auf Brunettis Frage nach Fulvio reagiert hatten. »Meinen Studenten ergeht es

ganz genauso«, begann sie in unbefangenen Plauderton. »Die schreiben ihre Dissertation, werden promoviert, dürfen sich *dottore* nennen und sind dann heilfroh, wenn sie als Aushilfslehrer in einem Kaff wie Dolo oder Burano unterkommen.«

»Klempner«, warf Brunetti ein und hob, um Aufmerksamkeit heischend, die Hand. »Das ist ein Beruf, zu dem ich meinen Kindern rate: Klempner werden immer gesucht. Man trifft eine Menge interessanter Leute und wird mit Aufträgen überhäuft. Dieses ewige Studieren, in Bibliotheken rumhocken und über große Ideen debattieren – das bringt doch nichts, außerdem ist es schlecht fürs Gehirn. Nein, ich plädiere für einen handfesten Beruf: viel frische Luft, anständige Bezahlung, ehrliche, harte Arbeit.«

»Oh, *papà!*« Chiara hatte ihn wieder einmal als erste durchschaut. »Manchmal bist du wirklich zu albern.« Brunetti stellte sich ahnungslos und versuchte ihr einzureden, sie solle die Mathematik lassen und lieber schweißen lernen. Der Nachtschicht beendete seine komische Einlage, aber da war der Schatten, den er mit seiner Frage nach Fulvio heraufbeschworen hatte, auch schon verscheucht.

Sie lagen schon im Bett, als Brunetti – vom Tag erschöpft – Paola fragte: »Was ist denn mit Fulvio?«

Das Licht war bereits aus, und daher spürte er mehr, als daß er sah, wie sie mit den Schultern zuckte. »Ich tippe auf Drogen«, sagte sie.

»Du meinst, er ist süchtig?«

»Kann sein«, antwortete sie, doch es klang alles andere als überzeugt.

»Dann dealt er?« Brunetti drehte sich zu ihrer schemenhaften Silhouette hin.

»Das schon eher.«

»Armer Junge«, sagte Brunetti, »arme Menschheit.« Er legte sich wieder auf den Rücken und starrte zur Decke empor. »Hast du irgendeine Ahnung, ob ...« begann er und stockte. In welchen Dimensionen mochten sich die Geschäfte des Jungen bewegen? Ob er sich von Berufs wegen dafür interessieren sollte? Und wer mochten Fulvios Kunden sein? Die letzte Frage weckte jenen Wurm des Zweifels, der stets darauf lauerte, an einem elterlichen Herzen zu nagen.

»Falls du wissen möchtest, ob Raffi gefährdet ist, so kann ich dich beruhigen. Unser Sohn nimmt keine Drogen.«

Der Polizist in Brunetti wollte wissen, wieso Paola das behaupten konnte: Wer und wie verlässlich war ihre Quelle? Hatte sie Raffi selbst befragt, oder hatte er von allein ausgepackt, oder berief sie sich auf das Zeugnis eines Dritten, der den Fall kannte und die Verdächtigen? Er starrte zur Decke, und während er hinauf sah, wurde eins der Lichter, die von der anderen Seite der *calle* hereinschienen, gelöscht, und der Raum versank in tröstliche Dunkelheit. Wie töricht, wie fahrlässig, sich auf das Wort einer Mutter zu verlassen, wenn es um die Unschuld ihres einzigen Sohnes ging.

Er starrte zur Decke und traute sich nicht, sie ins Kreuzverhör zu nehmen. Durchs Fenster, das einen Spaltbreit offenstand, schlugen die Glocken von San Marco Mitternacht – Schlafenszeit. In das Geläute hinein hörte er Paola sagen: »Laß gut sein, Guido. Sorg dich nicht um Raffi.« Erleichtert schloß er für einen Moment die Augen, und als er sie wieder aufschlug, war es draußen schon wieder hell.

Am nächsten Morgen, auf dem Weg zur Questura, machte Brunetti sich Gedanken darüber, wie er bei Signorina Elettra das Thema Fasano anschneiden könnte, ohne sich neuen Ärger einzuhandeln. Was sie an dem Mann schätzte, war ihm schleierhaft: Normalerweise hatte sie Grips genug, Politiker von Grund auf zu verachten, warum also sprang sie ausgerechnet für diesen in die Bresche? Kapriziös, wie ihre Vorurteile waren, lag es vielleicht nur daran, daß Fasano seinen Entschluß, in die Politik zu gehen, noch nicht offiziell bekanntgegeben hatte und Elettra bereit war, ihn bis dahin als Menschen zu behandeln.

Fasanos Namen und auch sein Gesicht kannte Brunetti seit Jahren aus dem *Gazzettino*. Er war groß, sportlich, fotogen, dem Vernehmen nach ein guter Redner und bei seinen Arbeitern beliebt. Von einer Abendgesellschaft, bei der er Fasano und seine Frau vor ein paar Jahren getroffen hatte, waren Brunetti ein umgänglicher, kultivierter Mann und eine attraktive Blondine im Gedächtnis geblieben, aber weiter reichte seine Erinnerung nicht. Gut möglich, daß er sich mit ihr über eine Inszenierung im Goldonitheater unterhalten hatte, oder vielleicht war es auch ein Film gewesen: Er hatte es schlichtweg vergessen.

Als er bei Ballarin auf einen Kaffee und eine Brioche einkehrte, versuchte Brunetti immer noch, sich auf irgend etwas zu besinnen, das Klatsch und Tratsch ihm mit den Jahren über Fasano zugetragen hatten. Er hatte die Brioche schon halb zum Mund geführt, als ihm die Erleuchtung kam: Der beste Weg, sich Informationen über den Mann zu beschaffen, war das direkte Gespräch mit ihm. Ein paar Sekunden stand er reglos, mit seitwärts geneigtem Kopf und hielt die Brioche in der Schwebe. Ein Gast drängte sich an ihm vorbei zur Theke, und Brunetti erhaschte einen flüchtigen Blick auf das eigene Spiegelbild. Hastig vertilgte er das Gebäck, trank seinen Kaffee aus, zahlte und machte sich auf den Weg zu den Fundamenta Nuove und der Linie 42.

Das betonierte Sträßchen vom ACTV-Anleger auf Sacca Serenella hinauf zu den Glaswerkstätten war Brunetti mittlerweile vertraut. Nur daß er sich diesmal, oben angekommen, nicht nach rechts, zur Fornace De Cal, wandte, sondern auf die benachbarte Werkstatt links davon zuschritt, von der er bislang kaum Notiz genommen hatte. Der wuchtige Backsteinbau hatte ein hohes Spitzdach mit einer Doppelreihe Oberlichter, und den Eingang markierte, wie bei den meisten *fornaci*, eine metallene Schiebetür.

Im Näherkommen erkannte der Commissario Raffaele Palazzi, der vor dem Tor stand und eine Zigarette rauchte. »Guten Morgen«, sagte Brunetti

und hob grüßend die Hand. »Scheint schön zu werden, heute.«

Palazzi lächelte ganz freundlich zurück, ließ die Kippe fallen, trat sie aus und verscharrete sie mit der Fußspitze im Boden. »Alte Angewohnheit«, sagte er, als er Brunettis Blick auffing. »Ich habe früher in einer Chemiefabrik gearbeitet, und da mußten wir mit Zigaretten vorsichtig sein.«

»Wundert mich, daß Sie dort überhaupt rauchen durften.«

»Durften wir nicht.« Palazzi grinste. Und als er Brunetti verständnisvoll zurücklächeln sah, deutete er mit dem Kopf hinter sich, in Richtung der Brachfläche, die sich zwischen den Werkstätten bis zur Lagune hinzog, und fragte: »Seid ihr fündig geworden, da draußen?«

»Ergebnis steht noch aus«, antwortete Brunetti.

»Aber Sie rechnen damit, daß Sie was finden?«

Brunetti zuckte mit den Schultern. »Das ist Sache des Labors.«

»Nach was suchen Sie denn?«

»Keine Ahnung«, gestand Brunetti.

»Reine Neugier?« Palazzi holte seine Zigaretten heraus, klopfte zwei ein Stück weit aus der Schachtel und hielt Brunetti das Päckchen hin. Doch der schüttelte den Kopf.

Da er keine Antwort bekam, wiederholte Palazzi seine Frage: »Also sind Sie bloß neugierig?«

»Das bin ich immer.«

»Ist es wegen Tassini?«

»Auch, ja.«

»Und weiter?«

»Weil gewisse Leute es nicht gern sehen, daß ich hierherkomme.«

»Und daß Sie Fragen stellen?«

Brunetti nickte. Palazzi steckte sich eine Zigarette an, nahm einen tiefen Zug, legte den Kopf in den Nacken und stieß eine ganze Reihe vollkommener Rauchringe aus, die langsam größer wurden, so groß wie Heiligenscheine, bevor sie sich in der weichen Morgenluft auflösten. »Tassini hat auch eine Menge Fragen gestellt«, sagte Palazzi.

»Worüber?« Die Sonne hatte an Kraft gewonnen, seit Brunetti von Bord gegangen war. Er knöpfte sein Jackett auf.

»Über alles«, antwortete Palazzi.

»Zum Beispiel?«

»Wer darüber Buch führte, welche Chemikalien geliefert und welche entsorgt wurden, und ob uns irgendwer aus den anderen Werkstätten bekannt sei, der Kinder mit ... mit Problemen habe.«

»Wie seine Tochter?«

»Wahrscheinlich, ja.«

»Und weiter?«

Palazzi warf die nur halb gerauchte Zigarette weg, trat sie aus und verscharrte auch sie im Boden, bis keine Spur mehr übrig war. »Tassini kam erst vor zwei Monaten zu uns. Aber wir kannten ihn alle, weil er schon jahrelang drüben bei De Cal gearbeitet hatte. Und als dann unser Nachtwächter in Rente ging, da

hat der Chef wohl gedacht, es wäre ganz praktisch, sich Tassini mit De Cal zu teilen. Gibt ja schließlich nicht allzuviel zu tun für den *uomo di notte*.« Und mit gedämpfter Stimme fuhr er fort: »Wir wußten natürlich von seiner Tochter. Aber wie ich Ihnen schon gestern sagte: Es hatte niemand Lust, ihm zuzuhören oder mit ihm zu debattieren oder sich auf seine Ideen einzulassen.« Brunetti nickte zum Zeichen, daß er diese Zurückhaltung verstand, und auch um Palazzi die Hemmungen davor zu nehmen, so bald nach seinem Tod über Tassini zu tratschen.

Palazzi ließ eine nachdenkliche, vielleicht auch respektvolle Pause verstreichen, bevor er hinzufügte: »Trotzdem hat Giorgio uns allen irgendwie leid getan.« Auf Brunettis fragenden Blick hin fuhr er fort: »Schon weil er so ungeschickt war. In der Werkstatt praktisch nicht zu gebrauchen. Aber der *uomo di notte* muß ja auch bloß die Öfen auffüllen, ein Auge auf die *miscela* haben und sie, wenn nötig, umrühren.«

»Fällt Ihnen sonst noch was ein, wonach er sich erkundigt hat?« fragte Brunetti.

Palazzi überlegte. Er versenkte die Hände in den Taschen und betrachtete seine Schuhspitzen. Endlich sah er wieder zu Brunetti auf und sagte: »Vor ungefähr vier Wochen, da hat er mich nach dem Installateur gefragt.«

»Was wollte er denn über den wissen?«

»Wer er sei – der, der hier die Werkstatt betreut – und wann er das letzte Mal bei uns war.«

»Und konnten Sie das beantworten?« Als Palazzi

nickte, forschte Brunetti weiter: »Was haben Sie Tassini erzählt?«

»Daß Fasano mit der Klempnerei Adil-San zusammenarbeitet – die haben ihr Geschäft in der Nähe der Misericordia. Ihr Boot holt den Sondermüll ab, und sie kommen raus, wenn irgendwas kaputt ist. Ja, das hab ich Tassini gesagt.«

»Und wann waren die das letzte Mal hier?« fragte Brunetti, obwohl ihm selbst nicht klar war, warum er das Thema weiterverfolgte.

»So vor zwei Monaten, glaube ich, um die Zeit, als Tassini bei uns anfang. Die Schleiferei war für einen Tag geschlossen, weil einer der Sedimentationstanks repariert werden mußte.«

»Hat Tassini das mitbekommen?«

»Nein. Er kam ja erst zur Nachtschicht, und die Leute von Adil-San sind schon am Nachmittag wieder fort.«

»Verstehe«, sagte Brunetti, aber er verstand nicht.

Palazzi blickte auf die Uhr. Als Brunetti sah, daß er sich zum Gehen anschickte, fragte er: »Ist der Chef da?«

»Vor einer Weile hab ich ihn noch gesehen. Wahrscheinlich ist er in seinem Büro. Soll ich mal nachfragen?«

»Nein, danke«, erwiderte Brunetti beiläufig. »Wenn Sie mir nur den Weg zeigen, werde ich ihn schon finden. Ist nichts Wichtiges, nur ein paar Routinefragen über Tassini und seine Betriebszugehörigkeit.«

Palazzi maß Brunetti mit einem langen Blick und meinte: »Komisch, daß die Polizei wegen ein paar Routinefragen gleich einen Commissario herschickt, nicht?« Er lächelte, und Brunetti war nicht mehr sicher, wer von ihnen eigentlich die Befragung geführt hatte.

Nachdem der Commissario sich noch einmal bei ihm bedankt hatte, machte Palazzo kehrt und verschwand durchs Tor in der Werkstatt. Brunetti folgte ihm in das inzwischen vertraute Halbdunkel. Vor den offenen Rechtecken der Schmelzöfen am anderen Ende der Halle bewegten sich die Arbeiter wie Schattenrisse im gleißenden Feuerschein. Brunetti blieb stehen und sah ihnen zu, wie sie sich achtsam vorbeugten und in eingespieltem Rhythmus die *canne* in der hellen Glut der Ofengehäuse versenkten. Etwas an ihren Hantierungen löste eine vage Erinnerung aus, aber alles, was er sah, war das Ballett der Glasbläser, die ihre Werkstücke kreisen ließen, sie im Feuer härteten und unablässig weiterdrehten, bis sie sie wieder aus dem Ofen nahmen: der gleiche Ablauf, den er in den letzten Tagen schon mehrfach beobachtet hatte. Brunetti wandte sich ab.

An der rechten Längswand befanden sich vier Türen. Auf der ersten stand Fasanos Name. Brunetti wollte gerade anklopfen, als es ihm wie Schuppen von den Augen fiel. Die *maestri* hielten, um das Gleichgewicht zu wahren, die langen Stangen mit der Rechten, in der sie die meiste Kraft hatten. Handschuh und Armschutz trugen sie links, auf der

Seite, die dem Feuer am nächsten kam. Tassini aber war Linkshänder: Er hatte sein Glas und auch den Telefonhörer in die linke Hand genommen, folglich hätte er die Schutzkleidung rechts tragen müssen.

Brunetti klopfte und trat ein, als von drinnen die Aufforderung erklang. Fasano stand am einzigen Fenster des Raums und beugte sich tief über etwas, das er ans Licht hielt. Er war in Hemdsärmeln und Weste und konzentrierte sich ganz auf das Teil in seinen Händen.

»Signor Fasano?« fragte Brunetti, obwohl er ihn von den Fotos und ihrer früheren Begegnung her erkannte.

»Ja?« antwortete Fasano und drehte sich um. »Ah!« rief er, als er Brunetti erblickte, »Sie sind der Polizist, der schon ein paarmal hier war, stimmt's?«

»Ja. Guido Brunetti«, sagte der Commissario. Jene Abendgesellschaft lag schon so lange zurück, daß man daran wohl nicht mehr anknüpfen konnte.

»Ich erinnere mich«, entgegnete Fasano. »Bei den Guzzinis, vor etwa fünf Jahren.«

»Sie haben ein gutes Gedächtnis.« Eine Antwort, die offenließ, ob Brunetti sich ebenfalls an die Begegnung erinnerte oder nicht.

Fasano lächelte, trat an den Schreibtisch, wo er das Teil abstellte – eine hohe Filigranvase, die sich nach oben hin zu einer lilienförmigen Öffnung verjüngte –, und kam dann mit ausgestreckter Hand auf Brunetti zu.

»Wie kann ich Ihnen behilflich sein?«

»Wenn Sie erlauben, würde ich Ihnen gern ein paar Fragen zu Giorgio Tassini stellen«, sagte Brunetti.

»Der arme Teufel, der drüben gestorben ist.« Fasanos Antwort war halb Frage, halb Feststellung. Er wies mit dem Kinn in Richtung der Fornace De Cal. »Soweit ich mich erinnern kann, das erste Mal, daß hier draußen jemand ums Leben kam.«

»Mit ›hier draußen‹ meinen Sie Murano, Signore?«

»Ja. Bei De Cal hat es bis dahin nicht mal einen schwereren Unfall gegeben«, sagte Fasano. Und in einer Mischung aus Stolz und Erleichterung setzte er hinzu: »Bei uns übrigens auch nicht.«

»Tassini war noch nicht lange bei Ihnen, als das passierte, oder?« fragte Brunetti.

Fasano lächelte nervös. »Ich will ja nicht unhöflich erscheinen, Commissario, aber ich verstehe nicht, warum Sie mit diesen Fragen zu mir kommen, statt sich an De Cal zu halten.«

»Ich versuche mir ein Bild von Tassinis Aufgabenbereich zu machen, Signore. Darüber hinaus sammle ich alle Fakten, die mir helfen könnten, das Geschehene zu verstehen. Mit Signor De Cal habe ich bereits gesprochen, und da Tassini auch für Sie gearbeitet hat ...« Brunetti ließ den Satz in der Schwebe.

Fasano senkte den Blick. Als ob er unbewußt Palazzis Unsicherheit nachahmen würde, schob er die Hände in die Taschen und starrte zu Boden. Doch nach einer Weile sah er Brunetti offen an und sagte:

»Er hat *in nero* gearbeitet, Commissario.« Er nahm die Hände aus den Taschen und hob sie in theatralischer Geste in die Höhe. »Früher oder später hätten Sie's ja doch rausgekriegt, also kann ich's Ihnen auch gleich sagen.«

»Damit habe ich nichts zu tun, Signor Fasano«, versetzte Brunetti liebenswürdig. »Mich interessiert nicht, wie er bezahlt wurde, sondern nur, was seinen Tod verursacht haben könnte. Nichts sonst.«

Fasano musterte Brunettis Gesicht, als versuche er abzuwägen, wieweit er diesem Mann trauen dürfe. Endlich sagte er: »Ich vermute, daß er auf eigene Rechnung Glas herstellen wollte.« Da Brunetti nichts erwiderte, setzte er erläuternd hinzu: »Also Gegenstände aus Glas. Vasen, Trinkgefäße.«

»Wußte er denn, wie das geht?« fragte Brunetti.

»Er war seit Jahren nebenan beschäftigt. Also hat er sich bestimmt die notwendigen Grundkenntnisse angeeignet.«

»Haben Sie ihn je beim Glasmachen gesehen? Drüben oder hier?«

Fasano schüttelte den Kopf. »Nein. Ich bin ihm hier auch fast nie mehr begegnet, nachdem ich ihn eingestellt hatte.« Bei dem Wort »eingestellt« wirkte er nervös.

»Der Mann hat ja nachts gearbeitet«, fuhr Fasano rasch fort, »und ich bin nur untertags da. Aber die meisten Nachtarbeiter brennen sich während ihrer Schicht ein, zwei Stücke nebenher und nehmen sie morgens mit nach Hause.

In aller Regel wird da ein Auge zugeedrückt, zumindest hier, bei mir.«

»Und wieso?«

Fasano lächelte und sagte: »Solange sie nicht den Namen der *vetreria* draufsetzen oder ihre Arbeit für die eines der *maestri* ausgeben, ist das Ganze ja relativ harmlos. Im Lauf der Jahre haben wir uns wohl alle damit abgefunden, und für die Betreffenden ist das nun so eine Art dreizehntes Monatsgehalt, jedenfalls für die, die ähnlich gestellt sind wie Tassini.« Er überlegte eine Weile und fuhr dann fort: »Und nach dem, was ich von meinen Leuten gehört habe, war Tassini ja wohl wirklich arm dran, schon wegen seiner Tochter – warum ihm also das kleine Zubrot mißgönnen?« Da Brunetti schwieg, ergänzte Fasano: »Außerdem konnte er ohne die Hilfe eines *servente* ohnehin kaum mehr zustande bringen als ganz einfache Schalen oder Vasen.«

»Wußten seine Kollegen Bescheid?«

Fasano überdachte die Frage, dann sagte er: »Ich glaube schon. Die Belegschaft ist eigentlich immer über alles auf dem laufenden.«

»Sie scheinen das ja ganz locker zu nehmen?«

»Wie ich schon sagte«, gab Fasano zurück, »der Mann verdiente ein bißchen Zuwendung.«

»Verstehe«, sagte Brunetti und fragte dann: »Hat er Ihnen gegenüber je erwähnt, daß er die Erkrankung seiner Tochter auf die Arbeitsbedingungen hier zurückführte?«

»Ich sagte Ihnen doch, Commissario: Ich habe

Tassini nur das eine Mal gesprochen, als ich ihn einstellte. Außerdem war er bloß zwei Monate bei uns.«

Brunetti lächelte zuvorkommend. »Verzeihen Sie, ich habe mich wohl nicht klar ausgedrückt. Ich weiß, daß er nur kurz hier war. Aber lassen Sie mich die Frage so formulieren: Ist Ihnen je von anderer Seite zu Ohren gekommen, daß Tassini solche Theorien verbreitete?« Als Fasano darauf keine Antwort gab, setzte er mit Komplizenhaftem Lächeln hinzu: »Die Belegschaft ist bekanntlich immer auf dem laufenden.«

Fasanos Hände verschwanden wieder in den Taschen, und er betrachtete seine Schuhspitzen. Ohne den Kopf zu heben, sagte er endlich: »Ich möchte einem Toten nichts Schlechtes nachsagen.«

»Nichts, was Sie mir erzählen, kann ihm jetzt noch schaden, Signore.«

Fasano blickte wieder auf. »Also gut, ja, ich habe so einiges mitbekommen. Daß er sich einbildete, er hätte während seiner Arbeit bei De Cal Chemikalien und Mineralstoffe eingeatmet, und darin die Ursache für die ... die Probleme seiner Tochter sah.«

»Halten Sie das für möglich?«

»Eine schwierige Frage, Commissario«, erwiderte Fasano mit schiefem Lächeln. »Ich habe mir die Statistiken über die Arbeiter auf Murano sehr genau angesehen, aber nie etwas gefunden, womit sich Tassinis Verdacht rechtfertigen ließe.« Und Brunettis Einwand vorwegnehmend, fügte er hinzu: »Ich bin

kein Wissenschaftler und auch kein Arzt, ich weiß, trotzdem ist mir das ein wichtiges Anliegen.«

»Die Gesundheit der Belegschaft?« fragte Brunetti.

»Ja, natürlich«, rief Fasano plötzlich sehr erregt. »Und die meine«, setzte er hinzu und lächelte zum Zeichen, daß dies ein Scherz sei. »Aber es ist nicht die Arbeit auf Murano, die die Leute gefährdet, Commissario, sondern die unmittelbare Nähe zu Marghera. Sie lesen doch Zeitung; Sie wissen, was bei dem laufenden Prozeß ans Licht kommt. Oder auch nicht«, korrigierte er sich mit einem zerknirschten Grinsen. Er trat einen Schritt nach links und hob eine Hand in, wie Brunetti vermutete, nordwestliche Richtung. »Die Gefahr lauert da drüben«, sagte er und ergänzte, wie um jeden Zweifel auszuräumen: »In Marghera.«

Da Brunetti ihm aufmerksam zuhörte, fuhr Fasano fort: »Von dort kommt die Umweltverschmutzung, die meine Belegschaft gefährdet.« Seine Stimme gewann zunehmend an Kraft. »Da sitzen die Leute, die alles vergiften, indem sie ihren ganzen Dreck in die Lagune kippen, schütten, werfen oder das Zeug irgendwo in den Süden verfrachten und auf den Feldern ausbringen lassen. Hier bei uns gibt's so was nicht, glauben Sie mir.«

Fasano hielt inne, als sei ihm bewußt geworden, wie sehr er sich in Rage geredet hatte. Er versuchte, mit einem Lachen darüber hinwegzutäuschen, doch es gelang ihm nicht. »Tut mir leid, wenn ich so überreagiere, aber ich habe Kinder. Und der Gedanke

daran, wie diese Banditen Tag für Tag Luft und Wasser verpesteten, der macht mich, also ... Ich fürchte, der macht mich ein bißchen verrückt.«

»Und hier werden keine Schadstoffe freigesetzt?« erkundigte sich Brunetti.

Ein verächtliches Achselzucken wies schon die Frage als unzulässig zurück. »Umweltverschmutzung war bei uns noch nie ein nennenswertes Problem. Und jetzt, wo wir derart strenge Auflagen haben, ist die Chance, hier irgend etwas zu verunreinigen, gleich null.« Nach einer kurzen Pause setzte er hinzu: »Um meiner Kinder willen wünschte ich, ich könnte das gleiche von Marghera sagen, aber das geht leider nicht.«

Brunetti war mit den Jahren zunehmend mißtrauisch geworden gegen Leute, die mit ihrer Sorge um das Wohl anderer hausieren gingen. Andererseits hätte das, was Fasano zum Thema Umweltschutz geäußert hatte, genausogut von Vianello stammen können, und da Brunetti dem Inspektor rückhaltlos vertraute, kam ihm auch Fasano aufrichtig vor.

»Könnten die Schadstoffe aus Marghera schuld sein an der Erkrankung von Tassinis Tochter?« fragte Brunetti.

Fasano zuckte abermals mit den Schultern; dann sagte er fast widerstrebend: »Nein, das glaube ich nicht. Sosehr ich auch überzeugt davon bin, daß Marghera uns langsam alle vergiftet – einen ursächlichen Zusammenhang mit der Behinderung der Kleinen kann ich mir nicht vorstellen.« Ungefragt liefer-

te er die Begründung nach: »Ich habe gehört, was bei ihrer Geburt passiert ist.«

Als klar war, daß Fasano nicht näher darauf eingehen würde, fragte Brunetti: »Warum hat er dann De Cal die Schuld gegeben?«

Fasano setzte zu einer Antwort an, stockte jedoch im letzten Moment und musterte Brunettis Gesicht, als sei er im Zweifel, wie weit er sich bei jemandem, den er nicht besonders gut kannte, vorwagen dürfe. Endlich sagte er: »Irgend jemandem mußte er doch die Schuld geben, nicht wahr?«

Damit wandte Fasano sich um und kehrte zu seinem Schreibtisch zurück, wo er sich über die dort abgestellte Vase beugte. Sie war etwa fünfzig Zentimeter hoch und bestach durch ihre vollkommen klare, schlichte Linienführung. »Wunderschön«, entfuhr es Brunetti.

Fasano sah ihn mit einem Lächeln an, das sein ganzes Gesicht milder erscheinen ließ. »Danke, Commisario. Von Zeit zu Zeit stelle ich mich auf die Probe, um zu sehen, ob ich immer noch ein Werkstück hinkriege, das nicht auf einer Seite eingedellt ist oder zwei verschieden große Henkel hat.«

»Ich wußte gar nicht, daß Sie auch Glasbläser sind«, sagte Brunetti mit unverhohlener Bewunderung.

»Ich habe meine Kindheit hier verbracht«, antwortete Fasano nicht ohne Stolz. »Mein Vater wollte, daß ich studiere, als erster aus unserer Familie. Also ging ich auf die Universität, aber den Sommer

habe ich immer hier verbracht, in der *fornace*.« Er hob die Vase hoch, drehte sie zweimal im Kreis und prüfte die Oberflächenstruktur. Brunetti entdeckte einen hauchzarten bläulichen Schimmer, so durchsichtig, daß man ihn im hellen Tageslicht fast nicht erkannte.

Die Augen fest auf die Vase gerichtet, sagte Fasano in einem Ton, als hätte er, seit Brunetti ihm die Frage gestellt hatte, unablässig darüber nachgedacht: »Er mußte an seine Hirngespinnste glauben. Jeder hier weiß, was bei der Geburt des Mädchens passiert ist. Darum waren wohl auch alle immer so geduldig mit ihm. Doch er mußte seine Schuld auf irgendwen abwälzen, und so suchte er sie am Ende bei De Cal.« Fasano stellte die Vase wieder auf den Schreibtisch. »Aber er hat nie jemandem etwas zuleide getan.«

Brunetti versagte sich den Einwand, daß Tassini seiner Tochter mehr als genug Schaden zugefügt hatte, und fragte statt dessen: »Hatte Signor De Cal denn Ärger mit ihm?«

Er sah, wie Fasano sich die Antwort zurechtlegte. »Nicht daß ich wüßte«, sagte er endlich.

»Kennen Sie Signor De Cal?«

Fasano lächelte. »Die Werkstätten unserer Familien liegen seit über hundert Jahren nebeneinander, Commissario.«

»Ja, natürlich.« Brunetti tat verlegen. »Hat er sich denn mal über Tassini geäußert oder irgendwelche Probleme mit ihm erwähnt?«

»Sie haben Signor De Cal doch kennengelernt?«

»Ja.«

»Können Sie sich dann einen Arbeiter vorstellen, der ihm ernsthaft die Stirn bieten würde?«

»Nein.«

»Na also! De Cal hätte vermutlich Hackfleisch aus ihm gemacht, wenn Tassini es gewagt hätte, auch nur anzudeuten, daß er schuld sei am Unglück des Kindes.« Fasano lehnte sich an den Schreibtisch und stützte sich mit den Händen auf die Platte. »Wahrscheinlich mußte Tassini auch darum ständig anderswo sein Herz ausschütten. Weil er sich nicht traute, De Cal direkt anzugehen.«

»Klingt, als hätten Sie sich doch näher mit seinen Anschuldigungen beschäftigt, Signore«, sagte Brunetti.

Fasano zuckte die Achseln. »Kann schon sein. Schließlich arbeiten wir ständig mit diesen Materialien, und der Gedanke, daß sie mir – oder uns – schaden könnten, ist mir natürlich alles andere als angenehm.«

»Sie scheinen aber nicht an eine Gefahr zu glauben«, bemerkte Brunetti.

»Tue ich auch nicht. Ich habe die Wissenschaftsberichte und die Analysen gelesen, Commissario. Die Gefahr, ich wiederhole es, lauert dort drüben.« Mit einer halben Drehung wies er abermals nach Nordwesten.

»Einer meiner Inspektoren glaubt, die werden uns umbringen mit ihren Giftschleudern.«

»Er hat recht!« sagte Fasano mit Nachdruck.

Aber er äußerte sich nicht weiter, wofür Brunetti fast dankbar war.

Fasano stieß sich vom Schreibtisch ab. »Ich fürchte, ich muß wieder an die Arbeit«, sagte er.

Brunetti nahm an, er würde um den Schreibtisch herumgehen und dahinter Platz nehmen, aber Fasano ergriff die Vase und ging zur Tür. »Ich will noch ein paar Unebenheiten abschleifen.« Sein Ton machte unmißverständlich klar, daß Brunettis Begleitung nicht erwünscht sei.

Der Commissario dankte für die Zeit, die er ihm geopfert habe, verließ die Werkstatt und machte sich auf den Weg zum Anleger.

Brunetti fuhr mit der Linie 42 bis Fondamenta Nuove, und weil es von dort nicht mehr weit war, ging er zu Fuß zur Fondamenta della Misericordia. In einer Bar, in der er einen Kaffee trank und sich nach Adil-San erkundigte, bekam er nicht nur eine Wegbeschreibung, sondern erfuhr auch, daß es sich um ehrliche und fleißige Leute handele, deren Sohn kürzlich ein Mädchen aus Dänemark geheiratet habe, eine Kommilitonin von der Universität, aber die Ehe würde wohl nicht halten. Nein, nicht wegen des Mädchens, selbst wenn es eine Ausländerin war, sondern weil Roberto ein *donnaiolo* sei, und die sind eben unverbesserlich, nicht wahr, hören niemals auf, den Frauen nachzusteigen. Brunetti nickte zustimmend und zum Dank für diese Informationen, verließ die Bar, bog an der nächsten Ecke rechts ab und ging am Kanal entlang, bis er auf der gegenüberliegenden Seite das Schild sah. Über die Brücke und drüben wieder ein Stück zurück, und dann stand er im Büro der Klempnerei, wo eine junge Frau hinter einem Computer saß.

Sie sah dem Eintretenden lächelnd entgegen und erkundigte sich nach seinen Wünschen. Ihr Mund mochte etwas zu groß sein oder ihr Lippenstift zu dunkel; trotzdem war sie reizend, und Brunetti fühlte sich durch ihre zuvorkommende Art geschmei-

chelt. »Ich hätte gern den Geschäftsführer gesprochen«, sagte er.

»Geht es um einen Kostenvoranschlag, Signore?« Ihr Lächeln wurde noch herzlicher, und Brunetti gewann den Eindruck, daß ihr Mund eigentlich genau richtig sei.

»Nein, ich möchte ihn wegen eines Kunden befragen«, sagte er und zückte seinen Dienstausweis.

Die junge Frau blickte von dem Foto auf ihn und zurück; dann gestand sie: »Ich hab noch nie so einen gesehen. Das ist wie im Fernsehen, nicht?«

»Ein bißchen vielleicht. Nur nicht so aufregend«, sagte Brunetti.

Sie warf einen letzten Blick auf den Ausweis, bevor sie ihn zurückgab. »Ich geh und sag ihm Bescheid, wenn's recht ist, Commissario.« Als sie aufstand, sah er, daß sie in der Taille fülliger war, als er erwartet hätte. Gleichwohl bot sie einen angenehmen Anblick, wie sie den Raum durchquerte und eine Tür aufmachte, ohne anzuklopfen.

Im Nu war sie zurück und sagte: »Signor Repeta läßt bitten, Commissario.«

Als Brunetti eintrat, erhob sich ein Mann seines Alters hinter dem Schreibtisch und kam ihm entgegen. Er hatte einen großen Mund, wie das Mädchen im Vorzimmer, und auch ihre dunklen Augen.

»Ihre Tochter?« fragte Brunetti und deutete zur Tür, die jetzt geschlossen war.

Der Mann lächelte. »Ist die Ähnlichkeit so groß?« fragte er. Wie bei ihr nahm sein ganzes Gesicht ei-

nen weichen Ausdruck an, wenn er lächelte, und er war ebenso stämmig gebaut.

»Bei Mund und Augen, ja«, sagte Brunetti.

»Signor Repeta«, so nennt sie mich immer im Büro«, erklärte der Mann schmunzelnd. Er trug eine schwarze Wollhose und ein rosa Hemd, dessen Ärmel bis zu den Ellbogen aufgekrempt waren und die muskulösen Unterarme eines Mannes entblößten, der es gewohnt ist, mit den Händen zu arbeiten. Er bot Brunetti einen Stuhl an, zog sich hinter seinen Schreibtisch zurück und fragte: »Was kann ich für Sie tun, Commissario?«

»Ich wüßte gern, welche Arbeiten Sie für die *Vetreteria Regini* verrichten«, sagte Brunetti.

Eine Frage, die Repeta augenscheinlich verwirrte. Nach einer Pause antwortete er zögernd: »Was ich für alle *vetrerie* mache, mit denen ich einen Vertrag habe.«

»Und was gehört da alles dazu?«

»Ach, natürlich! Das können Sie ja nicht wissen. Entschuldigen Sie.« Repeta fuhr sich mit der Rechten durchs graumelierte Haar, das sich stachelig auf richtete. »Also wir warten die Wasseranlagen und entsorgen die Abfälle aus der Schleiferei.«

Brunetti lächelte verlegen. »Was hat sich ein Laie wie ich darunter vorzustellen, Signore?«

Wie viele Männer, die in ihrer Arbeit aufgehen, rang Repeta nach Worten, um sich verständlich zu machen. »Also der Wartungskram dient hauptsächlich dazu, daß die Leute in der Werkstatt problemlos

das Wasser an- und abdrehen und in der Schleiferei den Wasserdruck nach Bedarf einstellen können.«

»Hört sich nicht sehr kompliziert an«, bemerkte Brunetti, aber es klang wie ein Kompliment und so, als teilten sie beide die Freude an einfachen Dingen.

»Nein«, räumte Repeta lächelnd ein, »das ist überhaupt nicht kompliziert. Die Tanks dagegen schon.«

»Und warum?«

»Wir müssen den Wasserfluß von einem zum anderen so drosseln und dosieren, daß die Sedimentation gewährleistet ist.« Repeta fing Brunettis verständnislosen Blick auf und griff nach einem Brief, der auf dem Schreibtisch lag. Er überflog das Blatt, drehte es um und nahm einen Bleistift zur Hand. »Hier, schauen Sie«, sagte er, und Brunetti rückte mit seinem Stuhl neben den Schreibtisch.

Rasch, mit der Leichtigkeit des geübten Fachmanns, warf Repeta vier gleich große Rechtecke aufs Papier. Eine Linie, die vermutlich eine Rohrleitung darstellen sollte, führte von einem Punkt am oberen Rand des ersten zum nächsten und weiter zum dritten; hinter dem letzten fiel sie nach unten ab und verschwand aus dem Bild.

Repeta zeigte auf das erste Rechteck und sagte: »Sehen Sie, das Wasser von der Schleifbank fließt aus der *molatura* in den ersten Tank und nimmt alle Rückstände mit. Die schweren Partikel setzen sich am Boden ab, während das Wasser zum nächsten Tank weitergeleitet wird, wo wiederum Reste ausge-

schieden und abgelagert werden. Und so weiter und so weiter ...« Repeta tippte mit der Bleistiftspitze auf das dritte und vierte Rechteck.

»Am Ende haben sich alle Restbestände am Grund der Tanks festgesetzt, und das Wasser, das aus dem letzten fließt« – hier führte er den Bleistift an der diagonalen Linie entlang, die am Rand des Blattes endete –, »wird in die Kanalisation geleitet.«

»Sauberes Wasser?« fragte Brunetti.

»So ziemlich.«

Brunetti betrachtete die Zeichnung noch einen Moment lang, dann fragte er: »Und die Ablagerungen in den Tanks? Was geschieht damit?«

»Das ist der zweite Teil unseres Jobs«, sagte Repeta, schob die Zeichnung beiseite und wandte sich wieder Brunetti zu. »Die *vetrerie* verständigen uns, wenn sie die Tanks geleert haben, und dann fahren wir raus und holen das Sediment ab.«

»Und?«

»Und liefern es – also, Sie müssen sich das vorstellen wie so eine Art mehrschichtigen Schlamm –, den liefern wir bei der Firma ab, die ihn entsorgt.«

»Wie machen die das?«

»Indem sie die Masse verflüssigen, die Glaspartikel rausschmelzen und die Mineralien herausfiltern.«

»Was für Mineralien sind denn da drin?« fragte Brunetti. Jetzt war sein Interesse geweckt.

»So viele, wie man zur Glasherstellung braucht«, antwortete Repeta. »Kadmium, Mangan, Arsen, Kalium.«

»Und wie gelangen die ins Wasser?«

»Weil sie im Glas enthalten sind. Beim Schleifen werden sie dann vom Kühlwasser weggespült und landen in den Tanks.« Repeta zog die Zeichnung wieder heran, deutete mit dem Bleistift auf das erste Rechteck und fuhr dann die ganze Reihe entlang. »Das Wasser schützt außerdem die Arbeiter an der Schleifbank davor, die pulverisierten Rückstände einzuatmen und in die Lunge zu kriegen.«

»Wie viele Manufakturen haben Sie unter Vertrag?«

»Über dreißig, schätze ich, aber da müßte ich in der Kundenkartei nachsehen.«

»Und wie oft machen Sie diese Sedimenttransporte?«

»Das hängt davon ab, wieviel Arbeit die Werkstätten haben. Mal alle drei Monate, mal alle sechs. Wir fahren raus, wann immer man uns anfordert.«

»Heißt das, noch am selben Tag?« fragte Brunetti, der unwillkürlich an eine verstopfte Küchenspüle denken mußte, die überläuft.

»Nein!« Repeta lachte. »Normalerweise buchen die *vetrerie* eine Woche im voraus. Auf die Weise können wir fünf oder sechs Transporte pro Tag arrangieren.« Repeta vergewisserte sich mit einem Blick, daß Brunetti ihm folgen konnte, und fuhr fort: »Das spart Geld, denn die Grundgebühr bleibt gleich, egal, wie viele Fahren wir aufnehmen. Ich meine, wir berechnen natürlich auch nach Gewicht, aber die Fixkosten sind davon unabhängig, also tun

die Firmen gut daran, uns nur zu rufen, wenn ihre Tanks voll sind.«

»Einer der Männer, mit denen ich gesprochen habe, meint, er hätte Ihre Leute vor zwei Monaten in der Vetreria Regini gesehen«, sagte Brunetti. »Ging es da um so einen Sedimenttransport?«

Repeta schüttelte den Kopf. »Das weiß ich nicht auswendig«, sagte er, schob den Stuhl zurück und erhob sich. »Aber ich werde Floridana fragen.« Bevor Brunetti etwas erwidern konnte, hatte er das Zimmer verlassen.

Während er auf Repeta wartete, sah Brunetti sich in dem Büro um: Urlaubsposter, zweifellos von einem Reisebüro; ein Fenster, so staubig, daß nur ganz wenig Licht und Geräusche hereindrangen; und drei metallene Aktenschränke. Kein Computer und kein Telefon, wie Brunetti überrascht feststellte.

Repeta kam mit einem Blatt Papier in der Hand zurück. »Nein«, sagte er, »der Rechnung nach ging es um ein Leck, das geflickt werden mußte.«

»Was denn für ein Leck?«

Repeta reichte Brunetti das Blatt. »An einem der Tanks. Darum haben sie uns angerufen.« Brunetti, der mit den Vermerken auf der Rechnung wenig anfangen konnte, gab das Blatt zurück.

Repeta setzte sich wieder hinter seinen Schreibtisch. Er schloß die Augen und sagte: »Lassen Sie mich überlegen, wie deren Tanks konstruiert sind.« Sein Gesicht wurde vollkommen ausdruckslos und blieb so, bis er die Augen wieder öffnete. »Ja, ich er-

innere mich. Die Tanks sind auf Metallfüßen etwa fünf Zentimeter über dem Boden errichtet, schließen aber hinten mit der Wand ab.« Er warf einen Blick auf die Quittung. »Nach dem, was ich hier lese, war wohl eine Schweißnaht gebrochen oder durchgerostet, vermutlich an einer der Kanten.« Er hielt Brunetti das Blatt hin und sagte: »Sehen Sie? Da steht, sie hätten ein Leck an der Rückseite des dritten Tanks verlötet. Das war's dann wohl.«

»Geht aus Ihrer Rechnung auch hervor, wer die Reparatur durchgeführt hat?« fragte Brunetti.

»Ja. Biaggi. Er ist einer unserer Besten.« Brunetti, der einmal einem Klempner hundertundsechzig Euro für das Auswechseln eines Wasserhahns gezahlt hatte, war nicht sicher, was das bedeuten mochte.

»Könnten Sie ihn fragen, was genau er gemacht hat?« fragte Brunetti, eingedenk Tassinis Koordinaten.

Repeta sah ihn verwundert an, stand aber wieder auf und ging hinaus ins Vorzimmer. Brunetti wandte sich abermals den Urlaubspostern zu und stellte fest, wie wenig Lust er auf tropische Strände verspürte.

Nach wenigen Minuten kehrte Repeta zurück und sagte: »Er ist noch draußen in der Werkstatt, kommt aber gleich.«

Während sie warteten, erkundigte sich Brunetti noch nach der Entsorgung anderer Schadstoffe und fragte Repeta, ob er auch für Säuren zuständig sei. Nein, die würden von einer noch weiter spezialisier-

ten Firma übernommen, einer, die die Flüssigkeiten auf Tanklaster transferierte und an eine Anlage in Marghera lieferte, die mit der Entsorgung toxischer Stoffe betraut war.

Ehe Brunetti noch mehr erfahren konnte, hörte er hinter sich eine Stimme fragen: »Du wolltest mich sprechen, Luca?«

Man denke an einen Klempner, und da stand der Mann, den man dabei vor Augen hätte. Nicht besonders groß, aber stämmig von den Schultern bis zur Hüfte; fleischige Nase, Halbglatze, rauhe Haut; mächtige Pranken und Unterarme. Das Lächeln, mit dem er Repeta begrüßte, verriet ein von Natur aus liebenswürdiges Gemüt.

»Komm rein, Pietro!« rief Repeta. »Der Commissario hier möchte wissen, was genau du neulich bei Fasano gemacht hast.«

Biaggi trat ein paar Schritte ins Zimmer und nickte Brunetti zu. Er reckte das Kinn und starrte an die Decke, als suche er dort nach einer Kopie der Rechnung. Dann schürzte er die Lippen – eine verblüffend feminine Geste –, senkte das Kinn wieder und sagte: »Der dritte Tank hatte ein Leck, und der Geschäftsführer holte uns, um es zu verlöten. Sein Chef war in Urlaub oder so. Jedenfalls nicht erreichbar, und deshalb hat der Geschäftsführer uns angerufen. War auch gut so, denn wenn sie noch ein paar Tage gewartet hätten, wär's vielleicht brenzlig geworden.«

»Wieso das?« fragte Brunetti.

»Weil sich am Boden schon überall Wasserlachen

gebildet hatten: eine graue Brühe, die also vom Bodensatz stammte oder zumindest aus dem neu zugeflossenen Wasser, das noch mit Sedimenten versetzt war.«

»Und was hast du unternommen?« fragte Repeta.

»Das Übliche: den Zufluß von der *molatura* abgedreht. Die Belegschaft haben wir für eine Stunde zum Kaffeetrinken geschickt. Hätte nichts gebracht, wenn die da rumgestanden wären und Däumchen gedreht oder womöglich versucht hätten, uns zu helfen.«

»Wen hattest du dabei?« fragte Repeta.

»Dondini.«

»Was mußten Sie denn machen?« mischte Brunetti sich ein. Doch bevor Biaggi zu einer Erklärung ansetzen konnte, forderte Repeta ihn auf, Platz zu nehmen. Worauf Biaggi sich in einen Stuhl fallen ließ und im Sitzen noch bulliger wirkte.

»Ich hab gleich gemerkt, daß das eine langwierige Sache werden und wir mehr als eine Stunde brauchen würden.« Er sah Brunetti an und sagte schmunzelnd: »Bevor Sie jetzt denken, das sei typisch Klempner, Signore, lassen Sie mich Ihnen versichern, daß ich recht hatte. Diese Tanks stehen zu dicht über dem Boden, weshalb man von unten nicht rankommt. Und sie stoßen direkt an die Mauer, so daß auch von hinten nichts zu machen ist. Die einzige Möglichkeit, da was zu reparieren, ist, die Tanks trocken zu legen und sich die Sache von innen anzuschauen.«

»Und das bringt was, trotz des Klärschlamms?« fragte Brunetti, stolz darauf, wie fachmännisch er bei dem Thema schon mitreden konnte.

Biaggi schmunzelte. »Den mußten wir natürlich zuvor ausräumen. Zum Glück war's erst etwa einen Monat her, seit wir die Tanks zuletzt gewartet hatten, darum war die Sedimentschicht noch nicht sonderlich hoch. Es war hauptsächlich Wasser drin, also stellten wir die Zuleitung in der Schleiferei ab und leerten das verbliebene Wasser in den nächsten Tank, bis wir zirka vierzig Zentimeter über dem Boden auf das Leck stießen.«

»In der Schweißnaht von einer Kante?« fragte Repeta.

»Nein.« Biaggi schüttelte den Kopf. »Anscheinend hatte man den Tank früher nach hinten raus, direkt durch die Außenwand ins Freie geleert. Oder aber er wurde für was anderes benutzt, bevor sie ihn umrüsteten, um das Wasser aus der *molatura* damit zu filtern. Darum mußten sie wahrscheinlich auch den Rohrverlauf ändern.« Biaggi zuckte mit den Schultern. »Na ja, geht mich nichts an, oder?« fragte er Brunetti, der zustimmend nickte.

»Wer immer das gemacht hat, hat einen mordsmäßigen Pfusch abgeliefert«, fuhr Biaggi fort. »Die haben eine runde Blechplatte ausgestanzt und mit einer Art Flansch an die Rückwand des Tanks geschweißt, so daß man das Blech über der Rohröffnung auf- und zuklappen konnte wie einen Deckel. Aber sie haben sich völlig verhauen, als sie das Rohr

einsetzten: War alles nicht ordentlich verschweißt, weshalb es dann leck geworden ist.«

»Und was haben Sie dagegen getan?« fragte Brunetti.

»Ich hab's dicht gemacht.«

»Wie?« forschte Brunetti weiter.

»Ich hab das Blechdings abgeschraubt und das Loch im Rohr geflickt. Mit Plastik und einem guten Klebstoff. Das hält jetzt so lange wie der Tank«, erklärte Biaggi stolz.

»Und die anderen Tanks? Gab's da auch Probleme?«

Biaggi zuckte mit den Schultern. »Ich wurde gerufen, um ein Leck zu flicken, nicht die ganze Anlage zu überholen.«

»Wo genau war dieses Loch?« fragte Brunetti.

Wieder reckte Biaggi das Kinn zur Decke, während er sich die Tanks ins Gedächtnis rief. »Circa vierzig Zentimeter überm Boden, vielleicht auch ein bißchen tiefer.«

»Und woraus besteht die Flüssigkeit in dieser Tiefe, Signor Biaggi?« fragte Brunetti.

»Na ja, wenn die Produktion auf vollen Touren läuft und eine Menge Wasser reinkommt«, begann der Klempner und setzte dann erklärend hinzu: »Das heißt, wenn drei oder mehr Plätze in der *molatura* besetzt und die Leitungen voll ausgelastet sind, dann hätte man Wasser mit reichlich Sediment drin.«

»Und bei einem kleineren Arbeitsaufkommen?« fragte Brunetti.

Wieder dieses sehr feminine Schürzen der Lippen.
»Dann ergäbe sich immer noch ein ziemlich hoher Sedimentanteil.«

»Das alte Rohr, wo führte das hin?« fragte Brunetti.

Biaggi vergegenwärtigte sich abermals die Szenerie, dann sagte er: »Von meinem Standort aus hatte ich einen schlechten Blickwinkel und konnte nicht verfolgen, wie weit das Rohr reichte oder wo es hinging. Auf jeden Fall durch die Rückwand, soviel steht fest. Aber jetzt ist es sauber abgedichtet. Das leckt garantiert nicht mehr.«

»Können Sie sagen, wann diese früheren Arbeiten vorgenommen wurden?« fragte Brunetti.

»Sie meinen diesen Pfusch mit der angeschweißten Blechklappe?«

»Ja.«

»Nein, nicht genau. Kann zehn Jahre her sein, vielleicht noch länger. Aber das ist nur eine Schätzung. Exakt läßt sich das wirklich nicht bestimmen.«

Biaggi sah auf seine Armbanduhr, worauf Brunetti hastig einwarf: »Nur eine Frage noch, Signore. Hätte auch jemand anders dieses Rohr finden können?«

Verdutzt fragte der Klempner zurück: »Sie meinen die Öffnung im Tank?«

»Ja.«

»Aber warum hätte man danach suchen sollen?«

»Ach, ich weiß nicht«, gab Brunetti beiläufig zurück. »Nur einmal angenommen, jemand hätte sich

dafür interessiert: Wäre es möglich gewesen, sie aufzuspüren?»

Biaggi sah seinen Chef an, der nickte. Der Klempner schaute wieder auf die Uhr, rieb die Handflächen aneinander, was ein schmirgelndes Geräusch verursachte, und sagte endlich: »Wenn derjenige wußte, daß es da war, dann hätte er es wohl ertasten können. Das Wasser wird nachts abgestellt, wenn man also den Abfluß öffnet und den Tank entleert, könnte man das Gehäuse absuchen, zumindest bis hinunter zum Bodensatz. Falls er es danach wieder auffüllen wollte, bräuchte er bloß den Abfluß zu schließen, nebenan das Wasser anzustellen und zu warten, bis die Tanks gefüllt sind. Ein Kinderspiel.«

Mit einem Lächeln, das beruhigend wirken sollte, sagte Brunetti: »Verzeihen Sie, aber mir ist gerade noch eine Frage eingefallen. Aber ich verspreche Ihnen, das ist wirklich die allerletzte.«

Biaggi nickte, und Brunetti fuhr fort: »Haben Sie eine Ahnung, wie lange der Tank schon leak war?«

»Etwa einen Monat, würde ich sagen«, antwortete Biaggi wie aus der Pistole geschossen.

»Sie scheinen sich da ja sehr sicher zu sein.«

»Allerdings. Es sah nämlich so aus, als hätte schon vor uns jemand versucht, das Ding zu reparieren. Das heißt, man hatte versucht, den Deckel über der Öffnung zuzuschweißen, aber das konnte unmöglich funktionieren. Als ich mich danach erkundigte, sagte der Geschäftsführer, die Arbeiter hätten sich schon seit ein paar Wochen über den nassen Fußbo-

den beschwert.« Er lächelte Brunetti forschend an, wie um sich zu vergewissern, ob er nun genügend Fragen beantwortet habe. Brunetti lächelte zurück, erhob sich und streckte die Hand aus.

»Sie haben mir sehr geholfen, Signor Biaggi. Es macht immer Freude, sich mit einem Mann zu unterhalten, der sein Handwerk versteht.«

Als Biaggi, leicht verlegen ob dieses Kompliments, abgezogen war, ließ Repeta der Neugier, die Brunettis Fragen bei ihm geweckt hatten, freien Lauf. »Und Sie, Commissario? Sind Sie auch ein Mann, der sein Handwerk versteht?«

»Ich fange an, es zu glauben«, entgegnete Brunetti, verabschiedete sich und kehrte in die Questura zurück.

Was Brunetti jetzt brauchte, war eine wirksame Taktik. Patta würde sich garantiert dagegen verwalten, einem Mann wie Fasano – schon jetzt mit etlicher politischer Schlagkraft ausgestattet und auf dem besten Wege, sich weiter zu profilieren – die Beteiligung an einem Verbrechen zu unterstellen. Ebenso wenig würde der Vice-Questore Brunetti eine umfassende Ermittlung genehmigen, die sich auf nichts weiter stützte als eine Sammlung von Informationsschnipseln und das Raster, in das sie sich vielleicht fügen ließen. Beweise? Allein das Wort entlockte Brunetti ein mitleidiges Lächeln. Alles, was er vorzuweisen hatte, waren Verdachtsmomente und ein paar Vorkommnisse, die man auf eine bestimmte Weise auslegen konnte oder auch nicht.

Er griff zum Telefon und tippte Boccheses Durchwahl ein. Der Kriminaltechniker meldete sich mit Namen.

»Bist du schon dazu gekommen, dir diese Probe anzuschauen?« fragte Brunetti.

»Probe?«

»Die Foa dir gebracht hat.«

»Nein, hab ich verschwitzt. Morgen?«

»Ja.«

Brunetti wußte, daß er gut daran täte, die Sache ruhen zu lassen und Boccheses Analyse abzuwarten:

Es war müßig, vorher darüber zu spekulieren, was sich auf der Brachfläche hinter den beiden Manufakturen zugetragen oder was man in sie hineingepumpt hatte. De Cal lief Amok bei dem Gedanken, sein Schwiegersohn, der Umweltschützer, könne eines Tages in seinem Betrieb mitmischen, und wollte eher verkaufen als an seine Tochter und damit an deren Mann zu übergeben. Lieber verscherbelte er die *fornace* an Gianluca Fasano, aufsteigenden Stern am verseuchten Himmel der Lokalpolitik, dem der Ruf vorauseilte, er sei von tiefer Besorgnis über die fortgesetzten Ökofrevel seiner Vaterstadt erfüllt. Für De Cal war Umweltschützer offenbar nicht gleich Umweltschützer.

All das wäre nicht von Bedeutung gewesen ohne die Rolle von Giorgio Tassini, einem Mann, den die Wechselfälle des Lebens so völlig aus der Bahn geworfen hatten. Worüber mochte er gestolpert sein auf seiner Suche nach Beweisen, die ihn von der Schuld, das Leben seines Kindes zerstört zu haben, freisprechen sollten?

Brunetti versuchte, sich seine Unterredung mit Tassini ins Gedächtnis zu rufen, und erkannte bestürzt, daß sie nur wenige Tage zurücklag. Auf die Frage, ob De Cal von den Umweltvergehen wisse, hatte Tassini entgegnet, *beide* wüßten Bescheid, was Brunetti naheliegenderweise zunächst auf De Cals Tochter bezog. Doch das war, bevor Foa ihm eine topographische Karte von Murano geliehen hatte, auf der neben Längen- und Breitengraden auch alle

Gebäude eingetragen waren und die den Nachweis erbrachte, daß die letzten Koordinaten aus Tassinis Notizen ohne Zweifel eine Stelle innerhalb von Fasanos Werkstatt bezeichneten.

Das Telefon klingelte, während Brunetti noch über der Karte brütete und seine Informationen im Geist wie Puzzleteile hin und her schob. Zerstreut meldete er sich mit Namen.

»Guido?« fragte eine bekannte Stimme.

»Ja.«

Etwas in seinem Tonfall gab Anlaß zu einer langen Pause. »Ich bin's, Guido. Paola. Deine Frau. Du erinnerst dich?«

Brunetti stöhnte.

»Wie steht's mit Essen? Daran wirst du dich doch erinnern, Guido, oder? Mittagessen zum Beispiel?«

Er guckte auf die Uhr und sah erstaunt, daß es schon nach zwei war. »Oh, mein Gott!« rief er. »Entschuldige. Ich hab's vergessen.«

»Heimzukommen oder zu essen?« fragte sie.

»Beides.«

»Geht's dir gut?« Paola klang jetzt ehrlich besorgt.

»Es ist wegen Tassini«, sagte er. »Ich komme nicht dahinter, wie es wirklich war. Oder finde zumindest keine Beweise dafür.«

»Du schaffst das schon«, sagte sie und setzte hinzu: »Oder vielleicht auch nicht. Für mich bleibst du in jedem Fall immer der strahlende Stern meines Lebens.«

Er verstand das so, wie es gemeint war. »Dank dir, Liebste. So einen Satz brauche ich hin und wieder.«

»Schön.« Es folgte eine lange Pause. »Wirst du ...«, begann Paola.

Brunetti sagte gleichzeitig: »Ich komme nicht zu spät nach Hause.«

»Gut«, sagte sie und legte auf.

Brunetti beugte sich wieder über die Karte. Nichts hatte sich geändert, und doch sah plötzlich alles ein bißchen weniger trostlos aus, auch wenn er wußte, daß dies nicht den Tatsachen entsprach.

Wenn gar nichts mehr geht, versuche zu bluffen. Ein Leitsatz, den er mit den Jahren von Paola übernommen hatte. Er schlug Pelussos Redaktionsnummer in seinem Adreßbuch nach.

»Pelusso«, meldete sich der Journalist nach dem dritten Klingeln.

»Ich bin's, Guido. Du mußt was für mich ins Blatt setzen.«

Vielleicht lag es an Brunettis dringlichem Ton, daß Pelusso sich die Retourkutsche verkniff, zu der ein solcher Auftakt ihn normalerweise verleitet hätte. »Wo?« war alles, was er fragte.

»Am liebsten auf Seite eins des Innenteils.«

»Lokalnachrichten, wie? Was soll drinstehen?«

»Daß eine Behörde – nicht nötig, sie beim Namen zu nennen, aber es wäre schön, wenn der Artikel durchblicken ließe, daß es sich um den Magistrato alle Acque handelt – von einem mit Schadstoffen

verseuchten Gelände auf Murano erfahren und die Ermittlungen eingeleitet hat.«

Pelusso gab durch sein Gemurmel am anderen Ende zu erkennen, daß er mitschrieb. »Was noch?« fragte er, als Brunetti eine Pause machte.

»Daß dieser Fall mit einem anderen in Zusammenhang steht, der gegenwärtig untersucht wird.«

»Tassini?« fragte Pelusso.

Nach einem winzigen Zögern bejahte Brunetti.

»Verrätst du mir, worum es geht?«

»Nur, wenn davon nichts in deinem Artikel erscheint«, entgegnete Brunetti.

Pelussos Antwort ließ auf sich warten, aber schließlich sagte er: »Abgemacht.«

»Wie es aussieht, haben Tassinis Chefs sich auf illegale Weise gefährlicher Abfallstoffe entledigt.«

»Was haben sie denn damit gemacht?«

»Das gleiche, was bis 1973 gang und gäbe war: einfach alles in die Lagune gekippt.«

»Und was sind das für Abfälle?«

»Rückstände aus der *molatura*. Schleifpartikel von Glas und Mineralien«, antwortete Brunetti.

»Klingt nicht sehr bedrohlich, wenn du mich fragst.«

»Ist es vielleicht auch nicht«, räumte Brunetti ein.

»Aber trotzdem verboten.«

»Und *che brutta figura*, falls einer der besagten Chefs identisch ist mit dem Herrn, der sich grade anschickt, zum Aushängeschild für engagierten Umweltschutz zu werden«, kommentierte Pelusso.

»Ja«, sagte Brunetti und merkte zu spät, daß er viel zuviel preisgab, noch dazu einem Journalisten gegenüber. »Hör zu, Elio, von dem, was wir jetzt besprechen, darf aber nichts in die Zeitung.«

»Warum willst du dann überhaupt was veröffentlicht haben?« Pelussos mißmutige Stimme verriet den unausgesprochenen Vorwurf nur allzu deutlich.

Brunetti beschloß, die Frage zu beantworten und den Ton, in dem sie gestellt worden war, zu ignorieren. »Das ist so, als ob man in einen Ameisenhügel tritt. Man tut es und wartet dann ab, was geschieht.«

»Und wer rauskommt«, ergänzte Pelusso.

»Genau.«

Pelusso lachte; sein Ärger war verflogen. »Es ist nicht mal drei. Da schaffe ich noch die morgige Ausgabe. Ein Kinderspiel, sei unbesorgt.«

Jetzt erst erkundigte Brunetti sich besorgt: »Wird es Ärger geben, falls herauskommt, daß es falscher Alarm war und gar keine illegale Entsorgung stattgefunden hat?«

Diesmal wieherte Pelusso vor Lachen. »Wie lange liest du schon den *Gazzettino*, Guido?«

»Natürlich«, gab Brunetti ernüchtert zurück. »Wie dumm von mir.«

»Kein Grund zur Sorge, ehrlich.«

»Aber du könntest genötigt werden, deine Quelle preiszugeben.« Brunetti bemühte sich um einen scherzhaften Ton. »Und dann wäre ich meinen Posten los.«

»Da ich meine Informationen von ganz oben be-

ziehe«, sagte Pelusso so indigniert, wie er sicher auch auf Nachfragen seines Chefredakteurs reagieren würde, »kann man wohl kaum von mir erwarten, daß ich die Quelle preisgebe.« Und nach kurzer Pause fügte er hinzu: »Wir setzen den Artikel unmittelbar neben die Reportage über die Questura.«

»Was denn für eine Reportage?« fragte Brunetti, wohl wissend, daß er Pelusso damit eine Freude machte.

»Über die Frauen vom Ufficio Stranieri. Du weißt doch, was da los ist, oder?«

Das konnte der ahnungslose Brunetti guten Gewissens verneinen. Als Pelusso nicht von selbst weitersprach, fragte er: »Um was geht's denn?«

»Ich habe einen Freund, der einen guten Draht zum Ausländeramt hat«, sagte Pelusso und überließ es Brunetti, sich den Begriff »Freund« aus der Sprache eines investigativen Journalisten zurückzuübersetzen.

»Und weiter?«

»Dieser Freund hat mir gesteckt, daß zwei langjährige Mitarbeiterinnen auf eigenen Wunsch in den vorzeitigen Ruhestand versetzt werden.«

»Entschuldige, Elio«, unterbrach ihn Brunetti, »aber ich habe keine Ahnung, wovon du sprichst.«

Ohne sich von Brunettis Ungeduld aus dem Konzept bringen zu lassen, fuhr Pelusso fort. »Mein Freund sagt, die beiden hätten über Jahre Gebühren für die Registrierung von Anträgen zur Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis kassiert und das Geld einbehalten.«

»Das ist unmöglich!« empörte sich Brunetti.
»Müssen die denn keine Quittungen ausstellen?«

»Laut meinem Informanten«, erklärte Pelusso mit beispielhafter Langmut, »gab es auf der Dienststelle nur diese beiden Sachbearbeiterinnen, und wenn ein Antragsteller allein oder ohne italienischen Beistand erschien, haben sie ihm Bares abgeknöpft. Die eine verlangte die Gebühr und schickte den Antragsteller dann zu ihrer Kollegin, die ein Verzeichnis führte, in das die Leute sich eintragen mußten. Angeblich war das dann die Quittung. Scheint jahrelang funktioniert zu haben.«

»Aber wer würde denn auf so was reinfallen? Ein Eintrag in einer Namensliste!« wandte Brunetti ein.

»Menschen in einem fremden Land, der Sprache kaum mächtig, sie kommen in eine städtische Behörde, wo ihnen zwei Beamtinnen das gleiche erzählen. Ich glaube, da hätten viele unterschrieben. Haben sie ja wohl auch.«

»Und wie ging's nun weiter?« fragte Brunetti.

»Irgend jemand hat sich beim Questore beschwert, der die Damen noch am selben Tag antanzen ließ. Samt Verzeichnis. Jetzt sind alle zwei beurlaubt, aber am Monatsende gehen sie in Frühpension.«

»Und die Leute, die da unterschrieben haben? Was wird mit denen? Haben die wenigstens ihre Papiere gekriegt?«

»Weiß ich nicht«, sagte Pelusso. »Soll ich mal nachforschen?«

Um ein Haar hätte Brunetti ja gesagt, aber der gesunde Menschenverstand obsiegte. »Nein, danke. Was ich gehört habe, genügt mir.«

»Die Gerechtigkeit hält Einzug in unserer schönen Stadt«, intonierte Pelusso mit Schmelz in der Stimme.

Brunetti gab ein unflätiges Geräusch von sich und legte auf. Er wählte Signorina Elettras Nummer, und als sie sich meldete, fragte er: »Ist Ihr Freund Giorgio noch bei der Telecom?«

»Doch, schon«, antwortete sie und fuhr fort: »Aber ich bin ja nicht mehr auf seine Dienste angewiesen.«

»Treiben Sie heute keine Scherze mit mir, Signorina«, entgegnete Brunetti, setzte jedoch, als er merkte, wie das klang, rasch hinzu: »Ich meine, erzählen Sie mir nicht, Sie bezögen Ihre Informationen neuerdings über die offiziellen Kanäle.«

Falls sie den Umschwung in seiner Stimme bemerkte, ging sie kommentarlos darüber hinweg. »Nein, Commissario. Ich habe lediglich einen direkteren Zugriff auf deren Daten gefunden.«

Soviel zur Einhaltung des Dienstwegs, dachte Brunetti. Die Zigeunerkinder waren nicht die einzigen Rückfalltäter in der Stadt. »Also Tassinis Telefonnummer haben Sie ja schon. Nun besorgen Sie sich bitte noch die Nummern von Fasano und De Cal: privat, Geschäft, *telefonini*. Und dann versuchen Sie herauszufinden, ob es unter den dreien irgendwelche Kontakte gegeben hat.« Brunetti wunderte sich, warum er darauf nicht schon früher gekommen

war. Fasano hatte wiederholt betont, er wisse über Tassini eigentlich nur, daß der schwarzarbeite und eine behinderte Tochter habe, nicht mehr, als was jeder andere im Betrieb von ihm wußte.

»Wird gemacht«, flötete Signorina Elettra.

»Wie lange kann das dauern?« Brunetti hoffte auf ein Ergebnis am kommenden Morgen.

»Oh, ich bring's Ihnen in einer Viertelstunde, Commissario.«

»Viel schneller als Giorgio«, sagte Brunetti mit unverhohlener Bewunderung.

»Ja, das stimmt. Er war leider nicht mit dem Herzen dabei«, sagte sie und legte auf.

Es dauerte fast zwanzig Minuten, aber als sie hereinkam, lächelte sie verheißungsvoll. »De Cal und Fasano scheinen ganz gut befreundet zu sein«, begann sie und legte ein paar Computerauszüge auf seinen Schreibtisch. »Aber ich will Ihnen nicht die Spannung rauben, Commissario. Hier, lesen Sie selbst.« Und sie blätterte noch ein paar Seiten hin. Brunetti überflog die Telefonnummern und Zeitangaben auf der ersten Seite, und als er aufblickte, war sie schon nicht mehr da.

De Cal und Fasano hatten während der letzten drei Monate tatsächlich ziemlich viel miteinander telefoniert: Allein von Fasanos Anschluß waren mindestens ein Dutzend Gespräche verzeichnet. Brunetti wandte sich Tassinis Einträgen zu: Seit er bei De Cal arbeitete, hatte er siebenmal in der Firma ange-

rufen. Umgekehrt waren keine Gespräche protokolliert, weder von De Cals Büro noch von seinem Privatanschluß.

Bei Fasano hingegen sah das schon ganz anders aus. Tassini hatte zum Zeitpunkt seines Todes nur zwei Monate für ihn gearbeitet, trotzdem verzeichneten die Computerlisten sechs Anrufe von ihm auf Fasanos *telefonino* und zwei im Betrieb. Fasano seinerseits hatte Tassini, nur zehn Tage bevor er starb, zu Hause angerufen und dann noch einmal am Tag vor seinem Tod. Außerdem war in der Nacht, in der Tassini ums Leben kam, um 11 Uhr 34 von Fasanos Handy mit der Fornace De Cal telefoniert worden.

Brunetti holte das Branchenbuch aus der Schublade, schlug unter *Idraulici* nach und wählte die Nummer von Adil-San. Als die junge Frau mit dem charmanten Lächeln sich meldete, nannte Brunetti seinen Namen und fragte, ob ihr Vater zu sprechen sei.

Nach ein paar Takten Musik und einigem Klicken in der Leitung hörte er Repeta sagen: »*Buon giorno*, Commissario. Was kann ich diesmal für Sie tun?«

»Eine kurze Frage, Signor Repeta«, entgegnete Brunetti, der keinen Grund sah, unnötig Zeit mit dem Austausch von Höflichkeiten zu verlieren. »Als ich bei Ihnen war, habe ich mich nicht genau genug nach dem Verfahren beim Leeren der Tanks erkundigt.«

»Was möchten Sie denn noch wissen, Commissario?«

»Also speziell bei Fasano, wie gehen Sie da vor?«

»Ich fürchte, ich verstehe Ihre Frage nicht, Commissario.«

»Leeren Sie die Tanks ganz aus? Ich meine, so daß man bis auf den Grund sehen könnte?«

»Da müßte ich auf der Rechnung nachsehen«, antwortete Repeta und setzte erklärend hinzu: »Ich weiß nicht auswendig, nach welchem Verfahren wir bei den einzelnen Kunden vorgehen, aber auf der Rechnung sind die Kosten einzeln aufgeschlüsselt. Daraus ersehe ich genau, was wir alles gemacht haben.« Er hielt einen Moment inne und fragte dann: »Soll ich Sie zurückrufen?«

»Nein, nicht nötig«, sagte Brunetti. »Wo ich Sie schon mal dran habe, würde ich lieber warten.«

»In Ordnung. Dauert nur ein paar Minuten.«

Man hörte ein Klacken, als Repeta den Hörer ablegte, dann Schritte, dann ein harsches Geräusch, als ob eine Tür ginge oder eine Schublade aufgezogen würde. Und dann Stille. Brunetti schaute durchs Fenster in den Himmel, sah den Wolken nach und dachte ans Wetter. Er versuchte, sich nicht ablenken zu lassen, wollte an nichts denken als an den blauen Himmel und das Wechselspiel der Wolken.

Die Schritte kamen zurück, und dann sagte Repeta: »Nach dem, was auf der Rechnung steht, holen wir bei Fasano nur die Fässer mit den Sedimentrückständen ab. Das heißt, die reinigen ihre Tanks selber.«

»Ist das normal?« fragte Brunetti.

»Sie meinen, ob die anderen *vetrerie* es auch so machen?«

»Ganz recht.«

»Einige ja, andere nein. Ich schätze mal, etwa zwei Drittel überlassen uns die Leerung ihrer Tanks.«

»Noch eine allerletzte Frage«, sagte Brunetti, und bevor Repeta sich bereit erklären konnte, sie zu beantworten, fuhr er fort: »Haben Sie auch einen Vertrag mit der Fornace De Cal?«

»Mit dem alten Scheißkerl?« fragte Repeta, alles andere als belustigt.

»Ja.«

»Wir hatten einen, bis vor drei Jahren.«

»Was ist passiert?«

»Er hat zwei Fuhren nicht bezahlt, und als ich ihn deswegen anrief, sagte er, ich solle gefälligst auf mein Geld warten.«

»Und dann?«

»Haben wir den Vertrag gekündigt.«

»Ohne daß Sie versucht hätten, an Ihr Geld zu kommen?« fragte Brunetti.

»Was hätte ich denn tun sollen? Den Alten verklagen und dann zehn Jahre lang prozessieren?« entgegnete Repeta, immer noch nicht zum Scherzen aufgelegt.

»Wissen Sie, wer Ihr Nachfolger bei De Cal ist?« fragte Brunetti.

Repeta zögerte, entschied sich dann für ein barsches »Nein« und legte auf.

Am nächsten Morgen um elf wurde Brunetti wie erwartet nach unten zitiert. Den Artikel, der ohne Pelussos Namenszeile erschienen war, hatte er da schon dreimal gelesen. Nach einem alarmierenden Hinweis auf illegale Abfallentsorgung in einer Muraneser Glasmanufaktur seien, wie aus gutunterrichteten Kreisen verlautete, umgehend erste Ermittlungen eingeleitet worden. Die nachfolgende Liste aller bereits beim Magistrato alle Acque anhängigen Untersuchungen mußte – ohne dies ausdrücklich zu erwähnen – beim Leser den Eindruck erwecken, daß es auch diesmal die Wasserschutzbehörde war, die sich eingeschaltet hatte. Und da es bei den zitierten Fällen ausnahmslos um die Entsorgung toxischen Materials ging, wurde der Leser abermals zu der Annahme verleitet, daß es sich hier wieder um ein ebensolches Vergehen handelte. Aus dem letzten Absatz ging hervor, daß die Polizei, die bereits einen unnatürlichen Todesfall auf Murano untersuche, in die Ermittlungen eingebunden sei.

»Der Vice-Questore möchte Sie sprechen«, sagte Signorina Elettra, als sie in seinem Büro anrief. Nichts weiter, ein sicheres Indiz dafür, daß die Zeichen auf Sturm standen.

»Ich komme gleich runter«, antwortete er und beschloß, den Ordner mitzunehmen, in dem er alles an

Informationen verwahrte, was er zusammengetragen hatte, seit er erstmals in den Sog von Tassini geraten war.

Pattas Tür stand offen, als er ins Vorzimmer kam, und so konnte er Signorina Elettra nur verstohlen zulächeln. Sie dagegen hob zu seiner Verblüffung die rechte Hand und spreizte zwei Finger zu einem breiten V. *Vittoria?*, überlegte Brunetti. Wohl eher *vittima*. Wenn nicht gar *vendetta*.

»Schließen Sie die Tür, Brunetti«, sagte Patta zur Begrüßung.

Er folgte der Weisung, trat vor und nahm ungefragt auf dem Stuhl vor Pattas Schreibtisch Platz. Wie einen dieses Ritual doch immer wieder in die Schulzeit zurückversetzte!

»Der Artikel hier« – Patta tippte mit tadellos manikürtem Zeigefinger auf die erste Seite vom Lokalteil des *Gazzettino*. »Stammt der von Ihnen?«

Was konnte Patta ihm antun? Ihn rausschmeißen? Ein Entschuldigungsschreiben von seinen Eltern verlangen? Sein Vater war tot und seine Mutter eine leere Hülle, durch deren Geist nur mehr die winzigen Alzheimer-Fasern schwirrten. Keiner mehr da, um Guido eine Entschuldigung zu schreiben.

»Falls Sie wissen wollen, ob ich dafür verantwortlich bin«, antwortete Brunetti, der sich plötzlich sehr müde fühlte, »dann heißt die Antwort ›Ja‹.«

Ein so bereitwilliges Geständnis hatte Patta offenbar nicht erwartet. Er zog die Zeitung näher zu

sich heran und überflog den Artikel noch einmal, wobei er ganz vergaß, die Lesebrille aufzusetzen, die so dekorativ seinen Schreibtisch zierte. »Fasano, wenn ich nicht irre?« fragte er.

»Er scheint mit drinzuhängen, ja«, sagte Brunetti.

»Wo drin?« fragte Patta mit unverhohlener Neugier.

Brunetti brauchte fast eine halbe Stunde für seinen Bericht, angefangen von der Fahrt nach Mestre, um sich für Marco Ribetti zu verwenden – er wiegte Patta in dem Glauben, sie seien alte Freunde –, bis hin zu den Telefonprotokollen und einer Zeichnung der Sedimentationstanks in Fasanos Werkstatt.

»Und Sie glauben, Fasano hat ihn umgebracht?« fragte Patta, als Brunetti geendet hatte.

»Nun«, antwortete Brunetti ausweichend, »nach dem, was ich Ihnen gerade vorgetragen habe, spricht, glaube ich, einiges dafür.«

Patta seufzte. »Sie haben meine Frage nicht beantwortet, Brunetti: Glauben Sie, daß er Tassini ermordet hat?«

»Ja.«

»Warum nicht der andere, wie hieß er doch gleich?« Patta raschelte mit Brunettis Papieren und blätterte, bis er den Namen gefunden hatte. »De Cal?«

»Er war nur sein Arbeitgeber, hatte ansonsten keinerlei Kontakt zu ihm«, sagte Brunetti. »Er kannte ihn so gut wie gar nicht.«

»Und weiter?« fragte Patta.

»Was hätte ihn eine Verurteilung wegen Umweltverschmutzung gekostet? Eine Geldstrafe? Ein paar tausend Euro? Außerdem ist der Mann schwerkrank, kein Richter würde ihn ins Gefängnis schicken. Er hat nichts zu verlieren.«

»Im Gegensatz zu Fasano, wie?« fragte Patta, und es klang fast triumphierend.

Brunetti war nicht sicher, ob der Vice-Questore damit sagen wollte, Fasano habe eine Menge zu verlieren oder daß er kerngesund sei. »Für den steht alles auf dem Spiel. Er ist der Präsident des Glasbläserverbands von Murano, aber man munkelt, das sei bloß ein Sprungbrett für ihn.«

Patta nickte. »Und was, glauben Sie, hat er sich für ein Ziel gesetzt?«

»Wer weiß? Erst ein höheres Amt in der Stadt, Bürgermeister vielleicht, und dann ein Mandat im Europaparlament. Der übliche Karriereweg. Oder er versucht sogar beides gleichzeitig und führt nebenher noch die Glasbläserei weiter.« Flüchtig ließ Brunetti die Scharen von Politikern Revue passieren, denen es gelang, sich zwei, drei oder auch vier Full-time-Jobs unter den Nagel zu reißen. »Fasano ist zwar einerseits grade auf den Umweltzug aufgesprungen, andererseits bleibt er doch der profitorientierte Geschäftsmann. Können Sie sich eine zeitgemäßere Kombination vorstellen?« Wie ungewöhnlich, dachte Brunetti, daß er ausgerechnet Patta gegenüber so offen sprach.

Patta überflog noch einmal Brunettis Notizen.

»Sie erwähnen hier Bodenproben. Untersucht von Bocchese. Haben Sie die Resultate schon?«

»Ich habe heute früh im Labor angerufen, aber die Tests laufen noch«, sagte Brunetti.

Patta griff zum Telefon und bat Signorina Elettra um eine Verbindung mit dem Labor. Unmittelbar darauf hörte Brunetti ihn sagen: »Guten Morgen, Bocchese! Ja, ich bin's. Ich rufe stellvertretend für Commissario Brunetti an, wegen dieser Proben, die er Ihnen geschickt hat.«

Als der Vice-Questore zu Brunetti hinübersah, war seine Miene so smart, wie seine Telefonstimme klingen sollte. Nach kurzer Pause sagte er: »Wie bitte? Ja, er ist hier.« Patta blickte so schockiert drein, als hätte er eben erfahren, daß die Proben Pestviren enthielten oder Botulinumtoxin. »Ja«, wiederholte er, »sitzt neben mir. Einen Augenblick.« Dann hielt er den Hörer über den Schreibtisch und sagte: »Er will Sie sprechen.«

»Hallo, Bocchese, ich bin's, Brunetti.«

»Ist es dir recht, wenn ich's ihm sage?«

»Ja, ja.«

»Dann gib ihn mir noch mal«, sagte Bocchese.

Mit ausdruckslosem Gesicht reichte Brunetti den Hörer an Patta zurück.

Patta nahm ihn ans Ohr und brummte: »Also?« Es klang schroff, respektinflößend. Brunetti konnte Boccheses Stimme hören, verstand aber nicht, was er sagte. Patta nahm sich ein Stück Papier und begann mitzuschreiben. »Noch mal, bitte«, verlangte er.

Brunetti versuchte, die auf dem Kopf stehenden Lettern zu entziffern: »Mangan, Arsen, Kadmium, Kalium, Blei.« Und so ging es weiter, mit lauter schädlich, wenn nicht gar tödlich klingenden Begriffen.

Patta legte den Stift weg und lauschte eine Weile schweigend in den Hörer. »Über dem Grenzwert?« Boccheses Antwort zog sich hin, dann endlich sagte Patta: »Ich danke Ihnen, Bocchese« und legte auf. Er drehte das Blatt um, damit Brunetti seine Notizen leichter lesen konnte. »Ein ganz schöner Cocktail«, bemerkte er.

»Was hat Bocchese zu den Grenzwerten gesagt?« fragte Brunetti.

»Daß er die erst anhand einer umfangreicheren Probe bestimmen kann. Aber wenn sich die ersten Testwerte halten lassen, ist das Gelände auf jeden Fall gefährlich.«

Ein relativer Begriff. Gefährlich für wen, dachte Brunetti, für Mensch oder Tier und unter welchen Bedingungen? Körperkontakt? Über einen längeren Zeitraum? Aber da er keine Lust hatte, den unverhofften Waffenstillstand mit Patta aufs Spiel zu setzen, sagte er nur: »Wenn Bocchese dort Proben nehmen will, braucht er eine richterliche Anordnung.«

»Das weiß ich selber!« fauchte Patta.

Brunetti sagte nichts.

Patta beugte sich vor und tippte wieder auf den *Gazzettino*. »Dann ist das also alles erlogen? Es gibt gar keine Untersuchung?«

»Nein.«

Ein Geständnis, das Patta spürbar zusetzte. Durch Brunettis Antwort hatte sich seine Hoffnung darauf, im Kielwasser einer bereits laufenden Untersuchung mitschwimmen zu können, zerschlagen. Ihm blieb nichts weiter übrig, als sich vom Aasfresser zum Hai zu wandeln. Er sah den Commissario an, legte die Rechte flach auf Brunettis Notizen und fragte: »Glauben Sie, Sie haben genug in der Hand, um ihm diese Giftmüllsache anzuhängen?«

Die illegale Entsorgung konnte ein Motiv gewesen sein, Tassini aus dem Weg zu räumen. Sobald sie bewiesen war und auch, daß Tassini davon gewußt hatte, bestand die Chance, noch weitere Verbindungen zwischen Fasano und Tassini aufzuspüren, vielleicht sogar einen Zeugen – jemanden, der sich erinnerte, Fasano in der Nacht, in der Tassini starb, in der Manufaktur gesehen zu haben. Kaum war Brunetti auf diese Möglichkeit gestoßen, da mußte er sich fragen, was denn verdächtig daran sei, wenn ein Unternehmer sich auf seinem eigenen Werksgelände aufhielt. Er beschloß, Pattas Frage so zu beantworten, wie sie gestellt war. »Ja. Wenn nicht er persönlich dafür haftbar ist, dann zumindest sein Betrieb. Irgendwer hat diese Leitung, und womöglich auch noch drei weitere, benutzt, um die Rückstände aus der *molatura* loszuwerden.«

»Ganz wie in alten Zeiten.« Patta sagte es ohne jede Ironie und fragte dann: »Welche Kostenersparnis hätte er damit erzielt?«

»Keine Ahnung.«

»Finden Sie's raus. Stellen Sie fest, was der Abtransport so einer Tankladung kostet.« Patta taxierte Brunetti mit einem langen Blick. »Ich kenne ihn aus dem Lions Club, und er hat noch nie einen ausgegeben. Sollte mich nicht wundern, wenn der miese Geizkragen sich wegen ein paar lumpiger hundert Euro reingeritten hat. Womöglich für noch weniger.«

Brunetti hätte nicht schockierter sein können, hätte eine englische Hofdame die Königin eine Schlampe genannt. Fasano war reich und mächtig. Und doch hatte Patta ihn soeben als miesen Geizkragen bezeichnet – oder sollte er sich verhöhrt haben?

»Sonst noch etwas, Dottore?« fragte Brunetti, sobald er seine Sprache wiedergefunden hatte.

»Im Augenblick nicht. Das mit der richterlichen Anordnung für Bocchese übernehme ich. Sagen Sie ihm am besten, er soll die jetzigen Proben vernichten. Wir eröffnen hiermit ein ganz neues Ermittlungsverfahren, und niemand soll uns nachweisen können, daß zuvor schon irgendwelche nicht genehmigten Untersuchungen durchgeführt wurden.«

»Ja, Dottore«, sagte Brunetti und erhob sich.

»Ach, und reden Sie noch mal mit diesen Installateuren. Aber hier bei uns, vor laufender Videokamera.« Brunetti nickte, und Patta fuhr fort: »Sorgen Sie dafür, daß der Mann dieses Rohr an der Außenmauer beschreibt. Und falls er sich damit auskennt, fragen Sie ihn, welche Mineralien in dem Zeug, das er

abtransportiert, enthalten und wie gefährlich die sind. Und lassen Sie ihn noch mal aus seiner Sicht erklären, wie dieser Deckel über das Rohr kam.«

»Ja, Dottore«, wiederholte Brunetti.

»Die Anordnung kriegen Sie nach dem Mittagessen. Schicken Sie Bocchese los, sobald Sie sie haben.« Pattas Ton wurde immer dringlicher. »Ach, und er soll ein paar Leute vom Umweltamt mitnehmen. Damit niemand unterstellen kann, die Proben seien womöglich manipuliert worden. Vielleicht könnten die vom Umweltamt sogar eigene Proben nehmen und, in Abstimmung mit Bocchese, zusätzliche Tests durchführen.«

»Ich werd's ausrichten«, sagte Brunetti.

»Sehr schön.« Patta lächelte selbstzufrieden. »Ich denke, das reicht.«

»Wozu, Dottore? Als Beweis dafür, daß Fasano Grund hatte, Tassini zu ermorden?«

Patta hätte nicht verblüffter sein können, wäre Brunetti plötzlich in Flammen aufgegangen. »Wer spricht denn von Mord, Brunetti?« Er legte den Kopf schief und betrachtete den Commissario so zweifelnd, als sei es fraglich, ob sie die ganze Zeit im selben Raum verbracht und über dasselbe Thema gesprochen hätten. »Ich will seine Kandidatur verhindern! Wenn Fasano tatsächlich Bürgermeister wird und mit seinem Clan im Rathaus einzieht – was soll dann aus den Verbindungen werden, die ich in zehn langen Jahren aufgebaut habe?« fragte Patta hitzig. »Haben Sie darüber schon mal nachgedacht?«

Als er Brunettis entgeistertes Gesicht sah, fuhr er fort: »Und bilden Sie sich bloß nicht ein, daß der diesen Umweltblödsinn aus politischem Kalkül verzapft, Brunetti. Nein, der glaubt wirklich dran!« Patta hob entnervt die Hände. »Ich hab ein paar von seinen Reden gehört: Fasano ist ein Konvertit, wie er im Buche steht, ein Fanatiker. Hat nur diesen Ökoschwachsinn im Kopf. Wenn der Bürgermeister wird, dann heißt es: aus der Traum für die U-Bahn vom Flughafen oder die Dämme in der Lagune oder für neue Hotellizenzen. Es würde die Stadt um fünfzig Jahre zurückwerfen. Und wie stünden wir dann da?«

Brunetti war wie vor den Kopf geschlagen. »Ich weiß es nicht, Dottore« war alles, was er herausbrachte.

Pattas Telefon klingelte, und er hob ab. Als er die Stimme am anderen Ende vernahm, wedelte er mit der Hand, als wolle er den Commissario aus dem Zimmer scheuchen. Brunetti ging.

Belesen, wie er war, kannte Brunetti auch den Jagannath aus der Hindu-Mythologie, jenes Götzenbild Krishnas, das in jährlicher Prozession auf einem Prunkwagen mitgeführt wird, unter dessen Räder sich die Frömmsten der Frommen werfen und dabei nicht selten zermalmt werden. Dieses Bild stand Brunetti vor Augen, während er Pattas Ermittlungen gegen Fasano und seine Umweltvergehen beobachtete und zusah, wie alle Fragen, die zu einer Untersuchung von Tassinis Tod hätten führen können, eine nach der anderen auf der Strecke blieben oder unter die Räder kamen.

Von dem Augenblick an, da Bocchese, begleitet von Inspektoren des Umweltamtes in Spezialkleidung und ausgerüstet mit einem Durchsuchungsbeschluß, den der glühendste Umweltschützer aus dem Richterkollegium unterzeichnet hatte, in der Vetreria Regini erschien, kämpfte Fasano mit dem Rücken zur Wand. Aufgeschreckt durch den Artikel im *Gazzettino*, empfing er Bocchese auf dem Gelände hinter seiner Manufaktur im Beisein seines Rechtsbeistands. Zunächst versuchte er, die Inspektoren am Betreten des Grundstücks zu hindern, aber sobald Bocchese dem Anwalt die richterliche Anordnung zeigte, blieb Fasano keine andere Wahl, als sich zu fügen.

Während die Kriminaltechniker anfangen zu graben, Erde aushoben, abfüllten und beschrifteten, wies Fasano darauf hin, daß der Bereich, den sie unter die Lupe nahmen, ursprünglich zu De Cals Besitz gehört habe. Alles, wonach sie suchten – hier spielte er mit großer Bravour den Ahnungslosen –, könne demzufolge nur von seinem Nachbarn dort deponiert worden sein. Die Inspektoren ignorierten ihn und seine Fragen, bis er schließlich samt seinem Anwalt unverrichteter Dinge abzog und sie ihre Arbeit machen ließ.

Zwei Tage später dachte Brunetti wieder an den Jagannath, als nämlich der *Gazzettino* ein Foto von dem riesigen Bagger veröffentlichte, der systematisch die Rohrleitung freilegte, die von der Brachfläche, in der eine hohe Schadstoffbelastung nachgewiesen wurde, zurück zur *vetreria* führte. In nächster Nähe der Manufakturen hatte, so war zu lesen, der Bagger einen Kreuzungspunkt zwischen zwei kleineren Leitungen zutage gefördert, deren eine aus De Cals, die andere aus Fasanos Werkstatt kam.

Brunetti betrachtete das Foto und sah, wie dieser mächtige Raupenschlepper, der sich so ins Zeug legte, um Fasanos Politikarriere niederzuwalzen, unter seinen massiven Laufwerken zugleich jede Hoffnung darauf begrub, daß Patta sich doch noch für Tassinis Tod interessieren könnte. Als einer, der sich keine Chance entgehen ließ, hatte Patta sich diesmal dem Ziel verschrieben, Fasano genau das Verbre-

chen nachzuweisen, auf dessen Bekämpfung seine ganze politische Karriere fußte: die Zerstörung der Lagune. Falls er wegen eines Umweltschutzvergehens vor Gericht kam und rechtskräftig verurteilt wurde, konnte Fasano seine politischen Ambitionen begraben, und das genügte, um nicht nur Patta selbst zufriedenzustellen, sondern auch jene mächtigen Verbündeten, deren Gunst er sich mit dem Sturz Fasanos zu sichern hoffte. Im Gegensatz zu diesem greifbaren Ziel winkte bei der Aufklärung von Tassinis mysteriösem Tod keine Erfolgsgarantie, sondern nur ein langwieriges und kompliziertes Ermittlungsverfahren, das womöglich nicht einmal zu einer Verurteilung führen würde. Also laßt die Finger davon, vergeßt die Geschichte, deklariert sie als Unfall und legt sie zu den Akten.

Brunetti, der den Fall aus der Ferne verfolgte, bekam – mit Signorina Elettras Hilfe – die per Video festgehaltenen Protokolle der Vernehmungen zur Einsicht, in denen Fasano und nach ihm De Cal von einem Untersuchungsrichter und von Tenente Scarpa befragt wurden.

De Cal war von Anfang an geständig. Er habe nur getan, was jeder vernünftige Geschäftsmann tun würde, nämlich sich der billigsten Methode zur Lösung eines Produktionsproblems bedient. Die Leitungen stammten noch aus der Zeit seines Vaters, er habe sie lediglich weiterbenutzt. Als der Richter seine Tanks trocken legen ließ, fand sich in allen eine zweite Garnitur sehr schmaler Abflußrohre, die jeweils

vierzig Zentimeter über Bodenhöhe in die Mauer führten. Neben jedem Rohr war, genau wie bei Fasano, eine einfache runde Klappe angeschweißt, mit der sich die Mündung des Rohrs öffnen und schließen und so der Wasserstrom regulieren ließ, der die giftigen Rückstände unter der Brachfläche hindurch in die Lagune leitete. Jene versumpfte Stelle im Gelände war durch ein Leck in der uralten Leitung verursacht worden: Der Bagger folgte ihrer Spur bis hinunter zur Bucht, wo das verseuchte Wasser, durch ein aufgelaßenes Dock getarnt, in die Lagune sickerte.

Die Ankündigung eines Bußgeldes nahm De Cal gelassen hin, wohl wissend, wie lächerlich gering so eine Strafe ausfallen würde. Auf die Frage, ob auch Signor Fasano das illegale Entwässerungssystem genutzt habe, lachte De Cal lauthals und erklärte dem Richter, das müsse er Signor Fasano schon selber fragen.

Fasano verhielt sich im Verhör völlig anders. Er habe seinen Betrieb erst vor sechs Jahren übernommen und von diesen Leitungen überhaupt nichts gewußt. Die müßten noch von seinem Vater stammen, der – wiewohl Fasano sein Andenken in Ehren hielt – ein Mann seiner Zeit war und sich um die ökologischen Probleme Venedigs eben nicht gekümmert habe. Selbstverständlich hatte man ihn über das Leck im Sedimentationstank und über den Besuch des Klempners unterrichtet. Sein Stellvertreter hatte das Problem geregelt, während er auf Geschäftsreise in Prag weilte. Es war Aufgabe eines

Geschäftsführers, sich um all die kleineren Belange des Betriebes zu kümmern, dazu habe er ihn ja eingestellt.

Hier hatte sich Scarpa, sicher angestachelt durch Fasanos überhebliche Art, eingemischt, um zu fragen – Brunetti hatte beim Lesen den sarkastischen Tonfall des Tenente im Ohr –, ob sein Geschäftsführer denn auch für den Tod eines seiner Mitarbeiter zuständig gewesen sei.

»Armer Teufel«, hieß es im Protokoll. »Ich kam an dem Morgen von einem Aufenthalt in meinem Landhaus zurück und erfuhr die traurige Nachricht bei meinem Eintreffen im Büro. Aber was Ihre Frage angeht, Tenente: Nein, ich habe es nicht meinem Geschäftsführer überlassen, sich darum zu kümmern. Obwohl ich den Mann kaum kannte, bin ich sofort hinüber zu De Cal, um meine Hilfe anzubieten, doch da hatte man die Leiche bereits weggeschafft.«

Das hatte offenbar gegessen. Jedenfalls stellte Scarpa keine weiteren Fragen mehr, und der Richter kehrte zu den Sedimentationstanks und den beweglichen Klappen über den Rohrmündungen zurück. Als Boccheses Männer sie entdeckten, waren alle versiegelt gewesen, und Fasano beteuerte erneut, nichts davon gewußt zu haben. An dieser Stelle beschlich Brunetti zum erstenmal der Verdacht, daß Fasano damit durchkommen würde. Sein hochverehrter Vater oder gar sein zweifellos nicht minder verehrter Großvater waren für dieses Leitungssy-

stem verantwortlich und hatten es zu einer Zeit genutzt, als es noch legal war, Abwässer in der Lagune zu entsorgen. Eindeutige Beweise dafür, daß die Leitungen in jüngster Zeit noch in Betrieb waren, lagen nicht vor, und mithin war Fasanos Ruf als Umweltschützer in keiner Weise beschädigt.

Der Richter fragte nicht nach Fasanos Verbindungen zu Tassini und legte keine Beweise für irgendwelche Kontakte vor, die über das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer hinausgegangen wären. Die Telefonate zwischen den beiden blieben unerwähnt. Für den Fall, daß der Richter sie aufs Tapet gebracht hätte, konnte Brunetti sich Fasanos Reaktion leicht ausmalen: Man dürfe doch nicht verlangen, daß er sich an jedes Gespräch mit seinen Untergebenen erinnere. Weder Patta noch irgendein Gericht würde ein Ermittlungsverfahren genehmigen, das auf einem so eklatanten Mangel an Beweisen fußte.

Inwieweit die Untersuchungen über die Zerstörung der Lagune Fasanos politischen Ambitionen schaden würden, wagte Brunetti nicht vorauszusagen. Es war schon geraume Zeit her, daß die Mitgliedschaft in einer kriminellen Vereinigung oder der Nachweis krimineller Machenschaften den Aufstieg in ein politisches Amt verhindert hatte, und so war es durchaus denkbar, daß die Mehrheit der Wahlberechtigten Fasano zu ihrem Bürgermeister küren würden. Sollte es soweit kommen, empfahl es sich für Brunetti, seinen Trost in Pattas Katzenjam-

mer zu suchen und sich ansonsten an den Rat zu halten, den Paola von ihrer jüngsten Jane-Austen-Lektüre an ihn weitergereicht hatte: Spar dir den Atem fürs Teekühlen. Im übrigen würde Patta einen Bürgermeister namens Fasano weit eher in Kauf nehmen als den Skandal und das Medienecho um die Mordanklage gegen einen wohlhabenden und mächtigen Mann, der mit noch viel Reicheren und Mächtigeren im Bunde war.

Angesichts solcher Aussichten überkam Brunetti ein unbezwinglicher Drang, der Questura zu entfliehen. Selbst wenn er nur auf einen Kaffee in die Bar an der Ecke ginge, würde er doch wenigstens die Sonne auf dem Gesicht spüren und vielleicht über den Kanal hinweg einen Hauch von Flieder erhaschen. Denn es war ja, trotz allem, immer noch Frühling.

Brunetti schnupperte tatsächlich Fliederduft, obwohl er sich noch innerhalb der Questura befand. Signorina Elettra gesellte sich auf der Treppe zu ihm. Sie trug eine Bluse, an die er sich nicht erinnern konnte: Auf cremefarbenem Seidengrund wetteiferten pinkfarbene und tiefrote Rispen miteinander, doch den Sieg trug Elettras Geschmack davon.

»Ah, Commissario«, sagte sie, als er ihr die Tür aufhielt, »ich fürchte, ich habe schlechte Nachrichten für Sie.«

Ihr Lächeln strafte ihre Worte Lügen, und so fragte Brunetti heiter: »Was gibt's denn?«

»Sie sind leider leer ausgegangen in der Lotterie.«

»Lotterie?« echote Brunetti, benommen vom Fliederduft und dem lauen Lüftchen, das ihnen entgegenwehte, als sie ins Freie traten.

»Der Vice-Questore hat Antwort von Interpol bekommen.« Sie knipste ihr Lächeln aus und sagte: »Leider wurde er nicht auf den Posten in London berufen.«

Sie waren am Kanalufer stehengeblieben, und das Sonnenlicht, das auf den Wellen tanzte, spiegelte sich in ihren Gesichtern. »Ein Verlust für die Briten«, sagte Brunetti in angemessen ernstem Ton.

Worauf Signorina Elettra entgegnete, sie sei sicher, daß der Vice-Questore es mannhaft tragen werde, und in entgegengesetzter Richtung davonestöckelte.

Brunetti hob den Kopf und sah Foa, der an Deck seines Bootes stand und Elettra mit den Blicken folgte. Als sie um die Ecke entschwand, wandte Foa sich dem Commissario zu: »Kann ich Sie irgendwohin bringen, Dottore?«

»Nicht im Dienst?« fragte Brunetti.

»Erst ab zwei. Da muß ich den Vice-Questore von Harry's Bar abholen.«

Ein langgezogenes »Ah« bekundete Brunettis Anerkennung für Pattas trefflichen Geschmack. »Und bis dahin?«

»Sollte ich vermutlich hierbleiben und mich in Bereitschaft halten«, gestand der Bootsführer lustlos. »Aber lieber wär's mir, ich dürfte Sie irgendwohin fahren. Es ist so ein schöner Tag.«

Brunetti schirmte mit der Hand die Augen vor der Frühlingssonne ab. »Ja, da haben Sie recht«, sagte er, schon ganz unter dem verderblichen Einfluß von Foas Abenteuerlust. »Wie wäre es mit dem Canal Grande?« schlug er aufs Geratewohl vor.

Als sie an Harry's Bar vorbeikamen, wo Patta mit einer vermutlich hochrangigen Persönlichkeit saß, bemerkte Brunetti, daß die Gärten zu beiden Seiten des Kanals wieder zum Leben erwachten. Krokusse versuchten sich unter immergrünen Sträuchern zu verbergen; Narzissen waren weniger schamhaft; die ersten Magnolienknospen würden in einer Woche aufspringen; mit ein bißchen Regen sogar schon früher.

Er sah die Plakette an dem Haus, in dem Lord Byron gewohnt hatte, ein Mann, der, wie der junge Brunetti, in diesen Fluten geschwommen war. Aus und vorbei.

»Möchten Sie nach Sacca Serenella?« fragte Foa mit einem Blick zur Uhr. »Die Zeit reicht grade für ein Mittagessen drüben und zurück.«

»Danke, Foa, aber ich glaube nicht, daß ich dort noch mal hinfahre. Zumindest nicht beruflich.«

»Ja, ich hab davon gelesen, und Vianello hat mir einiges erzählt.« Foa winkte einem Gondoliere zu, der in einiger Entfernung vor ihnen kreuzte. »Die können also unsere Gewässer verschmutzen, soviel sie wollen, und kommen ungestraft davon?«

»Die Leitungen in Fasanos *fornace* sind versiegelt

worden. Kein Mensch weiß, wann, kann Jahre her sein«, erklärte Brunetti. »Man konnte ihm nicht mal nachweisen, daß er davon gewußt hat. Die stammten noch von seinem Vater, vielleicht sogar vom Großvater.«

»Geiziges Pack, alle miteinander«, fluchte Foa.

»Sagt wer?«

Foa nahm eine Hand vom Steuerrad, knöpfte seine Jacke auf und lockerte, der Sonne zu Einem, die Krawatte. »Der Vater eines Freundes, der auf Murano wohnt: Er kannte sie beide, Vater und Großvater Fasano. Und ein Onkel von mir, der für den Senior gearbeitet hat. Die Fasanos, pflegte der zu sagen, täten alles, nur um fünfzig Lire zu sparen.« Und mit einem aufsteigenden Lachen in der Kehle fügte er hinzu: »Und ein Schulfreund von mir, der kann auch ein Lied davon singen.«

»Was ist denn so lustig?« fragte Brunetti, der die Bäume in einem Garten am linken Ufer betrachtete.

»Heute ist er Kapitän bei der ACTV.« Foa gluckste immer noch vor Vergnügen. »Stammt von Murano, daher kennt er Fasano, und sein Vater kannte dessen Vater und so weiter.«

Solche generationsübergreifenden Nachbarschaftsverhältnisse waren in Venedig gang und gäbe; Brunetti nickte verständnisvoll.

»Nando – so heißt mein Freund – hat mir kürzlich erzählt, daß er Fasano vor ungefähr einer Woche an Bord hatte. Und da hat der doch tatsächlich versucht, sich ums Fahrgeld zu drücken. Ist ohne

Karte eingestiegen und hat dann behauptet, er hätte nur vergessen zu stempeln. Dabei hatte er erst gar keine gelöst.«

»Der Kapitän kontrolliert die Fahrkarten?« fragte Brunetti verblüfft. Wenn das tatsächlich vorkam, wer steuerte dann das Boot?

»Nein, nein, das machen schon die Kontrolleure. Normalerweise sind die nur tagsüber im Einsatz, aber in den letzten Monaten haben sie auch nachts kontrolliert, weil die Leute da eben nicht damit rechnen.« Foa unterbrach sich, um den Kapitän eines tiefliegenden Lastkahns zu grüßen, den sie gerade überholten, und Brunetti glaubte, damit sei das Thema abgehakt.

Aber Foa nahm den Faden wieder auf. »Jedenfalls hat Nando, der an Deck war, als es passierte, und Fasano natürlich erkannte, die Kontrolleure am Ende der Tour gefragt, wie er sich denn rausgeredet hätte. Die übliche Leier: Ich habe vergessen zu stempeln, beim Einsteigen versäumt, ein Ticket zu lösen. Aber die Jungs kennen jede Ausrede.« Foa lachte wieder. »Einer hatte mal eine Frau, die behauptete, sie müsse zur Entbindung in die Klinik.«

»Und was ist passiert?«

»Der Kontrolleur hat sie gezwungen, den Mantel aufzuknöpfen, und ihr Bauch war so flach wie ...« Foa stockte, warf einen Blick auf Brunetti und ergänzte: »So flach wie meiner.«

Vielleicht um das verlegene Schweigen zu über-

brücken, kehrte Foa zu seiner ursprünglichen Geschichte zurück. »Die Kontrolleure haben Fasanos Ausweis verlangt, doch er behauptete, keinen bei sich zu haben. Hätte seine Brieftasche zu Hause vergessen. Aber dann kramte er etwas Geld aus der Tasche und zahlte das Bußgeld gleich vor Ort. Nando meinte, so geizig, wie der ist, hätte er ihm zugetraut, daß er seinen Namen angegeben und die Anzeige später durch einen Spezi löschen lassen. Aber nein, er zahlte, noch bevor sie seine Personalien für den Bußgeldbescheid aufnehmen konnten.«

Brunetti riß sich von den Betrachtungen über den machtvoll fortschreitenden Frühling los und fragte: »Welche Linie war denn das?«

»Die 42«, sagte Foa, »Richtung Sacca Serenella.«

»Und nachts, sagen Sie?«

»Ja. So hat's mir Nando erzählt.«

»Hat er gesagt, wie spät es war?« fragte Brunetti.

»Hm?« brummte Foa, der gerade hinter einem Frachtboot aufholte und elegant daran vorbeischoß.

»Ob Ihr Freund die Uhrzeit erwähnt hat?«

»Nicht, daß ich wüßte. Aber die Schicht macht normalerweise um Mitternacht Schluß«, sagte Foa und schickte ein langes Hupsignal zu dem Boot hinüber, das sie gerade überholt hatten.

»Wann genau ist das passiert?« fragte Brunetti.

»Irgendwann letzte Woche«, antwortete Foa.

»Zumindest habe ich Nando so verstanden. Wieso?«

»Könnten Sie das genaue Datum rauskriegen?«

»Ich denke schon. Wenn er sich noch dran erin-

nert«, sagte Foa, verwundert über die plötzliche Neugier des Commissario.

»Würden Sie ihn anrufen?«

»Wann?«

»Jetzt gleich.«

Falls ihm dieses Ansinnen sonderbar erschien, so ließ Foa es sich nicht anmerken. Er zog sein *telefonino* aus der Tasche, tippte eine Nummer ein, studierte das Display und drückte noch ein paar Tasten.

»Ciao, Nando!« rief er. »Ja, ich bin's, Paolo.« Es folgte eine lange Pause, nach der Foa fortfuhr: »Ich bin im Dienst, aber ich muß dich was fragen. Weißt du noch, wie du mir erzählt hast, daß Fasano auf deiner Route beim Schwarzfahren erwischt wurde und blechen mußte? Erinnerst du dich, an welchem Abend das war?« Nach kurzem Schweigen drückte Foa das Handy an die Brust und sagte: »Er guckt in seinem Dienstplan nach.«

»Wenn er wieder in der Leitung ist, fragen Sie ihn bitte nach der Uhrzeit«, sagte Brunetti.

Der Bootsführer nickte, klemmte sich das Handy zwischen Schulter und Ohr, und Brunetti schaute hinüber zur Fassade der Ca' Farsetti, dem Rathaus. Wie hübsch es aussah, weiß und unvergänglich, mit all den Fahnen davor, die im Wind knatterten. Wer Venedig regierte, beherrschte nicht mehr die Adria und Konstantinopel, aber es war immer noch ein stolzes Amt.

»Ja, ich bin noch dran«, rief Foa ins *telefonino*. »Dienstag? Bist du ganz sicher?« fragte er. »Und die

Uhrzeit? Weißt du die noch?» Es entstand eine kurze Pause, und dann sagte Foa: »Nein, das ist alles. Dank dir, Nando. Meld dich mal wieder, okay?« Es folgte noch ein kurzer, freundschaftlicher Wortwechsel; dann steckte Foa das Handy wieder ein.

»Haben Sie gehört, Commissario? Dienstag.«

»Ja, Foa.« Die Nacht, in der Tassini starb, die Nacht, die Fasano laut seiner Vernehmung – auf Video festgehalten, das Protokoll mit Fasanos Unterschrift beglaubigt – in seinem Landhaus verbracht hatte.

»Und wie spät war es?«

»Nando sagt, es war kurz vor Mitternacht, aber die genaue Uhrzeit müßte auf der Bußgeldquittung vermerkt sein.«

»Er hat eine Quittung bekommen?« Brunetti betete im stillen, daß es die nicht ohne Kopie gäbe.

»Na klar! Der miese Knicker wird wahrscheinlich noch versuchen, sie von der Steuer abzusetzen – die Fahrt als Geschäftsreise ausgeben oder so was. Aber die Uhrzeit steht auch auf der Kopie in der ACTV-Zentrale.«

»Mit seinem Namen drauf?«

»Nein, Nando sagt, er hätte seinen Namen nicht angegeben, nur das Bußgeld bezahlt. Aber von den Kontrolleuren hat ihn auch einer erkannt. Er und Nando haben sich noch darüber amüsiert, nachdem Fasano ausgestiegen war.«

Das Boot rauschte unter der Rialto-Brücke durch, kurvte in weitem Bogen am Markt vorbei und nahm

Kurs auf die dritte Brücke. Als Brunetti Sekunden später auf die Uhr schaute, war es kurz nach eins.

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht, Foa, dann möchte ich Sie bitten, umzukehren und mich zu Harry's Bar zu bringen.«

»Wollen Sie mit dem Vice-Questore zu Mittag essen?« Foa drosselte den Motor und vergewisserte sich mit einem Blick über die Schulter, ob er freie Bahn hatte.

Brunetti, der ihn jetzt nicht ablenken wollte, wartete, bis Foa das Wendemanöver vollzogen hatte und er auf dem richtigen Kurs war. Erst dann sagte Brunetti mit dem Anflug eines Lächelns: »Nein, ich glaube, ich werde dem Vice-Questore den Appetit verderben.«